

Princeton University Library



32101 072906223

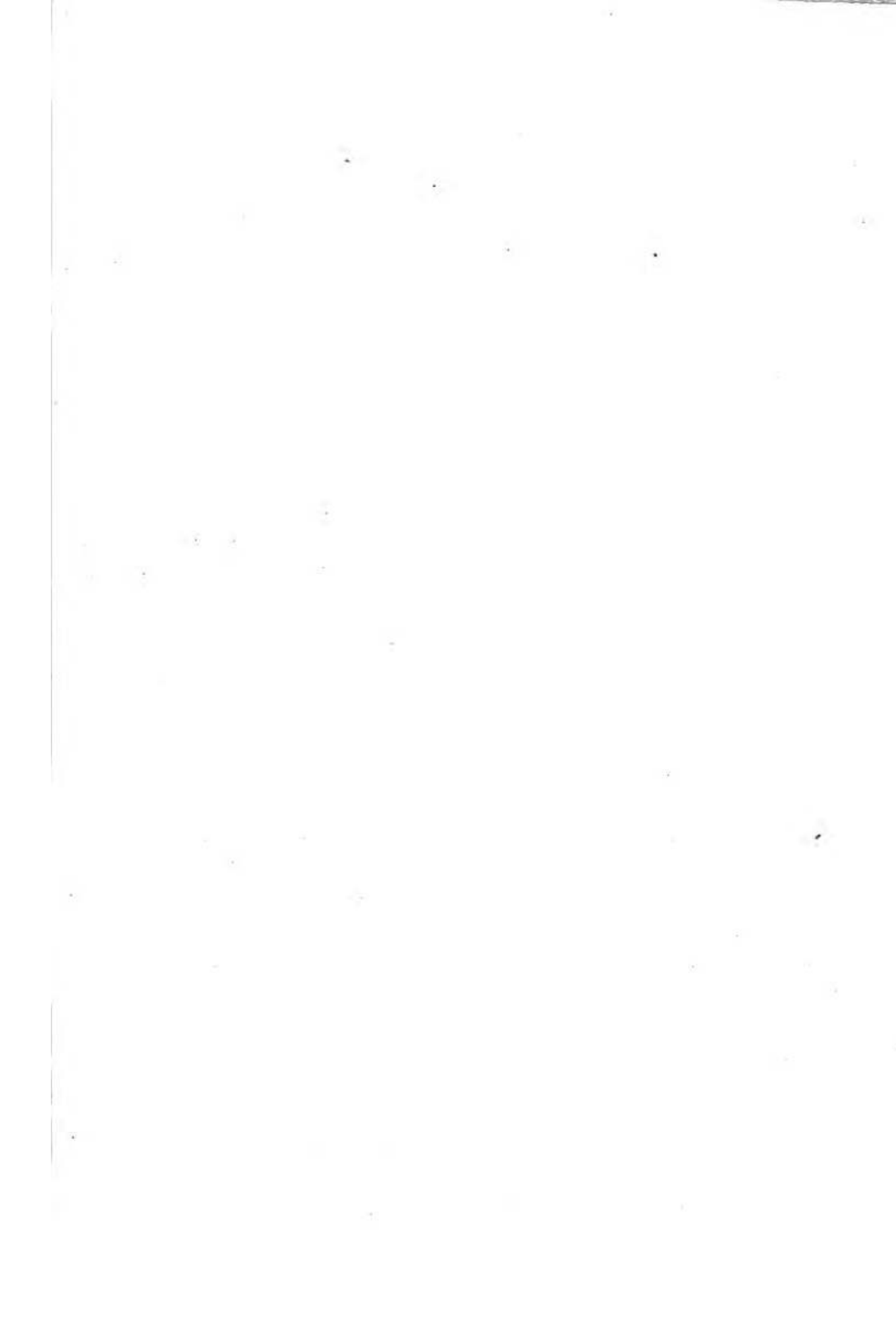
Library of

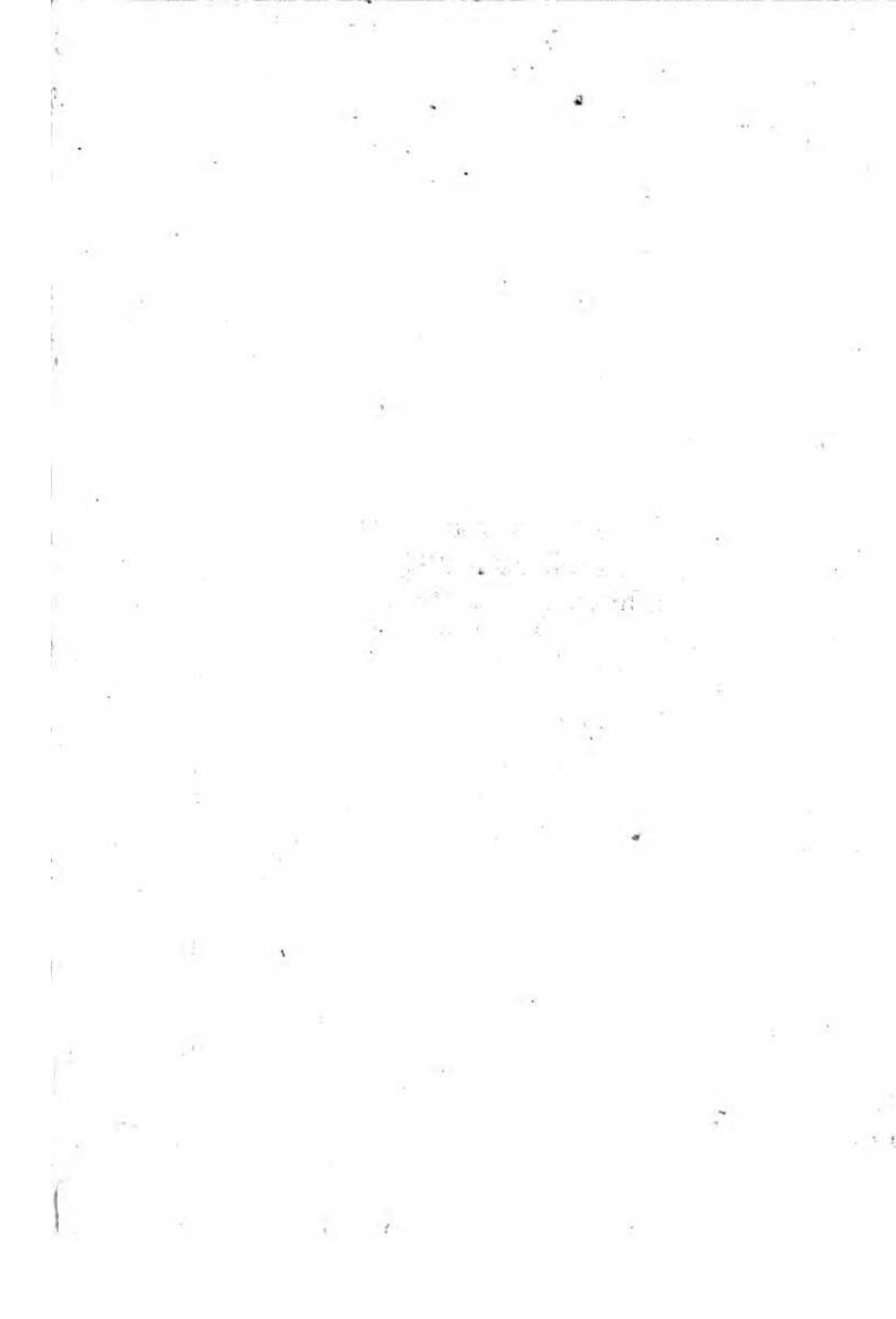


Princeton University.

Presented by

Harry C. Black '09







Frih Reuter.

Nach einer Lithographie von Krichuber. Zeichnung von Haertel.

Wahrheit und Dichtung
in
Frik Reuter's Werken.

Urbilder bekannter Reuter-Gestalten

von

Gustav Raab.

Mit Portraits, Skizzen, Ansichten zc., zum Theil nach Originalen von
Reuter's Hand.

Wismar.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.

1895.

Alle Rechte, auch das Recht der Uebersetzung, vorbehalten.

Herrn Redacteur

Reinhold Schlingmann

in Berlin

in Dankbarkeit gewidmet.



3-26-59 Black

3481
15
9/59



Inhalt.

	Seite
I. Stromtid.	
Vorbemerkung	1
Onkel Bräsig	1
Moses	7
Fritz Triddelsitz	12
„Gütt Akzeffer“ und Doktor „So un So“	16
Pastor Behrens und Frau	19
Jamel Pomuchelskopp un sin Häuning	22
Rudolf Kurz	31
Der Reformverein.	
Advokat Rein	32
Schuster Hanne Bank	39
Kaufmann Kurz	40
Färber Johann Meinswegen	40
Gastwirth Grammelin	40
Stadtmusikus David Berger	41
Notar Eufuhr	42
Rektor Valbrian-Schäfer	44
II. Franzosentid.	
Amtshauptmann Weber und sein „Reiting“	48
Bürgermeister Reuter	52
Onkel „Herse“	58
De Uhrenmaker „Dro-i“	64
Mamsell Westphalen	68
Fil' Besserdich	71
Fritz Sahlmann	72
Möller Bofß	75
Friedrich Schult	80
Bäcker Witt	82

	Seite
Ritte Risch	83
Stadtdiener Luth	87
Frau Weber Stahl	88

III. Hanne Nüte.

Köster Suhr	89
-----------------------	----

IV. Festungstid.

„Franzof' B.“	93
„Kaptein“	100
Der „Erzbischof“	107
Der „Philosoph“ Schramm	111
„Don Juan“	123
„Kopernikus“	127
Commandant v. Toll, Schamberg, Döfler und Bartels	131

Nebenfiguren aus Magdeburg.

Vorbemerkung	133
Gr.	134
H mann	135
Br	135
M	136
Auf der Festung „Daems“	137

V. De meckelnbörg'schen Montecchi un Capuletti.

Vorbemerkung	142
Tante Line	143
Köster Beerbaum	146

VI. Dörschlächting.

Adolf Friedrich IV. (Dörschlächting)	148
Conrektor Nepinus	151
Hospoet Kägebein	155
Hofrath Altmann	158
Bäcker Schultsch	159
Kammerpächter Wendhals	161

VII. Läujschen und Nimels	162
-------------------------------------	-----

Verzeichniß der Bilder.

1. **Fritz Reuter.** Nach einer Lithographie von Johs. Kriehuber. Gezeichnet von E. Haertel.
2. **Bräsig.** In der Darstellung des Hoffchauspielers Aug. Funckermann.
3. **Moses.** (Moses Jjaak Salomon.) Nach einem Oelgemälde.
4. **Fritz Triddelfitz.** (Karl Traebert.) Nach einer Photographie.
5. **Doktor „So un So“.** (Dr. Liebmann-Stavenhagen.) Nach einer Photographie.
6. **Rudolf Kurz.** (Fritz Peters-Thalberg.) Nach einer Photographie.
7. **Deconomierath Fritz Peters-Siedenbollentin.** Nach einer Photographie.
8. **Advocat „Rein“.** (Ludwig Reinhardt.) Nach einer Photographie.
9. **Amthauptmann Weber.** Nach einer Silhouette.
10. **Amthauptmann Weber's „Reiting“.** Nach einem Original im Besitze der Enkel.
11. **Bürgermeister Reuter.** Nach einer Lithographie. — Zeichnung von Fritz Reuter.
12. **Apothekerrechnung des „Unkel Herje“.** Nach der Originalhandschrift.
13. **Stavenhagen vor 50 Jahren.** Nach einem Stahlstich.
14. **Das „Schloß“ in Stavenhagen.** Nach einer Photographie.
15. **Das Rathhaus in Stavenhagen.** Nach einer Photographie.
16. **Ansicht von Stavenhagen.** Jetztzeit. — Nach einer Photographie.
17. **„Mitte Risch“.** (Glaser Risch.) Nach einer Photographie.
18. **De „Franzof“ B.** (Studiojus Joh. Guittienne.) Nach einer Lithographie.
19. **De „Kapteihn“.** (Nachheriger Justizrath Schulke in Meseritsch.) Nach einem Oelgemälde von Fritz Reuter.

20. Der „Paradieshof“ in der Berliner Hausvogtei. Nach einer Federzeichnung von Fritz Reuter.
 21. Der „Erzbischof“. (Schriftsetzer Anton Witte.) Nach einem Delgemälde von Fritz Reuter.
 22. Der „Philosoph“ Schr... (Studiojus Karl Schramm.) Nach einem Delgemälde.
 23. Prediger Karl Schramm in Nordhausen. Nach einer Photographie.
 24. „Don Juan“. (Buchhändler Wilh. Cornelius.) Nach einer Bleistiftzeichnung von Karl Schramm.
 25. „Lütt Kopernikus“. (Studiojus Fr. Wilh. Vogler.) Nach einem Pastellgemälde von Fritz Reuter.
 26. Commandant von Toll (Graudenz). Nach einer Federzeichnung von Karl Schramm.
 27. Lieutenant Köffler (Graudenz). Nach einer Federzeichnung von Karl Schramm.
 28. Herzog Adolf Friedrich IV. („Dörchlüchting“). Nach einem Delgemälde im Rathhause von Neubrandenburg.
 29. Wohnhaus des Conrektors Kepinus. Nach einer Photographie.
 30. Das Rathhaus von Neubrandenburg. Nach einem Lichtdruck.
 31. Hofrath Altmann. (Friedr. Georg Karl Neumann.) Nach einem Gypsrelief.
 32. Das Herzogl. Palais in Neubrandenburg. Nach einer Photographie.
-

Herrn
Redacteur Reinhold Schlingmann

in Berlin.

Hochgeehrter Herr!

Im Sommer 1886 hatte ich Ihnen für die „Deutsche Lesehalle“ einen Artikel „Das Urbild des Rösler Suhr“ zugesandt, auf das ich durch einen Zufall gerathen war, und unverzüglich richteten Sie an mich die Aufforderung, auch den Urbildern anderer Reuter-Gestalten nachzugehen und für die „Lesehalle“ zu bearbeiten.

Ich sagte zu. Doch erst, als mein Brief im Postkasten lag, fiel mir die Schwere der übernommenen Aufgabe aufs Herz. Wo sollte ich beginnen und wie? Hatte doch Reuter, als die „Stromtid“ erschienen war, näher stehenden Freunden nur bezüglich weniger Gestalten das Zugeständniß ausgesprochen, daß sie unter anderen Namen wirklich gelebt hätten und von ihm mit allen ihren charakteristischen Eigenheiten in seine Erzählungen aufgenommen worden seien.

Die dichterische Gestaltungskraft, der schaffende Humor Fritz Reuter's haben sich bei jeder seiner Figuren so glänzend bewährt, jede Gestalt, mit wenigen Ausnahmen, tritt so außerordentlich lebensfrisch, so wahr, so „natürlich“ vor uns hin, daß es eigentlich müßig wäre, die Frage zu untersuchen, ob wir frei geschaffene Produkte dichterischer Phantasie, oder ob wir Menschen vor uns haben, die wirklich einst lebten und athmeten. Nehmen wir doch einfach an, ja, sie haben alle gelebt, es sind lauter Menschen, die Reuter gekannt, deren Schicksale er verfolgt hat und deren Leben er uns nun im fesselnden Rahmen schildert. Um so größer steht er als Dichter da, der die Aufgabe hat, das Leben, das wahre pulsirende

Leben zu zeichnen und uns durch die ihm entnommenen Bilder und Gestalten zu erheitern, zu rühren und zu erheben. Nehmen wir also an, so wie der Dichter sie geschildert, so sind sie gewesen, wir brauchen nicht erst nachzuforschen, nicht erst nach Beweisen zu suchen.

Und doch! — Gerade, weil dem Leser so viele Reuter'sche Gestalten persönlich lieb und theuer wurden, weil sein Herz sich an sie hängte, wollte er mehr von ihnen wissen, wollte er vor Allem erfahren, ob sie wirklich und wahrhaftig gelebt hätten. Daß die Gestalten in der „Franzosenzeit“ (die man zum größten Theil in „Mine Vaterstadt Stavenhagen“ wiederfindet), in der „Festungszeit“, in „Dörchlüchting“ und in „De Meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti“ fast ausnahmslos der Wirklichkeit entnommen waren, stand von vorn herein fest; um diese hatte es sich bei der Frage, ob sie wirklich gelebt, auch nicht gehandelt. Aber wie stand es mit den Gestalten der „Stromzeit“, der „Reis' nah Belligen“, des „Hanne Nüte“? Wer war Bräsig? Hat er wirklich gelebt? Wer war der alte Moses? Wer Hawermann? und viele Andere? Hat sich das Alles wirklich begeben, wie Reuter erzählt? Ist es denn nicht eine „wahre Geschichte“?

Wir haben unter den Reuter'schen Figuren also zweierlei Arten zu unterscheiden. Erstens solche, bei welchen es aus den Werken, in welchen sie auftreten, bereits unzweifelhaft hervorgeht, daß sie gelebt haben. Das sind hauptsächlich die Figuren der „Festungszeit“ und die meisten der „Franzosenzeit“. Zweitens solche, die frei geschaffen sein konnten, von welchen der Leser aber erst recht vermuthete, daß sie der Wirklichkeit angehörten. Noch eine, aber nur ganz kleine Reihe von Gestalten war da, welcher man ihre künstliche Erschaffung von der Stirn ablesen konnte. Das waren die wenigen Figuren, die der ureigensten Anschauung des Dichters fremd waren, die er sich formte, weil er sie brauchte, die er aber mit körperlichem Auge nur flüchtig angesehen, mit geistigem Auge nicht ausforscht hatte, das waren Axel und Franz von Rambow, Frieda, ja selbst Louise Hawermann, kurz Gestalten, die sich nicht

dazu eigneten, unter den Brennspiegel des Humors gestellt zu werden, des frischen, herzlichen, lebendampfenden Humors, in dem sich die ganze Dichterkräft Neuter's concentrirt. — Es handelte sich nun für mich darum, über die Figuren der ersten Art mehr zu erfahren, als Neuter im Rahmen der Dichtung über sie berichtet, zu erforschen, wer sie gewesen und was aus ihnen geworden. Bei den Figuren der zweiten Art hieß es zugleich, festzustellen, ob sie überhaupt gelebt haben, oder aber denjenigen Persönlichkeiten nachzuspüren, die Neuter bei der Gestaltung jener vorgeschwebt hatten, und denen er, um jene damit auszustatten, ihre originellen Charaktereigenschaften abgelauscht. — Warum Neuter selbst mit den Urbildern seiner Gestalten zurückgehalten, ist leicht begreiflich, wenn man erwägt, daß viele derselben noch lebten, als er seine Dichtungen zu veröffentlichen begann.

Als ich darüber klar zu sein glaubte, auf welche Gestalten ich meine Bemühungen zu richten hatte, machte ich mich an die Hauptarbeit — an das Suchen und Finden. Hierüber will ich mich kurz fassen. Es vergingen Monate, ehe ich auf eine wirklich verlässliche Spur stieß. Als ich aber die erste Quelle gefunden hatte, brauchte ich nur ihrem Lauf zu folgen; sie führte mich in einen Bach, in den auch andere Quellen mündeten, der Bach erweiterte sich und nahm wieder andere auf — bis er endlich zu einem Strom wurde, auf dem mir die Einzelmittheilungen zahlreich entgegentrieben. Mit der Zeit wuchsen meine Gewährsmänner und Vertrauenspersonen zu einer großen Anzahl an. Es waren sowohl Altersgenossen, Jugendgespielen, Freunde und nähere Bekannte des Dichters darunter, als auch Personen, die ihm zu diesen oder jenen Gestalten Modell gestanden hatten, oder es waren seine Leidensgenossen aus der Festungszeit. Manche dieser angerufenen Zeugen schienen es als eine Verantwortung zu empfinden, die Angaben über ihre Persönlichkeiten nicht mit ihrem Dahinscheiden verloren gehen zu lassen, nachdem der große Humorist sie inmitten seiner Werke gestellt. Und so berichteten sie willig und reichlich und thaten ein Mehr, indem

sie mir die Portraits und Skizzen zugänglich machten, ausgenommen die im Besitz der Verlagshandlung befindliche Zeichnung der Hausvoigtei von Reuter's Hand), mit welcher das Werk ausgestattet ist.

Ob es heute noch möglich sein würde, den Reuter-Gestalten nachzugehen? — Nein. — Denn alle Hauptzeugen starben bald dahin. Nur zwei Jahre später, und ich hätte das Material für dieses Buch nicht mehr sammeln können. Ich darf mir diese Arbeit nicht als ein Verdienst anrechnen; es war ein Zufall, der mich vor die Aufgabe stellte, deren Ausführung bei der großen literarischen Bedeutung Reuter's und seiner Schriften vielleicht nicht ganz ohne Werth ist. Mein Dank gebührt den Entschlafenen und den wenigen noch Lebenden, die durch ihre bereitwilligen, von mir gesammelten Mittheilungen manche liebe Reuter-Figur den Lesern noch näher gebracht, als es schon durch seine Werke geschehen, oder aber andere Gestalten in ein interessantes Licht gestellt haben.

Auch Ihnen, verehrter Herr, sage ich herzlichsten Dank für die Bereitwilligkeit, mit der Sie meinen Artikeln, welche nun nach sorgfältiger Revision und Uebersetzung als Buch erscheinen, fortlaufenden Raum in der „Lesehalle“ gewährten und mir dadurch auch aus dem Kreise Ihrer Leser manchen werthvollen Wink und manche interessante Einzelheit verschafften. Da sich auch die Hamburger Presse für die Reuter-Gestalten interessirte, so veröffentlichte ich einige der Artikel in neuer Bearbeitung auch in dem mir freundlich gesinnten „Hamburger Fremdenblatt“.

Hier möchte ich eine Einzelheit anführen, die eigentlich in dem Abschnitt über Rudolf Kurz hätte Platz finden müssen, und die wohl Manchen interessiren dürfte. Woher stammt die allerliebste Geschichte von der weggeschnappten Predigt, die Reuter in der „Stromtid“ verwerthet, wo Rudolf der Attentäter, der arme Gottlieb Baldrian das Opfer ist? Sie rührt von dem 1803 verstorbenen Vater des Dichters Rossegarten her; derselbe war Pfarrer in dem Mecklenburgischen Städtchen Grevesmühlen, und manche originelle Züge und kleine Absonderlichkeiten im Gedächtniß dieses Mannes

haben sich bis heute erhalten. Es gab zwei Pfarreien in Grevismühlen und die Pfarrgärten stießen an einander. Nun war der zweite Prediger, Namens Wandelin, ein schlechter Prädicant; er mußte sich viel mit dem Memoriren plagen und pflegte dabei laut lernend in seinem Garten auf- und abzugehen. Und so geschah es ihm denn, genau, wie Neuter es seinen Gottlieb erleben läßt, daß er eines Sonntags Morgens hören mußte, wie sein Amtskollege Rosgarten Wort für Wort seine mühsam auswendig gelernte Nachmittagspredigt vortrug. Ein hochbetagter Geistlicher, dessen Wiege im Rosgarten'schen Hause stand, hat mir den Ursprung der heiteren Geschichte berichtet.

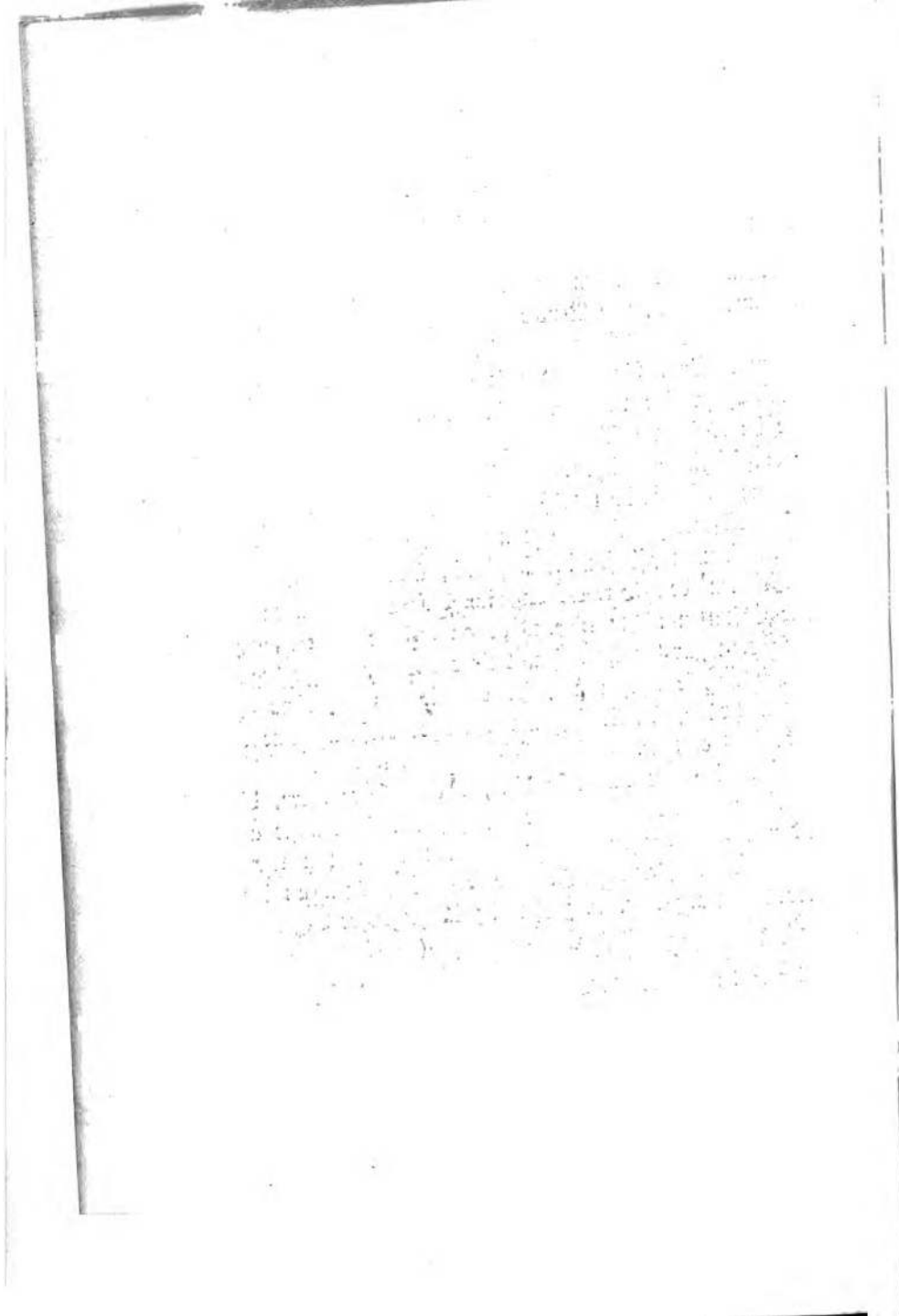
Nach dieser kleinen Abschweifung will ich nur noch bemerken, daß ich selbstverständlich das umfangreiche Material, das mir von nah und fern zugeflossen ist, sorgfältig aufbewahren werde. Diese Briefe liefern den Beweis, daß ich den Mittheilungen über die Neuter-Gestalten nichts Eigenes oder nur Vermuthetes hinzugethan habe, sondern gar häufig mich mit einer Auskunft nicht begnügte, so wahrscheinlich sie auch klang, sondern sie erst auf Grund weiterer Aussagen prüfte, damit ich als endliches Resultat nur durchaus Zuverlässiges erhielt.

Indem ich Sie nunmehr bitte, hochverehrter Herr, die Widmung dieser Arbeit — von der ich hoffe, daß man sie als einen bescheidenen Beitrag zur Neuter-Literatur anerkennen werde, und daß viele Neuter-Freunde Interesse und Vergnügen an ihr finden — freundlichst anzunehmen, zeichne ich in herzlichster Ergebenheit als

Ihr

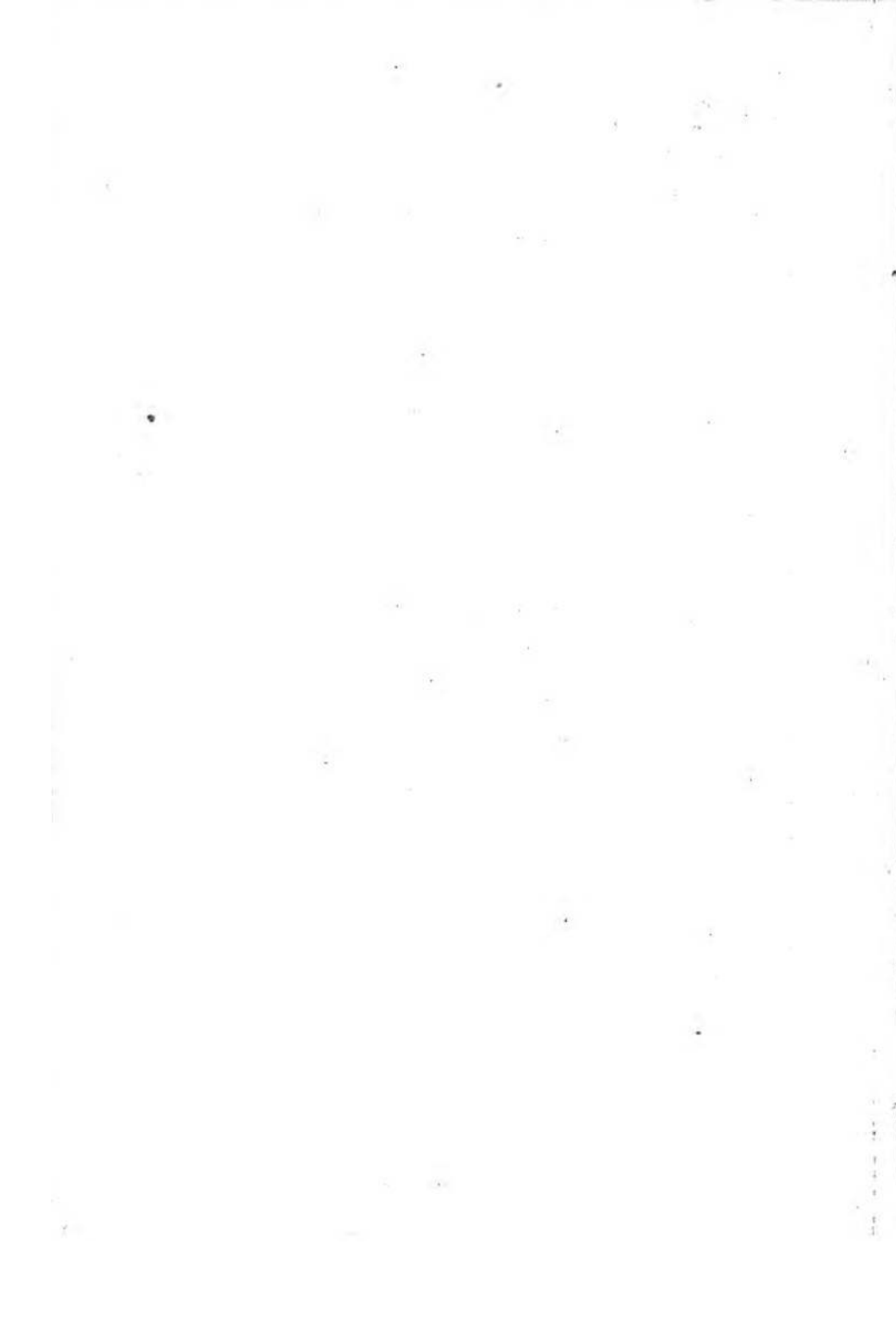
Wismar, im Oktober 1894.

Gustav Raatz.





Koffschauspieler Junkermann als „Onkel Bräsig“.
Nach einer Photographie.



I. Stromtid.

Vorbemerkung.

Obschon es unter zum Theil gar schwierigen Umständen gelang, eine Anzahl der von Reuter in der „Stromtid“ verwertheten Urbilder zu entdecken, so mußte schließlich die Forschung nach den übrigen als völlig aussichtslos aufgegeben werden. Daher wird man in der Sammlung schmerzlich vermissen den ehrwürdigen Hawermann, das Nüßler'sche Ehepaar und die Druwapp'els Gestalten, die nach der Art ihrer Beschaffenheit und ihrer Verwendung unbedingt von Fleisch und Blut waren. Geringer dürfte dagegen das Verlangen nach dem Urbilde der Luise Hawermann sein, obschon sie vom Dichter mit einem poetischen Hauche umwoben ist, und vielleicht noch weniger nach den Rambow's. Wenn auch angenommen werden darf, daß Reuter bei diesen adeligen Gestalten gleichfalls von bestimmten Personen ausgegangen war, so standen sie ihm doch, abgesehen von Luise, gesellschaftlich fern, und daraus erklärt es sich, warum sie ihm nicht recht gelangen, und er sie zumeist steif, ungelentig und geistig nicht hervorragend einhergehen ließ, so daß sie beim Lesen keine rechte Befriedigung aufkommen lassen. Bei Luise, die anfänglich allerdings anspriecht, beging Reuter den Fehler, daß er sie nicht in ihrer angeborenen Umgebung glücklich werden, sondern sie ihr Glück in einem anderen und ihr fremden Kreise finden läßt. Ihr Bräutigam ist mehr Holz als Fleisch, und auch sie büßt zunehmend an Leben ein und löst sich später sozusagen in einen Schatten auf.

Uncel Bräfig.

Groß angelegte Charaktere in der Literatur sind niemals ein Produkt rascher Stunden gewesen, sondern haben zu ihrer Geburt, Entwicklung und geistigen Reise und Höhe ohne Drang und Zwang

ihre Zeit nöthig gehabt. Auch Bräsig hatte seine Zeit von nöthen, bis er werden konnte, was er ward. In seinem Beginn tritt er ländlich-philiströs, ungelentig, ideenarm, nach Humor und Witz haschend und daher nicht sonderlich ansprechend auf; auf seiner zweiten Stufe benimmt er sich schon etwas natürlicher und nicht ganz ohne einigen Weltblick, wogegen er auf seiner dritten und letzten Stufe nichts mehr von früheren Mängeln an sich hat und bei aller realen Urwüchsigkeit idealisirt erscheint, so zwar, daß alle seine Worte und Handlungen wie die Ausstrahlung eines geläuterten Herzens und Gemüths und zugleich einer edlen und moralischen Denkweise erscheinen. Nun kann Jeder mit ihm mitdenken, mitfühlen, mitweinen und mitlachen, weil von seinen Empfindungen ein Vorrath auch in der eigenen Brust vorhanden ist, die durch ihn nur losgemacht werden dürfen, und weil Dem so ist, weil er aus dem Herzen eines jeden gut und menschlich Fühlenden heraus spricht, so ist er bei sonstigen vorzüglichen Eigenschaften zu einer Weltfigur geworden. Diese drei Stadien der Entwicklung Bräsig's erkennen wir erstens aus den Bräsig-Briefen in dem von Reuter 1855 und 1856 herausgegebenen Unterhaltungsblatte für Mecklenburg und Pommern; zweitens aus den 1861 erschienenen „Abendtheuern des Entspekter Bräsig“ und drittens aus der unvergleichlichen und unvergänglichen „Stromtid.“

Es ist nicht allein dem Verfasser so ergangen, daß ihn beim Lesen der „Stromtid“ und je weiter er darin vorrückte, die Ansicht überkam, Bräsig könne keine erdachte Figur sein und müsse in leibhaftiger Gestalt gelebt haben. Zu derselben Meinung sind jeder Zeit auch andere Leser gelangt, und es läßt sich daher verstehen, daß man nach dem Urbild fleißig Umschau hielt und in der Meinung, auf rechter Fährte zu sein, sogar diesen und jenen Namen nannte und dazu mit einer Bestimmtheit, die jeden Zweifel auszuschließen schien. Namentlich vereinigte sich die Meinung auf zwei Inspektoren. Der eine war der untersekte Wirthschafter J. F. Scheckter, der 1775 zu Oberzhagen in Hannover geboren wurde und 1848 zu Jürgensdorf bei Stabenhagen verstarb. Seine Ausdrucksweise war ein Gemenge von Hannoverisch, Hochdeutsch und Platt, und mit Vorliebe trug er weißleinene Hosen und eine gelbe Weste. Doch wollte ihn später sein Sohn als das Urbild des Reuterschen Bräsig nicht gelten lassen und lenkte vielmehr die Aufmerksamkeit auf den Inspektor Wiese aus der Bafedower Begüterung, der im Hause seines Vaters vielfach verkehrte, und dessen Aeußeres und Art zu reden, stark an die Merkmale Bräsig's

erinnerten. Um das Jahr 1847 war dann Wiese Inspektor auf einem Gute an der Müritz zwischen Klink und Blücher.

Wochte nun auch die eine oder die andere Person mit ihren Eigenschaften Neuter zur Schaffung der Bräsig-Gestalt angereizt haben, so hatte das seine Zeit. Denn je mehr aus Bräsig wird, desto mehr Gluth des Empfindens und einen desto schärferen Weltblick bekundet er. Mehr und mehr spricht und handelt ein eigenes Ich aus der Figur heraus; und weil Neuter keine seiner anderen Figuren in der „Stromtid“ mit so viel Gedanken und gemüthvoller Reflexion ausgestattet hat, als just diese, so liegt der Schluß nahe, daß er sich selber in den ursprünglichen Bräsig hineinthut. Hieran ist festzuhalten, unbeirrt durch die entschiedene Behauptung des Dichters selbst, wonach von den Gestalten in der „Stromtid“ nur diejenigen des Moses und des Clu' uhr leibhaftige gewesen wären. Daß es sich in Wahrheit ganz anders damit verhält, wird man hinreichend erfahren. — Wer wollte indessen Neuter aus der Ablegnung einen Vorwurf machen? Man erwäge doch und versetze sich in die Lage eines berühmten gewordenen Mannes. Nachgerade konnten die zahlreich auf ihn einströmenden Fragen, und wenn sie obenein das Merkmal oberflächlicher Neugierde an sich trugen, ihn verdrießen, und so verhielt es sich in der That damit. Daneben durfte er auch die Besorgniß nicht ohne Weiteres abweisen, ob ihm nicht der eine oder andere seiner Zeitgenossen, die ihm zu seinen Gestalten als Urbild gedient, sein Beginnen nachtragen könnte. Es haben ja nicht alle Menschen das Einsehen, daß ein Dichter nicht zum Nachtheil seiner Schöpfungen zwischen Wahrheit und Dichtung peinlich abwägen darf, und daß er überdies vorhandene Schatten zur markigen Kennzeichnung der Personen anderen gegenüber verstärken muß. Um nun frei und unangefochten wandeln und schaffen zu können, wehrte Neuter derlei Anmuthungen meistentheils und sogar auch enger Befreundeten gegenüber kurzweg ab oder gab besten Falls nur Andeutungen, womit man jedoch nichts Rechtes anzufangen wußte. Am wenigsten aber war ihm wegen der Figur des Bräsig beizukommen.

Auf Grund von Studien und mancherlei angestellten Vergleichen über das allgemeine Urbild zum Bräsig mit sich im Klaren, wandte sich schließlich der Verfasser unter Darlegung seiner Ansichten und Dafürhaltungen an Neuter's Bufenfreund, den Domänenrath Fritz Peters zu Siedenbollentin, früher zu Thalberg, und die Antwort lautete denn auch zustimmend. In dem Schreiben heißt es: „Meine

Frau und ich sagten stets zu Reuter, der Bräsig bist Du selber in seiner Denk- und Handlungsweise!" Und wiederum des Dichters Schwägerin, Schwester seiner Frau, theilte dem Verfasser in einer mündlichen Unterredung mit: „Ich fragte bei einer Gelegenheit meinen Schwager, ob es einen Bräsig in Wirklichkeit gegeben hätte, und unter einem bedeutsamen Blick in bezeichnender Haltung gab er zur Antwort, es sei Dem so. Allerdings nannte er keinen Namen, machte auch nicht nähere Andeutungen, was aber auch nicht nöthig war, da Blick und Ton das gemeinte Urbild schon verrathen hatten — ihn selbst.“

Wer würde es unter denselben oder auch nur ähnlichen Umständen anders gehalten haben? Er hatte in der anfangs vielleicht geborgten Figur, die ihm durch ihr drolliges Wesen und durch ihr Schwanken zwischen Hochdeutsch und Platt behagte, schließlich sich selbst gegeben, und während er bei der weiteren Ausgestaltung der Figur an das Urbild, das ihm vorgeschwebt hatte, kaum noch, oder doch nur so nebenher gedacht haben dürfte, leuchtete nun aus dem drolligen äußerlichen Menschen und seinen Gewohnheiten sein eigenes Ich hervor; es strahlte aus der tiefsten Tiefe seines Herzens, aus dem frischen Quell seines Gemüths und aus dem goldenen Schacht seiner liebevollen menschenfreundlichen Denkungsart. Und dieses strahlende Licht ergoß sich über die ganze „Stromtid“. Das alte Urbild war in Nacht und Nebel verschwunden, wogegen das seinige voll und ganz zur Geltung kam. Und indem er sich bei der selbsteigenen Ausmalung schier übertraffen halten konnte, hatte er doppelt darauf zu achten, daß er hinter Bräsig verborgen blieb, damit es nicht etwa den Anschein hätte, als wäre es ihm auf die Verherrlichung seiner selbst angekommen. Ein direktes Zugeständniß hätte den Bräsig um einen Theil des Nimbus bringen können, und so ließ er rathen, vermuthen und sich ins Gesicht reden, so viel man wollte. Er befolgte dabei einfach das weise Verhalten von hervorragenden Geistern, die, obwohl sie manche ihrer Gestalten mit ihrem eigenen Wesen belebt hatten, sich nicht weiter darüber aussprachen, damit sich nicht eine gewisse Meinung bilden sollte. Wohl kann man die eine und die andere Figur preisgeben, nicht aber eine solche, in welche der ganze Reichthum eigener Empfindungen hineingelegt wurde. Das wäre, als verriethe man Anderen seine inbrünstige Neigung für ein angebetetes Wesen.

Uebrigens ist das Urbild Bräsig's als das des Dichters selbst keineswegs schwer aus seinen Werken zu beweisen. Schon Bräsig's

Neußere leitet einigermaßen auf eine Fährte, indem es von ihm heißt: „. . . dor kann in't Dur en lütten Mann 'rinner mit en rödlich Gesicht un 'ne recht statfche rode Näs', de hei wat in de Luft höll . . . Sei was grad nicht vüllig; 'äwer mager was hei ok nich, un einer kann seihn, dat hei all anfang, sich en lütten Bux stahn tau laten.“ Wer nun Neuter gefannt hat, wird aus dieser Beschreibung Schlüsse ziehen, oböchon das Hauptbild carikirt erscheint. Zudeß soll hierauf weniger Gewicht gelegt sein, als vielmehr auf das Folgende. Neuter durfte sich als einen „immerirten Entspekter“ ausgeben, nachdem er nach einem Zeitraum von zehn Jahren sich der Landwirthschaft begeben hatte; er durfte sich seiner Vorliebe für's Angeln rühmen, da er während seines Aufenthalts beim Oheim zu Zabel gar oft mit dem von ihm verewigten Küster Suhr mit dem Fangzeug in der Hand am Wasser gestanden; er war geboren am 7. November, also um Martini, „um die Gänse-Schlachterzeit“; er nahm selbst Antheil am Reformverein zu Stadenhagen, dem bekannten Rahnstädt, und läßt manche seiner dortigen Freunde und Bekannten und obendrein mit ihren wirklichen Namen handelnd auftreten; er hatte vor seiner Verheirathung, wie nachweisbar ist, ebenso oft wie Bräsig, nämlich dreimal, mit seiner Neigung gewechselt; er erzählt durch Bräsig's Mund seine eigenen Erlebnisse in der Kaltwasserheilanstalt; er antwortet dem Tribdelfitz (H. Traebert) auf die Frage, wer ihm alle die geheimen Geschichten offenbart hätte, vielsagend: „Bräsig!“

Und nun noch ein Merkmal, und zwar ein Hauptmerkmal dafür, daß Bräsig Neuter selbst ist. Es sei dabei von der Eigenart der „Festungstid“ ausgegangen. In dieser Erzählung hat er sich in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt, und alle Figuren und Handlungen vollziehen sozusagen um ihn einen Kreislauf. Wo der Zusammenhang locker werden will, da tritt er mit seiner Persönlichkeit ein und weiß selbst geringfügige Vorkommnisse launig und humorvoll umzugestalten; von ihm gehen Rathschläge und Zeitbetrachtungen aus; was er an verschiedenen Ideen ausstrahlen läßt, strahlt wieder auf ihn zurück, und ohne ihn, die Hauptfigur, würde die Schilderung der Leiden und Drangsale seiner Genossen kaum von Wirkung sein. Und wie Neuter in der „Festungstid“, so steht Bräsig in der „Stromtid“, dem ausgereiften, künstlerisch vollendeten Werk, im Mittelpunkt der Handlung. Ganz zutreffend äußert sich hierüber auch Wilbrandt, indem er hervorhebt: „Bräsig ist zum beständigen Spiegel, Dolmetsch, Chor und Mittelpunkt dieser ganzen menschenreichen Geschichte gemacht, und es ereignet

sich Nichts, was wir nicht auch mit ihm und durch ihn erlebten!“ Keine herbeigeholte Figur hätte dies Wunder zu Wege gebracht; nur das eigene Ich mit dem vortrefflichen Herzen, mit dem heiteren und innigen Gemüth, der edlen Denkungsweise und dem Reichthum an verschiedensten Erlebnissen und Erfahrungen, sowie einer tiefen Menschenkenntniß konnte diesen breiten und zugleich wichtigen Platz in dem zwischen Dichtung und Wahrheit gehaltenen Roman ausfüllen — bei keiner anderen fremden Gestalt wäre es in vorhandener Vollkommenheit möglich gewesen.

Wie eine Ahnung hat es immer die Lesewelt angewandelt, ob hinter Bräsig nicht etwa Neuter selbst stehen möchte, und dieses Gefühl konnte die Verehrung für die unvergleichliche Hauptfigur nur heben. Nicht wenige namentlich plattdeutsche Vereine haben sie auf den Schild erhoben und sich nach ihr genannt, und daß es diesen um eine Klarstellung der Bräsig-Figur zu thun war, besagten manche Anfragen an den Verfasser. Auch die darstellende Kunst hat sich mit Bräsig befaßt und ihn über die Bretter wandeln lassen, und zwar stets und überall mit großem äußeren Erfolg. Ob es richtig war, Fritz Neuter und Bräsig überhaupt auf die Bühne zu bringen, ist eine andere Frage. Thatsache ist, daß die verschiedenen Bühnen-Bearbeitungen der „Stromtid“, die, mit Ausnahme der Krüger-Gasmannschen, von den namhaftesten Neuter-Darstellern mittelbar oder unmittelbar selbst herrühren, nur einen untergeordneten dramatischen Werth haben. In allen diesen Dramatisirungen ist nichts anderes zu finden als eine mehr oder weniger geschickte lockere Zusammenstellung derjenigen Scenen des Romans, von welchen man sich auf den Brettern die größte Wirkung versprach. Die Bräsig-Darsteller sorgten dafür, daß sie fast den ganzen Abend nicht von der Bühne kämen, und betrachteten im Uebrigen die Handlung nur als Folie, von der sich die Gestalt des Bräsig dominierend abzuheben hätte. Daß der Erfolg dieser „Stromtid“-Dramatisirungen demnach nur ein rein äußerlicher sein konnte und gänzlich abhängig war von der geschickten Darstellung des Bräsig, liegt auf der Hand. Daß aber bei guter Wiedergabe dieser Lieblingsgestalt des deutschen Volkes niemals die Wirkung ausbleibt, beweist, wie urgesund, wie reich, wie Aller Herzen packend und rührend Bräsig ist. Ja, selbst bei mäßig guter Darstellung vermag die Wirkung nicht und stets findet man das Publikum bereit, über den einzigen Bräsig die Schwächen der dramatischen Verarbeitung des Uebrigen zu vergessen. Freilich, den tiefen Eindruck, den man beim Lesen der „Stromtid“ em-

pfindet, kann auch die geschickteste Darstellung auf der Bühne nicht erreichen. Will man den Bräsig im ganzen Sonnenschein der Dichtung auf sich wirken lassen, so darf man ihn nicht in realistischer Verkörperung vor sich sehen. Vor den inneren Augen der Seele sieht man ihn besser. — Bräsig-Darsteller pflegen sich in ihrer äußeren Erscheinung genau nach der Schilderung zu richten, die Neuter selbst dem „immerirten Entspekter“ zu Theil werden läßt. So erscheint auch in unserem Bilde der Hofschauspieler Zundermann, der zu den berühmtesten Neuter-Darstellern zählt und der besonders verstand, Bräsig auch den Süddeutschen mundgerecht zu machen.

Warum nun Neuter seinen Helden Bräsig genannt hat, ist bald gesagt. Bräsig ist ein gangbares Eigenschaftswort in Mecklenburg, und man wendet es an auf einen Menschen, der auffällt durch ein rissiges, rothes Gesicht. Es kommt auch vor in dem Läusechen „Verachtung der Welt“. Wegen der besseren Kennzeichnung der Figur hat es der Dichter zum Hauptwort, zum Namen erhoben, gleichwie er zum Beispiel aus nützlich den Namen Nüßler gemacht hat.

Nun erübrigt noch, auf die drei Brauten Bräsig's zurückzukommen. Erwiesenermaßen hatte sich Neuter, wenn auch nicht mit Glück, drei Mal vor seiner eigentlichen Verlobung verliebt, und den obwaltenden Umständen gemäß konnten seine Gefühle nur platonischer Art gewesen sein. Zuerst machte ihm Gott Amor zu schaffen in Parchim wegen der Adelheid; das andere Mal lenkte sich sein Herz nach dem Zeugniß eines über ihn sehr unterrichteten Mitgefangenen auf der Festung Silberberg einer der zwei Töchter des Proviantmeisters Buckedien zu, und das dritte Mal fühlte er sich — wie auch in dem betreffenden Artikel nachzulesen ist — sehr zu einer der Töchter des Commandanten von Dömitz hingezogen. Das wären also Neuter's, — und somit auch Bräsig's „drei Brauten“ gewesen, bis ihm endlich eine Braut wurde, der er, allerdings auf dem Umwege zu Madame Nüßler gesprochen, bekennen durfte: „Ihnen habe ich am meisten geliebt!“

Moses.

Von dieser Figur hat Neuter selber bestätigt, daß sie leidenschaftlich vor ihm stand. Er umwob sie mit einem gar hohen poetischen Zauber, und wo sich Mängel in Sitte und Art bemerkbar machen, beeinträchtigen sie nicht im Geringsten das Gemälde, vielmehr haben sie

die Wirkung eines Hintergrundes, von dem sich Licht und Farben vortheilhaft abheben. Moses ist ein Stück verkörpernten alttestamentlichen Psalms und dabei verklärt von der warmen Nächstenliebe, die der Stifter des Christenthums auch auf Andersgläubige übertragen wissen wollte.

Neuter widmet diesem seltenen Manne folgenden Nachruf: „De oll Mann was recht un gerecht dörrt' Leven gahn, un recht un gerecht gung hei ut dat Leven. Sei stürw fast in sinen Globen, un as he storben was, gewen sei em de Bred (Bretter), de den Stamm Juda taukamen, denn hei was ut den Stamm Juda.... Un vele Christenminschén folgten em nah den Kirchhof, um den hei de eikene Bewehrung stift hadd, un ick glöw, hei is in Abrahams Schot kamen.“

Moses Isaaq Salomon — so der vollständige Name von Moses — war ein Stavenhagener Kind und 1768 geboren. Die dem Verfasser von verschiedenen Seiten gewordenen Mittheilungen bestätigen, was auch aus dem nach einem Delgemälde hergestellten Bilde hervorgeht, daß Salomon in seinem Aeußeren weniger auffallend semitisch aussah, als vielmehr einem ehrwürdigen und zugleich milde dreinschauenden evangelischen Geistlichen glich. Den rundlichen Kopf mit den nicht langen und künstlich gewellten Haaren bedeckte ein Sammetkäppchen, während das etwas fleischige und gleichfalls etwas rundliche Gesicht glatt rasirt war. Die braunen Augen mit vollen Formen wurden in ihrem sinnigen Ausdruck durch kräftige Brauen gehoben, und obgleich die gerade Nase lang und stark gerathen war, so verunstaltete sie keineswegs das hübsche und ansprechende Antlitz.

Da Salomon eine mangelhafte Schulbildung erhalten hatte, so sprach er ein von Neuter nachgeahmtes Jüdisch-Deutsch, das etwas näselnd hervorgebracht wurde. Die Rede klang ruhig und gelassen, und nur in Fällen, wo es sich um die Vertheidigung eigener Meinung handelte, ließ er sich zu einer lebhaften Sprache hinreißen. Geschäftlich blieb er sich stets gleich, und wenn ihm mitunter auch Fehlschläge zu schaffen machten und ihn mit Verdruß erfüllten, so bewahrte er dabei eine vollendete Fassung, und um seine Sorgen wußten nur nähere Freunde. In dieser Beziehung soll seine kluge Frau Hannechen — in der Dichtung Blümchen genannt — vortheilhaft auf ihn eingewirkt haben. Weniger hatte dieser Mann von ziemlich kräftigem und mittelhohen Wuchse sich eine entsprechende Haltung angelegen sein lassen. Er ging gebückt und auffallend rasch einher, süßte unterweg's laute Selbstgespräche, und den Umstand, daß er die linke Hand in



Moses Izaak Salomon.
Der alte Moses in der Stromtid.
Nach einem Oelgemälde.

die Rocktasche zu stecken und dabei die linke Schulter vorzuschieben pflegte, wodurch sie höher erschien, hat Reuter in der bekannten Weise vernurthet.

Nachdem sich Salomon erst auswärts etwas umgesehen hatte, versuchte er es, sich in seiner Vaterstadt Stavenhagen, das damals nur etwas über tausend Seelen zählte, auf eigene Füße zu stellen. Er wagte es mit drei Gulden, gleichwie auch sein Freund Salomon Heine (der Oheim des Dichters Heinrich Heine) in Hamburg mit zwei Gulden angefangen hatte, daher Letzterer gelegentlich die scherzhafteste Bemerkung machte: „Salomon, Du bist reicher in Stavenhagen eingezogen, als ich in Hamburg; denn Du hattest einen Gulden mehr.“ Diese winzige Summe legte er in Manufakturwaaren an, und mit dem Packen auf dem Rücken wanderte er auf die Dörfer. Weil es ihm noch gar dürftig erging, so ließ er sich das Mitleid der Bauern gefallen, wenn sie ihn speisten, beherbergten und aufsitzen ließen. Und wie wohlgelitten er ob seines bescheidenen und anmuthenden Wesens auch bei Höherstehenden war, erhellt aus folgendem Vorkommniß. Eines Tages hatte er sich wieder über die nahe Grenze nach Tüßpaz in Pommern gewagt, als ihn ein Grenzofficiant stellte und seinen Packen, der einen beträchtlichen Theil seiner Habe enthielt, beschlagnahmte. Von dem ihm widerfahrenden Mißgeschick hörte die dortige Prälatin von Heyden=Linden und sie ließ ihn zu sich kommen. Um ihm wieder aufzuhelfen, legte sie ihm Goldtreppen und Schmuckstücken zum Kauf vor und überließ ihm dann Alles unter seinem Angebot. Der Erlös dafür deckte überreichlich den erlittenen Verlust.

Mit der Zeit hatte er es so weit gebracht, daß er die Dorfgänge aufgab und einen Materialwaarenladen eröffnete, und weil er die Kunden nicht übers Ohr hieb und man sich auf seine Anpreisungen verlassen konnte, so erfreute er sich eines steigenden Zuspruchs. Dann wagte er durch Gründung des Wollgeschäfts den großen Wurf. Das Glück war für ihn, und er wurde ein sehr reicher Mann. Er kaufte im Umkreise von zehn Meilen auf, setzte an verschiedene Fabriken ab und knüpfte in Schweden und noch mehr in England Verbindungen an. Diesen Großhandel erleichterte ein Credit bei den Häusern Salomon Heine in Hamburg, Mendelssohn in Berlin und Frege in Leipzig. Daß er in seinen letzten Jahren lediglich Geldgeschäften obgelegen haben soll, ist eine Zugabe des Dichters. Wohl lieb er auch aus, doch aus Gefälligkeit, und zwar an solche ihm befreundete Landleute, die unter widrigen Erntejahren litten.

Im August 1837, also im Alter von 69 Jahren, machte der Tod seinem überaus thätigen Leben nach einem längeren Leiden, worauf auch in der Dichtung Bezug genommen wird, ein Ende.

Alle seine reichen geschäftlichen Erfolge hatten keinen nachtheiligen Eindruck auf seinen ursprünglichen Charakter und seine großen Anschauungen auszuüben vermocht. Er blieb sich auch inmitten der großen Geldsäcke treu, und nach wie vor wurden sein Denken und seine Handlungsweise durch eine Frömmigkeit bestimmt und geregelt, die in einer gewissenhaften Ausübung des Cultus ihren Ausdruck fand. Keineswegs aber verleitete ihn die strenge Altgläubigkeit zu einer Mißachtung gegen das Christenthum, und daß er Sonntags seinen schmierigsten Rock angezogen haben soll, wie im 4. Kapitel der „Stromtid“ zu lesen, ist nichts als ein charakteristischer Aufpuß in dem Bilde, das der Dichter gezeichnet. Zwar legte er an diesem Tage nicht seinen Sabbathstract an, wohl aber denselben Rock, den er für gewöhnlich und im geschäftlichen Verkehr trug. Einer zur Schau getragenen Anfeindung des Christenthums stand schon seine milde Denkart entgegen, und außerdem war er sich bewußt, daß von früher her die Juden in Mecklenburg eine Sonderstellung einnahmen, und sie auf sich zu achten hatten.

Mit sich selbst machte er nicht viel Umstände. Er kleidete sich einfach und bescheiden, und der Reichthum sollte ihn in seiner Bequemlichkeit nicht behindern. Da man um seine Eigenart wußte, so wurden ihm seine geringen Ansprüche nicht als Geiz ausgelegt, und zwar um so weniger, als in seinem Hause bei aller Einfachheit eine einladende Sauberkeit und Ordnung herrschte, hauptsächlich ein Verdienst der Hausfrau. Deshalb zogen es höher stehende Geschäftsfreunde von auswärts vor, nicht in Gasthäusern zu wohnen, sondern die ihnen von Salomon angebotene Gastfreundschaft anzunehmen. Wohl hat Neuter Recht, wenn er behauptet, Isaac Salomon hätte sich die Besuche vornehmer Herrschaften zu hoher Ehre ausgelegt und sich zu solchen Persönlichkeiten einer besonderen Höflichkeit befleißigt; jedoch zeigte er niemals ein unterwürdiges Benehmen. Zu einem solchen hatte der gemachte Mann keine Ursache, weil er nicht nachzugehen, vielmehr herankommen zu lassen brauchte. Bei dergleichen Gelegenheiten zeigte er dieselbe schickliche Höflichkeit wie andere Menschen, und ein Mehr darüber wäre mit seiner Geradheit nicht vereinbar gewesen. Diese Aufrichtigkeit ließ ihn auch sein Vorleben nicht verleugnen, das er — wie ihm auch der Dichter nachrühmt — bei passenden Anlässen in

ungeschminkter Weise aufrollte, und wenn bei solchen Erinnerungen sein Auge seltsam aufzuleuchten pflegte, so konnte man ihm den mit Genugthuung gepaarten Stolz nur zum Besten anrechnen.

Auch darin hat es die Dichtung nicht versehen, daß er für ehemalige empfangene Wohlthaten und Gefälligkeiten ein treues Gedächtniß hatte und es ihn mit großer Freude erfüllte, in uneigennützigster Weise wieder dienen zu können. Dieser Zug seines Herzens erstreckte sich auch auf viele andere Menschen, und sobald er von deren Rechtsschaffenheit überzeugt war, streckte er ihnen seine helfende Hand entgegen und begnügte sich mit den Zinsen, die er vor seinem engen Gewissen verantworten konnte.

Ob seines unbescholtenen Wandels, seiner geraden Gesinnung und seiner glänzenden Erfolge war er weit und breit eine sehr geachtete Persönlichkeit, und welchen Antheil auch das Herz an dieser Anerkennung nahm, bewies das Begräbniß, das vom Dichter ohne besonderes Hinzuthun geschildert worden ist. Nach den übereinstimmenden Angaben von Zeitgenossen gestaltete es sich geradezu großartig, und meilenweit hatten sich aus Stadt und Land Leidtragende zur letzten Ehrenbezeugung eingefunden; denn man geleitete nach dem Friedhose, um den Salomon die Bewahrung hatte bauen lassen, nicht allein den einflußreichen Geschäftsmann, sondern auch einen Freund, dessen Andenken mit der letzten Schaufel Erde nicht zugedeckt werden konnte. Wohl läßt ihn Keuter eines poetischen Gedankens wegen dem Stamm Juda entsprossen sein; bestätigen läßt sich diese Annahme jedoch keineswegs, eben weil kein Israelit seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamm mehr nachzuweisen im Stande ist, mit vielleicht alleiniger Ausnahme der Abkömmlinge des Stammes Levi.

Isaak Salomon lebte mit seinem Hännchen, einer geborenen Samuel Cohn aus Waren, in überaus glücklicher Ehe. Sie überlebte ihn 21 Jahre und segnete 1858 im Alter von 86 Jahren das Zeitliche.

Acht Kinder entstammten dieser Ehe, darunter drei Töchter. Daß der älteste Sohn, Moses, eine viel geringere Bildung besaß als seine Brüder, läßt sich auf die zur Zeit seiner Geburt noch bedrängten Verhältnisse des Vaters zurückführen, auch haben zwei Einwohner zu Stavenhagen, die mit Keuter eng befreundet waren, zum Verfasser die Ansicht ausgesprochen, daß der Dichter ihn in der Figur des David vorgeführt hätte, und zwar in seinen Eigenthümlichkeiten. Er war von Leibesbeschaffenheit groß und stark und hatte rothes Haar; auch wäre er allerlei Hänselei ausgesetzt gewesen. Da der Vater nicht mit

fremden Kräften arbeitete, so fiel ihm anfänglich die Mithilfe zu. Es erging ihm später nicht besonders und er starb unverheirathet schon ziemlich früh. Aus anderem Schnitt waren die späteren Söhne, weil sich der Vater bei ihrer leiblichen und geistigen Erziehung keine besondrene Sparsamkeit hatte aufzuerlegen brauchen, und er Alles daran setzte, um sie zu tüchtigen Geschäftsleuten heranzubilden. Als solche hatten sie ihn an verschiedenen Plätzen und auch in England zu vertreten. Von der Familie Salomon ist in Stavenhagen kein Glied mehr vorhanden; der letzte Sohn, Samuel, starb als Commercierrath 1891 in Schwerin.

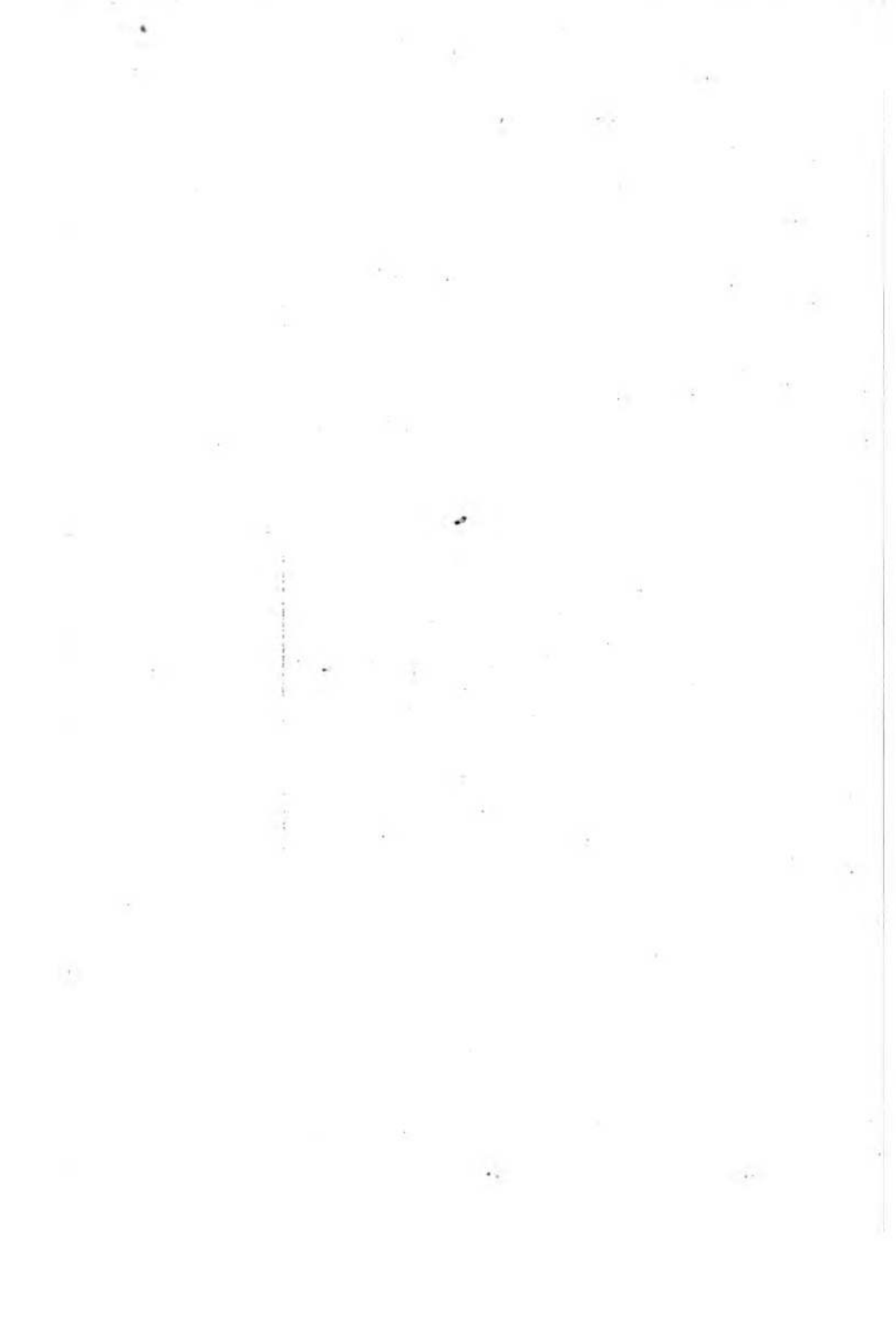
Neuter hat den alten Jsaak Salomon wohl in verschiedenen Stücken verändert vorgeführt, ohne jedoch jemals den Grundton zu stören, und daß er ihn mit mancherlei Schwächen und Eigenheiten ausstattete und diese in launiger, keineswegs aber in verletzender Art ausschmückte, war dem Gemälde nur dienlich, da sonst Tugend und Menschenfreundlichkeit sich von der Alltäglichkeit nicht so hellstrahlend abgehoben hätten.

Fritz Triddelfitz.

Sobald der Wirthschaftslehrling Fritz Triddelfitz an die Reihe kommt, geht das Lachen los, so daß mitunter die Thränen aus den Augen stürzen. Gerade in diese Figur hat Fritz Neuter die seligste Lustigkeit der Jugend hineingethan, und weil sie in allen Einzelheiten bekannt ist, so soll nur auf einige Punkte verwiesen sein, die mit dem Nachfolgenden in Beziehung stehen. Als einziger Sohn des Apothekers in Rahnstädt (Stavenhagen) kommt Fritz Triddelfitz als siebzehnjähriger Tertianer auf zwei Jahre nach Bümpelshagen, um dort unter der Anleitung des Inspektors Hawermann die Landwirthschaft zu erlernen. Die in ihn vernarrten Eltern haben ihm nebst vielem Anderen sogar ein Reitpferd mitgegeben, und gedenken wir noch seines überklugen, obgleich keineswegs anmaßenden Benehmens und Wesens, seiner Aufschneiderei und der mit ihr gepaarten Leichtgläubigkeit, seines allezeit verliebten Herzens und der daraus entspringenden Fahrten und Streiche, seines drolligen, sonnenbesproßten und hochbackennochigen Gesichts, des Flachshaares und des schwächtigen, beweglichen Körpers: wie war es da unausbleiblich, daß er auf dem ganzen Gute für Das gehalten wird, was Onkel Bräsig mit dem Worte „Windhund“ zu bezeichnen pflegt! Unvergängliche Scenen sind die mit der Wirthschafterin Marie



Karl Traubert.
(Fritz Triddeffs.)
Nach einer Photographie.



Möllers, das Stelldichein im großen Wassergraben und die Angelegenheit mit dem Vollblutfüllen.

Noch in einem anderen Werke, nämlich in der possenhast gehaltenen kurzen Erzählung „Abendtheuer des Entspetter Bräsig“, die Reuter 1861 abschloß, tritt das Urbild des Triddelsitz uns entgegen und zwar als Pächter Trebonius in der Uckermark. Bräsig erkennt ihn unterwegs nach Berlin sofort wieder „ans Lügen“, welche Entdeckung Trebonius durch fürchterliche Aufschneidereien über seine Vermögenslage denn auch nachdrücklich bestätigt. Indes steht Trebonius in dieser Erzählung bei Weitem nicht auf der Höhe des Fritz Triddelsitz in der „Stromtid.“ weil es ihm hier durchaus an Dem mangelt, wodurch er sich als Triddelsitz unsere heitere Zustimmung und unsere warme Sympathie gewinnt. Zum Dritten wird des Urbildes Erwähnung gethan in der satirischen Erzählung „Memoiren eines alten Fliegenfischmels“, da ihrer Mehrere in übermüthiger Bierlaune in dunkler Novembernacht einen wilden Betritt vom Thürkower Krüge nach dem Kempliner Krüge unternehmen.

Auf das Urbild des Fritz Triddelsitz wurde der Verfasser durch Reuter's Busenfreund, Fritz Peters in Siedenbollentin, geführt, und auch Verwandte „Frisen's“ bestätigten nicht nur den Hinweis, sondern fügten bereitwilligst noch allerlei Angaben hinzu.

An und für sich bietet der Lebenslauf Karl Traebert's — so der wahre Name unseres Fritz Triddelsitz — besonders Merkwürdiges nun nicht, und er läßt sich in seiner Einfachheit kurz also zusammenfassen: Er war unter fünf Geschwistern der älteste Sohn des königlichen Oberförsters zu Golchen bei Clempenau und wurde im Juli 1825 in Treptow an der Tollense geboren. Auf dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin brachte er es wegen ungenügenden Talents für alte Sprachen nicht bis zum Abiturium, während er für sonstige Kenntnisse nicht geringe Veranlagung zeigte. Somit wurde er entgegen früherer Bestimmung der Landwirthschaft zugeführt, die er auf dem Gute des Rittergutsbesizers Knust zu Daberkow bei Clempenau zwei Jahre hindurch erlernte, und zwar gegen ein Kost- und Lehrgeld von einhundertfünfzig Thalern jährlich. Das Geld strich aber nicht der Inspector, sondern der Gutsherr ein. Vierundzwanzig Jahre alt, trat er 1849 als Inspector bei Fritz Peters in Thalberg bei Treptow an der Tollense an. Hier kam er in engen Verkehr mit Fritz Reuter, der dajelbst seit 1844 sein Asyl hatte. Ein einträchtiges und freundschaftliches Einvernehmen zwischen Beiden konnte während der Dauer

von anderthalb Jahren um so weniger ausbleiben, als sie einmal das-
 selbe Zimmer bewohnten und sodann es Neuter an sich hatte, sich
 leicht anzuschließen und dabei von Rang, Stand und Alter abzusehen:
 bei ihm entschied die Beschaffenheit des Gemüths, wovon auch in seinen
 Werken Beweise genug vorhanden sind. Der fast vierzigjährige Mann
 hatte also vollauf Gelegenheit, seinen jüngeren Freund zu durchschauen
 und auszukennen, und er kam bald dahinter, daß dieser so ganz anders
 geartet war, als gemeinhin viele „Klutenpedder“, indem er ein gewandtes,
 schliffiges, munteres und übersprudelndes Wesen offenbarte und mit
 seiner unverfälschten Herzlichkeit und Gutmüthigkeit erwärmend, anregend
 und belebend auf die Umgebung einwirkte. Wie nahe lag es also,
 daß der spätere Dichter seinen Freund in die Erzählung stellte und sie
 durch ihn noch munterer machte! Allerdings mußte er der Leibes-
 und Geistesbeschaffenheit aus Nützlichkeitsrücksichten nachhelfen, daher er
 ihn jünger und lustiger werden ließ und ihn mit allerlei drolligen
 Charaktereigenheiten ausstattete. In Anknüpfung an schon Vorhandenes
 wurde Triddelfitz der Sproßling einer Apothekerfamilie, und um das
 Ueber schlagen über die Stränge glaublicher erscheinen zu lassen, drückte
 er ihn zu einem Tertianer herunter. Einem Primaner, und noch
 weniger einem Menschen von vierundzwanzig Jahren hätten manche
 der zwerchfellerstütternden Streiche und die mitunter schier kindliche
 Einfalt nicht angetan. Dagegen greift die Dichtung wesentlich oder
 vielmehr durchaus in die Wahrheit hinein, wenn sie behauptet, Karl
 Traebert wäre von den Eltern über Gebühr ausgestattet worden, daß
 er ungeheuerlich aufzuschneiden, zu flunkern und zu prahlen verstand,
 daß er die Erlernung der Landwirthschaft für Kinderspiel hielt, daß
 er sich wegen seiner Zukunft die prächtigsten Luftschlösser baute, daß
 er Verse machte und ein so lebensfroher, harmloser und treuherzig
 dreinblickender Gesell gewesen wäre, wie solcher sonst nicht zu finden war.
 Doch hat sich Niemand entsinnen können, ob er wirklich ein Verhältniß
 mit der Wirthschafterin und ein verunglücktes Stellbischein im Graben
 hatte; vielleicht, daß Neuter manche andernorts wahrgenommene Erleb-
 nisse auf ihn übertragen hat. Wenigstens die berühmte Ernteeinfuhr
 konnte sich in Thalberg nicht begeben haben, etwas Aehnliches muß
 auf einem anderen Gute vorgegangen sein, eben weil Fritz Peters ein
 gediegener Landwirth war. Dagegen kommt der Dichter der Wahrheit
 wieder näher, wenn er Karl Traebert's am Schlusse der „Stromtid“
 als eines Gutsbesizers in Pommern erwähnt und von ihm aussagt,
 er wäre wider Erwarten tüchtig in seinem Berufe geworden. Traebert

hatte später das Gut Döschlott gepachtet; nach Ablauf der Pachtzeit wurde er Schäfereidirektor, dann zog er nach Neustrelitz, wo er 1880, also im Alter von 55 Jahren, verstarb.

Verheirathet war er mit einer Tochter des Hofraths Bahlcke aus Neustrelitz; sieben Kinder gingen aus dieser Ehe hervor. Schönheit und Anmuth hatten über eine dürftige Mitgift den Sieg davon getragen, und daß auf einem Ball in Neubrandenburg das Herz der Angebeteten allsogleich auch für ihn schlug, das läßt sich nicht nur aus seinem gefälligen Wesen, sondern auch aus seiner Leibesbeschaffenheit begreifen. Denn Traebert war — was auch das Bild aus der Zeit von etwa 1855 her bestätigt — in Wahrheit ein hübscher Mann mit angenehmen, anheimelnden und freundlichen oder vielmehr auf Fröhlichkeit deutenden Zügen. Das auch später noch volle dunkelblonde (nicht fuchsfige) Haar war hinter die Ohren gekämmt. Die Sprache in ebener Tonlage floß lebhaft, und auch Gang und Wesen zeugten in Uebereinstimmung mit der Dichtung von großer Beweglichkeit. Wenn wir eine schriftliche Mittheilung recht verstehen, so hätte später mit Fritz Reuter ein Wiedersehen stattgefunden. Vielleicht, daß sich die Freunde wirklich vor Abschluß des dritten Theils der „Stromtid“ begrüßten und Karl Traebert's besorgter Ausruf: „Na, Fritz, denn dauh mi blot den einzigsten Gefallen un bring mi nich in Dine ollen verfluchten Bänker!“, sowie die ganze freundliche Unterredung auf vollständiger Wahrheit beruht. Nach derselben Quelle hätte der Dichter auch die Frau des Freundes kennen gelernt.

Im Laufe der Zeit hat es Karl Traebert selbst eingeräumt, daß er mit Fritz Triddelfitz und mit dem Trebonius in „Abendtheuer des Entspekter Bräsig“ gemeint sei. Ein Versteckspielen und Ableugnen lag überdies außer dem Bereiche der Möglichkeit, eben weil so oft Wahrheit und Dichtung aufeinander klappten, und außerdem wußte man darum, daß Reuter seinen Thalberger Freund stets als Trebonius anzureden pflegte. So hat es auch Fritz Peters bezeugt.

Uebrigens hatten weder er selbst, noch seine Angehörigen und Freunde im Geringsten Veranlassung, über seine ihm nur zum Vortheil reichende Verwendung dem Dichter zu zürnen; vielmehr mußten sie Alle das gütige Geschick preisen, das beide Freunde zusammenführte. Denn ohne diese Fügung hätten wir unsern lieben lustigen „Windhund“ Fritz Triddelfitz nicht.

Lütt Akzesser und Doktor So und So.

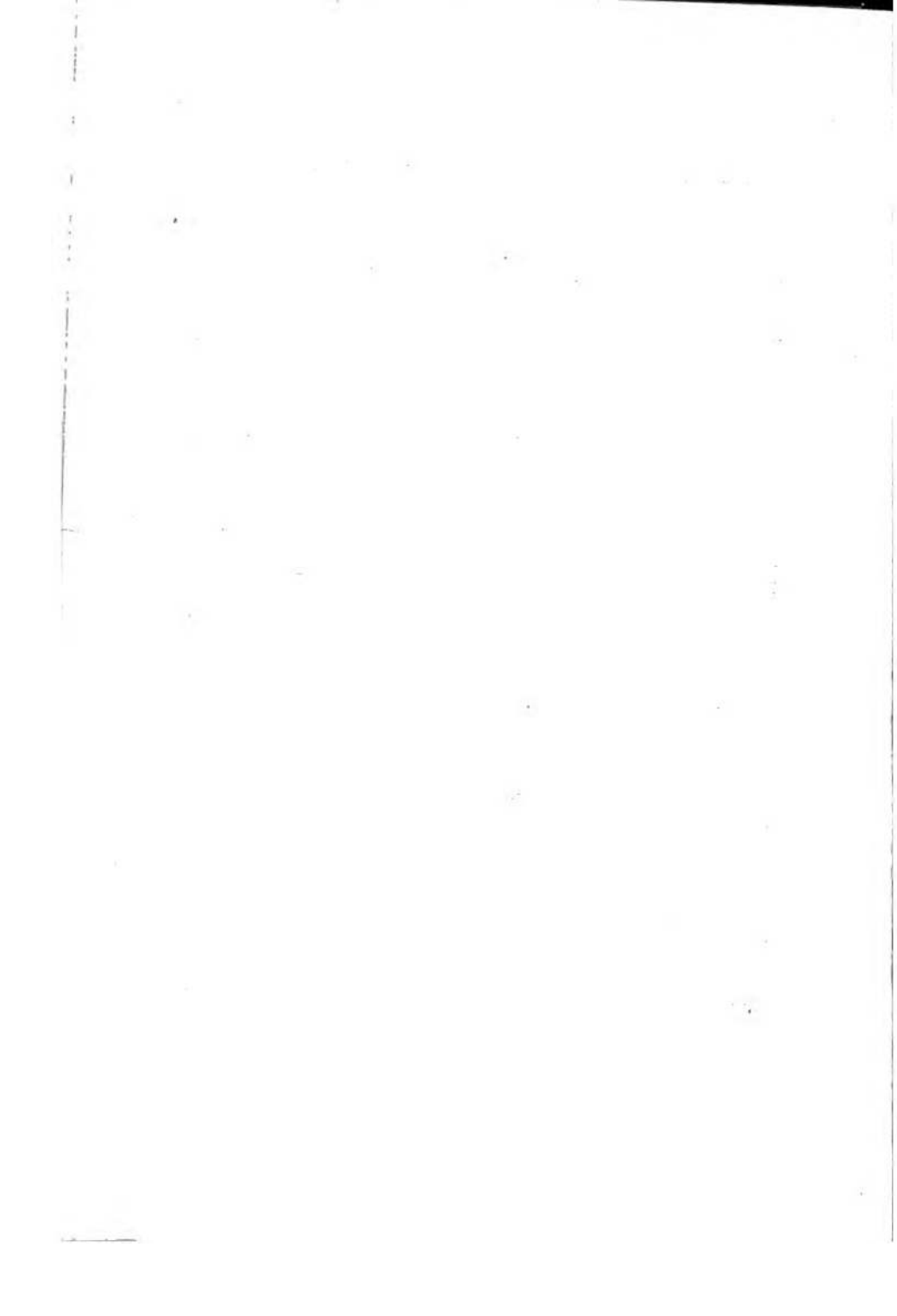
„Lütt Akzesser“, auch „Lütt Anna“ genannt, erscheint jeweilig nur vorübergehend, so daß sie auf den Gang der Erzählung nicht bestimmend einwirkt. Und dennoch möchte man sie in der Reihe der Gestalten nicht vermissen, da sie es an sich hat, Frohsinn, Sorglosigkeit und Sonnenschein um sich zu verbreiten, und das so ganz in der Art eines unverdorbenen Backfisches. Der Dichter läßt sie die Frau des ihr seelenverwandten Fritz Triddelsitz werden, den sie in praktischen Dingen beeinflusst. Weshalb Lütt Anna mit dem Titel „Akzesser“ belegt wurde, geht aus dem 32. Kapitel hervor. Hier schildert Reuter das „heimliche Gericht, wat de Frugenslüd' in stille Abendstunn'n tau'm Schrecken von alle Bösewichter bi Knütt un Theepott awholten.“ Dieses Bild führt er vollständig durch: „Richterstaal“, „Richters“, „Antezedentien“, „Richterkollegium“, „hoge Gerichtshof“, „Kollegium“, „de Kurzen un de Rektorn, de all so männigmal in de Thees als Anklägers de Staatsanwaltschaft besorgt hadden, äwer hüt mal de Bertheidigung äwernehmen wullen“. In dieses Bild paßt es völlig hinein, wenn Lütt Anna als noch junges eben zu den Thees zugelassenes Mädchen als „oll lütt dämlich (soll wohl heißen unerfahrener, grüner) Akzesser“ bei dem Gerichtshof bezeichnet und als solcher in die Erzählung eingeführt wird. Es ist Reuter's Art, eine solche Bezeichnung durch die ganze Erzählung beizubehalten. Diese Art, wie er einen Theil seiner Gestalten unter ihren Vornamen, andere unter ihren Familiennamen, noch andere unter ihren Ruf- und Familiennamen, und wieder andere unter eigenschaftlichen Namen ihre Rolle spielen läßt, verleiht denselben einen besonderen Reiz und läßt den Leser nicht ermüden. So bleibt Lütt Anna „de Akzesser“, und der Grund dieses Titels liegt in ihren Charaktereigenschaften.

Lange befand man sich in Ungewißheit über das gemeinte Urbild, bis Gaedertz in seinen Reutererinnerungen auf dasselbe mit Bestimmtheit hinwies. Trotzdem hielt es mit der Herbeischaffung näherer Nachrichten schwer, bis solche schließlich in ergiebiger Weise dem Verfasser von Anna's ehemaligem Musiklehrer, vom Kantor Hundt zu Theil wurden.

Anna, deren Namen in der Dichtung unverändert blieb, war die einzige Tochter des zu Stavenhagen ansässigen Arztes Michel Liebmann und wurde 1842 geboren. Sie hatte nur einen älteren Bruder.



„Doctor So un So.“
Dr. Liebmann = Stavenhagen.



Doch um erst vom Vater zu reden. Dieser ist der Doktor So und so, der dem Notar Slus'uhr die von Bräsig erhaltenen Stockprügel als gesund und unschädlich attestirt. In Wahrheit hatte sich eine ähnliche Bescheinigung seinerseits auf einen andern durchgeprügelten Einwohner von Stavenhagen bezogen. Er war mosaïschen Glaubens, und wie er ausgesehen zeigt unser Bild. Nur seiner großen Praxis lebend, hielt er sich vom geselligen Verkehr fern und betrat auch selten ein Wirthshaus. Befand er sich aber in Gesellschaft, so that er sein gelassenes und ernstes Wesen von sich ab und erschien wie ausgewechselt; dann wurde er der Mittelpunkt des fröhlichen Kreises und strahlte Wit und Humor von sich aus; dann bedauerte man es, daß er zu anderen Zeiten ein mehr inneres Leben führte und sich zudem eine Genügsamkeit auferlegte, welche mit seinem Beruf eigentlich nicht übereinstimmte.

Dieses Letztere hatte aber seine Ursache, indem er es aus Gutmüthigkeit nicht über sich vermochte, Rechnungen auszustellen und noch viel weniger, säumige Kunden an ihre Verpflichtung zu erinnern. Somit bezahlte, wer Lust hatte, und all die vielen Andern beuteten seine Hilfsbereitschaft und Nachsicht zu ihrem Vortheil aus, wobei jedoch nicht an die Armen zu denken ist, von welchen er überhaupt kein Honorar beanspruchte, und die ihn daher in des Wortes bester Bedeutung vergötterten. Hätte er es bei seiner Tüchtigkeit und seiner großen Praxis anders gehalten, so hätte er es fraglos zu einer großen Wohlhabenheit, wenn nicht gar zu Reichthum bringen müssen; so aber befand er sich mitunter in quälenden Sorgen, und um sich nicht in Schulden zu stürzen, legte er sich eine recht wahrnehmbare Einschränkung auf. Er stammte aus Penzlin, wo sein Vater ein Manufakturgeschäft besaß. Verheirathet war er mit einer bildschönen und feingebildeten Frau, deren Aussehen ein völlig germanisches genannt werden konnte. Diese von ihm angebetete Frau starb ihm nur zu bald dahin, noch bevor die Tochter schulpflichtig war. Diesen Verlust hatte er sich so sehr zu Herzen genommen, daß er nimmer daran dachte, sich die Zuneigung eines andern Weibes zu erwerben, und somit nahm er eine beharrte Schwester ins Haus, damit sie die Erziehung der Kinder und das Hauswesen leitete. Er wohnte in der neuen Straße, und gar oft besuchte ihn dort auch Fritz Reuter, mit dem ihn von der Schule zu Friedland her eine innige Freundschaft verband. Wie aufrichtig er es mit dieser Freundschaft hielt, das erfährt man auch aus dem späteren Briefwechsel, und in einem der Briefe hebt Reuter

danfbaren Gefühls hervor: „Dir, dem Juden, der in trübster Zeit, in Noth und in Tod treu zu mir gestanden hat, verdanke ich viel mehr, als manchem durch seinen Glauben aufgeputzten Christenmenschen!“

Zur Erklärung sei hier bemerkt, daß sich Liebmann seines Freundes beim hartgesinnten, unzufriedenen und grollenden Vater unentwegt angenommen hatte und auch nicht vergeblich. Aus Dankbarkeit gewährte Reuter diesem so überaus uneigennütigen und aufopfernden Freunde einen wenn auch nur bescheidenen Raum in der Erzählung, und außerdem verließ er seiner Meinung über ihn noch besonderen Nachdruck indem er hervorhob, daß dieser Mann zwar aller Orden und offiziellen Ehrenbezeugungen bar gewesen, sich dafür aber ein Bewußtsein erworben hätte, an das äußere Zeichen nicht heranlangten. Liebmann starb um 1874 an einer Operation, tief bedauert von den Armen.

Seine Tochter Anna erhielt gleichfalls keinen breiten Raum in der Erzählung. Es machte sich wohl nicht anders. Welche Wonne aber Reuter an dieser jungen Rose empfand, das merkt man daraus, daß er das liebliche Mädchen in den wenigen Szenen, in welchen er sie auftreten läßt, mit einer bezaubernden Anmuth umgab; und zwar zeichnete er sie in ihrem Wesen und Thun just so, wie sie in Wirklichkeit war. Reuter lernte Anna kennen, als er von Dömitz aus zur Freiheit zurückkehrte. Sie war damals etwa zwei Jahre alt; er nannte sie koseend „Lütt“ Anna und sie ihn, den Hausfreund, Onkel, und so blieb es zwischen Beiden auch in späterer Zeit. Uebrigens war Reuter es nicht allein, dem ihre Vorzüge Wohlgefallen erweckten; außer ihm wurden auch Andere durch ihre Gestalt und noch mehr durch ihr Temperament förmlich bezaubert. Ihr Aeußeres war ansprechend. Sie hatte einen ziemlich hohen, fast kräftigen Wuchs. Die Kopfform war eine mehr längliche, das Haar blond, die Stirn mittel, das schalkhaft blickende Auge blau, die Nase etwas gestreckt und der Mund sowie das Kinn von gewöhnlicher Form. Alles in Allem galt sie als ein hübsches, und bei ihren näheren Bekannten sogar als ein schönes Mädchen, das ungemeine Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter aufwies. Uebertroffen wurden ihre körperlichen Vorzüge durch ihre geistigen und seelischen Eigenschaften, und somit konnte es geschehen, daß man sich auch noch später ihrer in Stavenhagen als einer unübertrefflichen Jungfrau erinnerte, welche, obgleich auf der Straße ohne Miene sich bewegend, unter Bekannten Geist und Leben war und durch ihre schelmischen und drolligen Einfälle, sowie durch ihre lausliche Erzählungsweise elektrisirte. Dabei sprach sie durchaus nicht

hastig und überstürzend, haschte auch nicht nach Effekten, da sie solcher Hilfsmittel bei der glücklichen Eigenart ihres Wesens nicht im Mindesten bedurfte.

Nicht wenig trug zu ihrer Werthschätzung noch der Umstand bei, daß sie es nicht duldete, wenn Jemand ohne Weiteres beklatscht und angegriffen wurde; sie wußte dann ihr Gerechtigkeitsgefühl so nachdrücklich zur Geltung zu bringen, daß die verdächtige, oder übel beurtheilte Person sich freuen mußte, einen solchen Anwalt erhalten zu haben. Hieraus läßt sich wohl auch verstehen, wie Reuter darauf verfiel, sie „Akzesser“ zu nennen. Auch nennt er sie Klaviermamsell. Das kam daher, daß sie ziemlich fertig zu spielen verstand, und es ihr darin die anderen jungen Damen in Stavenhagen nicht gleich thaten. Nach der Dichtung gilt sie als eine innige und vertraute Freundin der Luise Hawermann; allein es hat sich nicht erforschen lassen, wem unter ihren Freundinnen dieser Vorzug zu Theil geworden wäre.

Mit Fritz Triddelfitz, in der „Stromtid“ ihrem Verehrer und späteren Gemahl, hatte sie nie verkehrt; sie kannte diesen Karl Traebert wohl kaum dem Namen nach. Vielmehr verheirathete sie sich 1867 mit Dr. Reß, der sich einige Jahre zuvor in Stavenhagen als Arzt niedergelassen hatte. Vor der Hochzeit trat sie zum Christenthum über, wozu ihr der nöthige Unterricht von einem Landgeistlichen zu Theil geworden war. Sie verzog mit ihrem Manne nach Berlin, woselbst er den Titel Sanitätsrath erhielt; ihr Bruder übernahm ein kaufmännisches Geschäft in Hamburg.

Pastor Behrens und Frau.

Während in den Reuter'schen Erzählungen die Lehrer-Figuren zumeist mit satirischer Laune behandelt sind, treten uns die Pastoren überall, wo sie eine hervorragende Rolle spielen, als überaus anheimelnde Gestalten von freundlicher Würde entgegen. Weil sie keinen einseitigen Standpunkt einnehmen und Himmlisches und Irdisches harmonisch mit einander zu verbinden verstehen, werden sie zu poesieumwobenen Charakteren, und man trägt Verlangen danach, Theil zu nehmen an dem stillen, Segen ausstrahlenden Walten im Pfarrhause. Der Pastor in „Hanne Rüte“, der in dem Hinterdorfe bei hohem Alter sich ein jugendfrisches Empfinden in der Brust bewahrt hat, und tief bewegt in seligen Erinnerungen schwelgt, ist in dieser Art ein unübertroffener Mann; und der Pastor in „Montecchi un Capuletti“ flößt Ehrerbietung ein

durch ungesuchtes schlichtes Wesen, weisen Rath und Wohlwollen gegen Untergebene, während den Pastor Behrens in der „Stromtid“ diese Vorzüge in noch höherem Maße zieren, und es ihm dabei nicht um Ehre und Beifall, sondern lediglich um das Wohl der Menschheit zu thun ist. In Uebereinstimmung mit ihm ist Frau Regine mit ihrem schlichten frommen Sinn, ihrem mitfühlenden Herzen und ihrem werththätigen Christenthum und zugleich in ihrem munteren, frischen Wesen das Muster einer Pastorenfrau.

Wenn man nun die drei in den genannten Werken charakterisirten Pastoren näher an einander bringt, so findet man eine gewisse Aehnlichkeit oder vielmehr Uebereinstimmung in ihrem Denken und Handeln heraus. Die Annahme, als wäre der Dichter jedesmal von ein und derselben Persönlichkeit ausgegangen, ist deshalb nicht ohne Weiteres abzuweisen. Derselben Annahme neigte man sich auch auf einer ihm nahe verwandten Seite zu, wo man es für durchaus zutreffend hielt, wenn man in dem Pastor Behrens und Frau Regine den Hauptzügen nach seine Schwiegereltern vermuthete. Da Reuter überaus viel von ihnen hielt, und sie ihm in ihrem Verhältniß zur Gemeinde als Ideale galten, so lag es nahe, daß seine tiefe Verehrung für sie in seinen Werken einen Ausfluß fand.

Pastor Kunze, mit Vornamen Wilhelm, wurde 1778 geboren und war elf Jahre hindurch zu Bülow bei Malchin als Lehrer thätig, worauf er das Rektorat an der Stadtschule zu Grevesmühlen übernahm. Dann erhielt er die Pfarre in dem ziemlich nahe gelegenen Roggenstorf bei Daffow (zwischen Wismar und Lübeck). Als Rektor in Grevesmühlen verheirathete er sich im ungefähren Alter von 34 Jahren mit der achtzehnjährigen Tochter eines dortigen Arztes, die bis dahin Erzieherin gewesen war. Aus dieser Ehe gingen vier Töchter und drei Söhne hervor; die Töchter waren Louise, die Gemahlin Fritz Reuters, Caroline, die in Amerika verheirathet ist, Emma, die unvermählt blieb und jetzt in Wismar lebt und Sophie, die längst verstorben ist. Von den Brüdern war der eine, inzwischen verstorbene, früher Postdirektor in Schwerin, die anderen beiden leben in Australien und Amerika. 1859 wurde Pastor Kunze Wittwer, und nach erfolgter Pensionirung verzog er nach Daffow, wo er ein halbes Jahr darauf verstarb. Das war 1863; er hatte ein Alter von 85 Jahren erreicht.

Pastor Behrens war mehr klein von Wuchs und hatte ein regelmäßiges und sympathisches Gesicht, aus dem die Augen lebhaft, sinnig und wohlwollend blickten. Der ruhige und gemächliche Gang war in

den letzten Jahren in Folge der Lähmung einer Hüfte etwas schleppend geworden. Seine 1791 geborene Frau Wilhelmine war dagegen ziemlich groß und schlank und fiel auf durch eine seltene Frische des Antlitzes, die blauen Augen und durch die ovale Kopfbildung; man schätzte sie als eine schmuide Frau.

Stellen wir nun einen Vergleich auf zwischen diesem Paare und den Pastoren-Gestalten in den genannten Reuter'schen Dichtungen, anfangend mit „Montecchi un Capuletti“. Hier zeigt sich der Pastor als ein wohlmeinender Berather; auch pflegt er mit dem Lehrer einen freundlichen Verkehr, eben weil er das Schulamt hochschätzt, ebenso, wie es Pastor Runke that, dem jede Ueberhebung fernlag, und der sich mit dem Ortslehrer auf besten Fuß stellte.

In „Hanne Rüte“ geht der alte Pastor in Erinnerungen an die seligen Studentenjahre auf; auch hier ganz der Pastor Runke, der, sobald er auf die Universitätszeit zu sprechen kam, sich dermaßen in's Feuer zu reden pflegte, daß es des Einspruchs der Seinen bedurfte, um ihn in die Gegenwart zurückzubringen. Jene unvergängliche Scene mit dem Schmiedegesellen hat Reuter seinem Schwiegervater abgelauscht und sie durch eigene Erinnerungen bereichert, wobei er natürlich anstatt Halle Jena im Auge hatte. Reuter läßt in „Hanne Rüte“ dem Pastor auch ein Käppchen tragen, wie es Pastor Runke gethan.

In der „Strontid“ führt der Pastor den Namen Behrens, und in Gestalt und Wesen ist es wieder Runke. Namentlich seien seine werththätige Nächstenliebe hervorgehoben und eine religiöse Anschauungsweise, die bei aller tief empfundenen Frömmigkeit mit enger pietistischer Richtung nichts gemein hat. Die Uebereinstimmung zwischen Figur und Urbild läßt sich weiter nachweisen in Runke's Hinneigung zu ernstem Studium, dem er oft bis Nachts zwei Uhr oblag. Dabei war er kein trockener Gelehrter; er liebte bei seinem angeborenen und unverfälschten Humor eine fröhliche Unterhaltung, wobei er auf die Umgebung mit drolligen Einfällen und feinen Witzeln belebend und anregend einzuwirken wußte. Gleich dem Pastor Behrens lebte auch Pastor Runke mehr dem Amte und der Wissenschaft, zeigte keine Neigung für Ackerwirthschaft und hatte deshalb den Pfarvacker in Pacht gegeben; indeß beruhen die in der Dichtung an diesen Umstand geknüpften Begebnisse nicht auf Wirklichkeit.

Zwar war die Pastorin Wilhelmine Runke von anderer äußerer Gestalt als die Pastorin Regine Behrens; abgesehen hiervon jedoch, hat Reuter die Pastorin Behrens der Pastorin Runke in vieler

Beziehung nachgezeichnet, und nicht nur ihr freundliches Gesicht und ihre hellen Augen, sondern vielmehr noch ihre geistigen und seelischen Eigenschaften. So hielt Frau Kuntze als hurtige und praktische Hausfrau musterhafte Ordnung und war ängstlich darauf bedacht, ihrem „Vater“, wie sie ihren Mann kosend nannte, das Haus recht angenehm zu machen. Zugleich unterstützte sie ihn im Wirken in der Gemeinde, indem sie sich der Bedürftigen annahm, ihnen Suppen und Speisen zuschickte und, wo es erforderlich war, Bekümmerte mit Trostworten und noch lieber mit munteren und belebenden Reden wieder aufrichtete. Vervollständigt wird ihr Bild noch durch ihre Stellung zu der Jugend. Außerordentlich kinderlieb, war sie der Gegenstand lebhaftester Verehrung seitens der kleinen Jüngens und Mädchen des Dorfes. Sie paßten auf, wenn die Frau Pastorin ihren Ausgang hielt, denn sie waren sicher, daß aus ihrem bekannten Korbe unterwegs allerlei schöne verlockende Dinge für sie zu Tage kommen würden. — Alle diese Züge hat ihr Schwiegersohn Fritz Reuter auf Frau Regine übertragen und damit der Mutter seiner Gattin ein bleibendes Denkmal gestiftet. Leider war uns kein Bild des würdigen Paares erreichbar. Ein von Fritz Reuter angefertigtes Portrait seines Schwiegervaters, das einzige, ging in den Besitz der dritten Tochter über, die in Amerika als glückliche Hausfrau lebt.

Jamel Pomuchelskopp un sin Häuning.

Aus triftigen Ursachen wurde Jamel Pomuchelskopp voll und breit in die „Stromtid“ hineingestellt, so zwar, daß um seine Person nicht selten die Begebenheiten kreisen. Es galt zu zeigen, wie man sich durch Hartherzigkeit und schmutzigen Eigennutz bis zu einer gewissen Höhe aufzuschwingen vermag, und die Ursachen aufzudecken, welche dazu beitragen, daß in dem Sturmjahre 1848 sogar die Tagelöhner in den entlegenen Hinterdörfern ihren Stumpfsinn von sich thaten und sich zwecks Erlangung eines menschenwürdigeren Daseins zu allerdings thörichten Thaten hinreißen ließen. Das vielfach breit wuchernde Glend, zum Theil mitverschuldet von einem die Patrimonial-Gesetzgebung ausübenden Stande, in welchem Härte gegen die Gutsleute aus grobem Eigennutz nichts Selteneres war, mußte nach Anlage des Romans an einem Repräsentanten der Ritterschaft erklärt werden, und zu einem solchen ersah sich der Dichter aus der vom Großherzog schier unabhängigen Körperschaft den Jamel Pomuchelskopp mit seiner unterjochten

gedrungenen Gestalt, mit dem durch Uebermuth und schadenfrohes Lachen entstellten Gesicht und den kleinen, listig und unheimlich blickenden Augen. Dieser Dickhuer und Tyrann im gelben Mantelrocke und in grüncarrirten Beinleidern hatte nur einen Gott, einen Angstgott, der dürr und lang beschaffen war und mit seinen Zornausbrüchen das Leben im Herrenhause zu Gürlitz zu einem höchst ungemüthlichen machte. Daher segnete Pomuchelskopp den Tag, an dem sein Häuning, sein Kluding oder Küting, einmal ihre Herrschermienen insoweit milderte, daß er sich in ihrer Gegenwart in dem ihm geläufigeren Platt ergehen durfte.

Doch nichts von all der seiner Frau gegenüber geübten Rücksicht im Verkehr mit anderen Menschen! Da war er es, der zertrat und unsäglichen Jammer bereitete. 1829, als er an der Peene zwischen Anklam und Demmin sesshaft war, so heißt's in der „Stromtid“, hatte er den biederen Hawermann aus der Pachtung getrieben und an den Bettelstab gebracht, und als er nach Gürlitz gezogen war, schleuderte er unter Mitwirkung eines Slu'nhir und eines David die Schlinge um den Hals des Rittergutsbesizers von Rambow auf Pümpelhagen. Das, womit er sich an seinen Tagelöhnern versündigt hatte, nahm mit dem Jahre 1848 Gestalt und Wesen an, und von seinen Leuten als Gutsherr abgesetzt und abgeschoben, verlebte er mit seinem Angstgott die übrige Zeit seines Lebens zu Kostock in der Blutstraße, hier allbekannt unter dem Spiznamen „Wel tau wollfeil“, weil er beständig jammerte, er hätte Gürlitz unterm Preise losgeschlagen. Zu dem von ihm nie verwundenen Abschub von Gürlitz versetzte ihm die Nemesis noch einen zweiten Strahieb: Madame Häuning hatte in einem ihrer altgewohnten Zornesausbrüche sich mit der Feuerzange am Dienstmädchen vergangen, und weil Muchel über die seiner zarteren Hälfte zuerkannte Haft von sechs Wochen aufbrummte, so ließ ihn das Gericht zur Gesellschaft auf vier Wochen mitgehen. Madame Häuning erholte sich von diesem Schlage nicht wieder und verstarb schon am dritten Tage nach ihrer Freilassung.

Noch in einer anderen Dichtung kommt dies Ehepaar vor, nämlich in der geistvoll geschriebenen Satire „Memoiren eines alten Fliegen-schimmels“.

Indem wir nunmehr die Dichtung auf ihre Wahrheit prüfen wollen, sei zuvörderst hervorgehoben, daß die Figur zum Pomuchelskopp eine derjenigen ist, die sich überaus schwer entdecken ließen. Die Nachforschungen während zweier Jahre führten zu keinem sicheren Ergebnis,

weil bald diejer, bald jener Name als der rechte ausgegeben wurde. Völlig überzeugt von dem Vorhandensein eines Urbildes, auch aus dem Grunde, weil Neuter selbst eingeräumt hatte, den Pomuchelskopp nach dem Leben gezeichnet zu haben, wandte sich schließlich der Verfasser anfragend an Neuter's Busenfreund, den Domänenrath Fritz Peters zu Siebenbollentien, der antwortete: „Mit Pomuchelskopp ist der Gutsbesitzer Lembke zu Alt-Sührkow bei Teterow von Neuter gemeint worden.“ Weiter ließ er sich nicht aus. — Die Nachrichten über Johannes Lembke nun rühren vorwiegend von zwei Herren her, von denen der eine bei ihm Inspektor war, und der andere in der angegebenen Zeit amtlich auf dem Gute zu thun hatte; außerdem bestätigten die Angaben verschiedener Persönlichkeiten die Mittheilungen dieser beiden.

Zunächst erscheint es geboten, den Ursprung und die Bedeutung des Namens „Pomuchelskopp“ darzulegen. Auch Diejenigen, welche sich um die Bedeutung dieses eigenthümlich klingenden Namens nicht weiter kümmerten, hatten sicherlich das Gefühl, daß er ein Ausdruck für absonderliche und nicht anheimelnde Eigenschaften wäre. Uebrigens gefiel sich Neuter darin, Figuren ausgeprägten Charakters und Repräsentanten einer Gattung von Menschen mit eigenschaftlichen Namen vorzuführen. Wann er auf den Namen „Pomuchelskopp“ verfallen, läßt sich nicht ermitteln; Commissionsrath Claasen in Stavenhagen, ein Spielgenosse und auch späterer Freund von ihm, schrieb darüber: „Fritz Neuter fuhr einmal mit einem Freunde zusammen auf der Eisenbahn, und letzterer machte ihn alsbald auf Jemand aufmerksam mit den Worten: „Da sitzt ein echter Pomuchelskopp!“ Ueber die Herkunft des Namens ging uns von anderer Seite eine Erklärung zu. Es wird nämlich an der mecklenburgisch-pommerschen Grenze eine häßliche und großköpfige Dorschart gefangen, die man gewöhnlich Pomuchelskopp nennt, und nach der man auf derbwüchjige, geistig unbedeutende Menschen zu spizen pfl egt.

Johannes Lembke entstammte der vor Wismar liegenden Insel Poel und wurde ums Jahr 1793 in einem Fischerkathen zu Jährdorf geboren. Der schwere und wenig lohnende Beruf seines Vaters sagte ihm nicht zu und er entschied sich für die Landwirthschaft. Trotz Mittellosigkeit brachte er sich bald vorwärts, weil er seinen Vortheil wahrzunehmen verstand und Glück mit den Pachtungen hatte. Nach nicht allzu langen Jahren konnte er schon an die Erwerbung eines Gutes in Pommern denken. Es hat sich aber nicht nachweisen lassen,

ob es Blummensdorf oder Reinkenhausen oder ein anderes war, und ebensowenig, ob es der Reuter'schen Angabe gemäß an der Peene zwischen Anklam und Demmin gelegen war. Ein Vorgang ähnlicher Art, wie mit Hawermann, wovon gleich im ersten Capitel so ergreifend erzählt wird, dürfte sich fraglos zugetragen haben, was daraus zu schließen ist, daß, nachdem Lembke Johannes 1844 in Alt-Suhrkow bei Teterow, dem Gürlich in der „Stromtid“, zugezogen war, ihm allsogleich ein Gerücht nachhinkte, wonach sich ein Vorfall, wie der erzählte, wirklich zugetragen hätte; auch einem andern Gerücht, er wäre wegen arger Mißhandlung eines Weibes zum Kugelschleifen verurtheilt worden, welche Strafe jedoch auf einen Zufall seiner Frau hin der König in eine alljährlich wiederkehrende Festungshaft umgewandelt hätte, wurde Glauben beigemessen. So hat es auch Reuter erzählt, und nur von dem verrufenen eisernen Ring um den Hals wollte man bei Lembke nichts gewahr worden sein, vielmehr bei einer Person zu Demmin.

Das 643 Hektar große Alt-Suhrkow mit dem unbedeutenden Nebengut Hagen, auf dem nur eine Scheune stand, hatte Lembke für 75 000 Thaler gekauft. Unter dem Vorgänger Führmann war die Wirthschaft vernachlässigt worden, doch verstand es Lembke bei der ihm eigenen Ausdauer, sie wieder vorwärts zu bringen, und gleichzeitig schuf er fahrbare Wege. Das Gut lag tief, und Hagen sogar inmitten einer wässerigen Niederung, in einem sogenannten Pümpel. Hagen war demnach ein richtiges Pümpelhagen, und wie Reuter schon in den „Memoiren eines alten Fliegenschimmels“ diese charakteristische Ortsbezeichnung aufgegriffen hatte, so übertrug er sie in der „Stromtid“ auf das dem Kammerrath von Rambow gehörige Gut.

Führen wir uns Lembke nunmehr in Person vor. Er war von fast Mittelgröße, mehr starkknöchig als beleibt, und die dicken und frischen Backen saßte ein schon ergrauter sogenannter Tagelöhnerbart ein, nämlich ein Bart, der schmal um das Kinn ging und bis an die Ohren reichte. Auch das ziemlich struppige und dunkelblonde Kopfgaar war schon von weißen Fäden durchsetzt. Von vornherein fiel er auf durch kleine Augen mit lauerndem, listigen und zugleich finster starrenden Ausdruck. Wohl lassen die verschiedenen und unterrichteten Zeitgenossen bei Lembke den gerügten Uebermuth und das prahlerische Wesen gelten; doch setzen sie gleichzeitig erklärend hinzu, er habe in solchen Augenblicken weniger daran gedacht, sich über Andere zu erheben, als vielmehr sich von seiner Laune leiten lassen. Sogar seine offenbaren Feinde dachten darüber nicht anders. Ebensowenig fanden

sie in seinem ausgelassenen und mitunter wie wilde Schadenfreude klingenden Lachen etwas Besonderes, eben weil man dafür hielt, es wäre eine angeborene Eigenart des Mannes.

Uebrigens that er bei all seinem Wohlstande das einfache und schlichte Wesen nicht von sich ab. Er kleidete sich in graue Stoffe, schmachtete draußen die kurze Peise und unterhielt sich auf Platt. Hochdeutsch war ihm, wie auch der Dichter ganz richtig durchblicken läßt, wenig geläufig und er drückte sich in ihm nur aus gegenüber Achtungspersonen und im Hause, hier allerdings lediglich aus Respekt vor seiner Frau. Dieser Mangel an Sprachgewandtheit leitete sich aus seiner geringen Schulbildung her, und wie dürftig sie war, läßt sich daraus entnehmen, daß er sich „Guthsbesitzer“ schrieb. Es darf demnach das ihm nachgesagte und bespöttelte „Zah“ auf dem Landtage wohl nicht ohne Weiteres als erfunden bezeichnet werden.

Daß Lembke, der von vornherein keinesweg nennenswerth anrücklich war, allmählich ein Anderer wurde, und man unter Grimm und Hohn anfing, ihn einen „Minschenschinner“ zu schelten, kann allein durch Aufrollung seines häuslichen Lebens erklärt werden, in dem dieser sonst so urwüchsig und derbste Mann eine höchst untergeordnete und sogar klägliche Rolle spielte, so daß man fast versucht ist, ihn ob seines Geschicks zu bemitleiden. Auch Reuter's Dichtung läßt es nicht an Andeutungen fehlen. Das eheliche Verhältniß war ein schiefes, die Zwistigkeiten häuften sich, und Jeder, der einen Einblick in das Hauswesen erhalten hatte, sprach sich dahin aus, daß solche Zerwürfnisse lediglich von der Frau ausgingen. Daß Reuter um diese Unterschiede ebenso genau wußte, wie um andere Umstände, läßt sich annehmen, und daß er sie dennoch weit umkreiste, konnte wohl nur geschehen sein, um den Eindruck der Figur nicht abzuwächen. Das Elend unter den Eingeseffenen auf Gürlich durfte nicht von der Frau, es mußte von dem Manne verschuldet sein. Hätte der Dichter die Frau Lembke als die treibende Kraft in den Vordergrund gestellt, so wäre aus ihrem Manne ein Pomuchelskopp von nur örtlicher und ganz untergeordneter Bedeutung geworden. Aus solchen Erwägungen kam Frau Trining (Katharinen) um ein beträchtliches Stück ihres Ich, und was sie einbüßte, wurde ihrem „Muchel“ zu Theil.

Frau Trining, eine geborene Buchholz aus Alt-Sammit bei Krausow, ist in der Dichtung körperlich nicht ganz zutreffend geschildert worden. In Wahrheit war sie mittelgroß, derb, voll und breitgesichtig. Dagegen näherten sich ihre Eigenschaften in mancher Beziehung den-

jenigen in der Dichtung. Sie war grämlichen, mürrischen, verdrießlichen, feisenden und geizigen Wesens, und was sie mitunter nicht aussprach, verriethen nur zu deutlich ihre so besonders leuchtenden und hervorragenden Augen. Schon die geringfügigste Ursache vermochte sie in den heftigsten Zorn zu bringen, und in solchen Anfällen pustete sie in einem fort mit den Lippen, als wollte sie ihren Aerger wegblasen. Das Reifern und Poltern war ihr wie angeboren und ebenso die Gewaltthat mit der Hand oder dem ersten besten Werkzeuge. Namentlich die Dienstmädchen hatten darunter zu leiden. Ueberhaupt wußte man sich keines Tages zu entsinnen, an dem es friedlich zugegangen wäre.

Gegen solch ein allezeit kampfwüthiges Weib war selbst ein Lembe mit seiner grob klingenden und hurtigen Sprache machtlos; er hatte es auch schon längst aufgegeben, immer wieder einen Kampf aufzunehmen, der ihm nur neue Niederlagen bereiten konnte. Ihr tönendes Organ, ihre ungleich schnellere Sprache, ihr sprühender und vernichtender Blick, ihr von Erregung durchbebteter Körper, die Wucht ihrer zügellosen Rede, ihre überlegene Bildung, ihr eiserner Wille mit ungezügelter Herrschsucht, dann all die vielen Spigen und Nadelstiche, sei's im Bösen, sei's im Guten — alles Das hatte ihn klein und unsicher gemacht. Auf ihre Veranlassung wurden die Tagelöhner in ihren Einkünften geschmäleret, und sogar in einem Grade, daß die Nachbarschaft sich von Mitleid ergriffen fühlte, und man den Unglücklichen, namentlich nach dem Vorgange des Frühlings 1848, Unterstützungen zuwandte. Allerdings ging bei den lauten Vorwürfen Lembe auch nicht ganz frei aus wegen seines „bullerigen“ und polternden Benehmens. Indessen hielten Näherstehende dafür, daß er es mit solchen Auslassungen nicht so böse meinte, wie es den Anschein hatte, und auch die Tagelöhner, die er im Allgemeinen nicht gerade hart behandelte, wußten recht wohl darum, wer der eigentliche Urheber ihres Elends war. Daherkehrte sich ihr angefamelter Grimm nicht so sehr gegen ihn als vielmehr gegen seine Frau.

Man sollte meinen, daß nach dem bekannten Sprichwort die Kinder nach den Eltern geartet gewesen wären. Doch das Gegentheil war der Fall. Denn der Sohn, in der Dichtung als Gufävving aufgeführt, ein großer und überaus kräftiger Jüngling von damals achtzehn Jahren, bewies sich gutmüthig und zugänglich, auch neigte er zu einem gewissen Leichtsinne hin. Demgemäß hielten es die Gutsleute mit ihm, und als die Katastrophe eintrat, durch welche die Alten auf ihrem eigenen Grund und Boden abgemeiert wurden, bedangen sie sich

ihn zum Verwalter aus. Ein ähnliches Wesen hatte auch seine etwas jüngere Schwester. Sie war mehr klein, still, gelassen und freundlich und hat sich später glücklich verheirathet. Die Eltern ließen es sich angelegen sein, diesen beiden Kindern — sie hatten sie nicht — eine genügende Ausbildung zu geben und sie standesgemäß, wenn auch unter Vermeidung von Aufwand, zu kleiden.

Wir wenden uns jetzt den Begebenheiten des Jahres 1848 zu. Die damalige politisch-socialle Bewegung hatte ihre Wellen auch in die abgelegenen Dörfer getrieben. So geschah es auch in Alt-Sührfow, wo zudem die Erbitterung und Aufässigkeit eine bedrohliche Gestalt annahm. Wohl hatten Lembke's so manche Verjündigungen an den Leuten begangen, doch waren sie nicht die alleinigen Urheber der Mißstimmung und des aufbegehrenden Geistes gewesen. Sie trafen nämlich bei der Uebernahme des Gutes vor vier Jahren eine zurückgegangene Wirthschaft mit einem völlig verderbten Arbeiterstande vor. Die Leute kannten keine Moral, sie waren fast durchweg dem Trunk ergeben, diebisch, großmäulig und aufässig, und naturgemäß verstärkten sich in ihnen manche dieser Untugenden, als ihnen die neue Herrschaft mit Lieblosigkeit und Geiz entgentrat, und sie überdies durch ihr eigenes Verhalten den Leuten nicht gerade ein sittlich erhebendes Beispiel gab. Um so bereitwilliger gingen die Leute auf die Einflüsterungen und Aufhebungen eines benachbarten Gutsbesizers ein. Dieser hatte es darauf angelegt, Lembke den Besitz zu verleiden und sich um ein Billiges in denselben zu setzen. In seinen Plänen erkannt, that er die bis dahin bewahrte Vorsicht ab und begann offen unter den Leuten zu wühlen und sie aufzustacheln, so daß es zu der in der Dichtung beschriebenen Katastrophe mit der Abstoßung des Lembke'schen Ehepaares kam. In Ergänzung zur Reuter'schen Schilderung sei Folgendes angeführt:

Lembke und Frau machten in Lebezow, eine Meile nördlich von Teterow, den Fastnachtsball mit. Bildlich gesprochen, wurde der Frau auf die Zehe getreten, und sie drückten sich. Als sie auf den Hof einsinken wollten, wurden sie bei der Schmiede von den zusammengerotteten und erhitzten Gutsleuten angerufen und zum Anhalten genöthigt. Am lautesten kehrten die Leute ihren Grimm gegen Frau Lembke, ohne sich jedoch zu Gewaltthatigkeiten hinreißen zu lassen. Vielmehr begnügte man sich damit, das verhasste Paar in der von Reuter beschriebenen Art über die Grenze zu schaffen und nach Teterow zum Bürgermeister Meinshausen zu führen. Dieser wollte von dem

ganzen Handel Nichts wissen, wurde aber von dem erwähnten Gutsnachbar, der wie gerufen zur Stelle war, umgestimmt. Bei der bedrohlichen und festen Haltung der Leute gaben es Lembke auf, auf ihr Gut zurückzukehren und nahmen beim Krüger Mevius in Thürkow Quartier.

Dies Ereigniß machte viel von sich reden, obgleich in jener Zeit Aehnliches auch auf verschiedenen anderen mecklenburgischen Gütern sich begeben hatte. Allgemein gespannt war man auf den Ausgang der Sache, deren sich jener Gutsbesitzer selbstwillig angenommen hatte, so zwar, daß er unter dem Scheine des Wohlwollens Lembke zum Abstand des Gutes zu bewegen suchte, zugleich aber wegen der Zustände in Alt-Sührkow beim Ministerium eine Klage einreichte. Dieses entschied in der Hauptsache also: Das Gut solle vorläufig von einem Inspektor verwaltet werden und Lembke hätte sich mit den straffrei ausgehenden Leuten — nach der Erzählung bekommen sie je ein Jahr Gefängniß — auseinanderzusetzen. Die Wiederübernahme des Gutes erfolgte ein halbes Jahr später, als die politisch-socialen Bewegung im Rückgange begriffen war.

Die vorerwähnten Thatfachen schließen schon von selbst Lembke's Betheiligung am Reformverein und am Verbrüderungsball aus; Reuter war es, indem er den Pomuchelskopp sich dem Bürgerthum nähern ließ, lediglich um ein kräftiges und die zeitliche Bewegung allseitig veranschaulichendes Bild im Rahmen des Reformvereins zu Rahnstädt (Stavenhagen) zu thun. Sonst lag Lembke Nichts ferner als Politik und politisches Getriebe, und hätte er nothgedrungen Farbe bekennen müssen, so würde er erst andere Gutsbesitzer um Rath gefragt haben. Wenn er den Landtag hin und wieder besuchte, so pflegte er sich vorwiegend an das Votum seiner Frau zu binden, die nicht nur einmal, sondern auch öfter aufgetrumpft hatte, wenn sie nur da sein könnte, so wollte sie den Herren schon klar machen, wie abgestimmt und wie beschloffen werden mußte. Uebereinstimmend hat man sich über ihn dahin ausgesprochen, daß er sich in der ständischen Versammlung durch Nichts hervorthat, daß er sich lediglich den bürgerlichen Elementen angeschlossen und die adligen Rittergutsbesitzer mied. Ueber die berühmte gewordene Biittengeschichte hat sich der Sanitätsrath Dr. Brückner-Neubrandenburg zum Verfasser also ausgelassen: „Hier liegt eine Verwechslung vor. Nach der Dichtung soll mein Bruder den Pomuchelskopp dem Bürgermeister Langfeld nachgeschickt haben. Die ganze Scene ist, wenigstens soweit sie meinen Bruder betrifft, ganz sicher Dichtung.

Dies weiß ich von meinem Bruder selbst. Reuter liebte es, ihm bekannte Personen in seinen Dichtungen mitspielen zu lassen.“ Hiermit ist nun keinesfalls abgestritten, daß sich ein solch heiteres Vorkommniß in Verbindung mit anderen Personen zugetragen haben könnte, und überdies wurde zum Verfasser von einer anderen Seite die Meinung ausgesprochen, daß die Schilderung ganz und gar zu Lembke's Eigenart paßte und er nach derselben getreuest gekennzeichnet worden wäre.

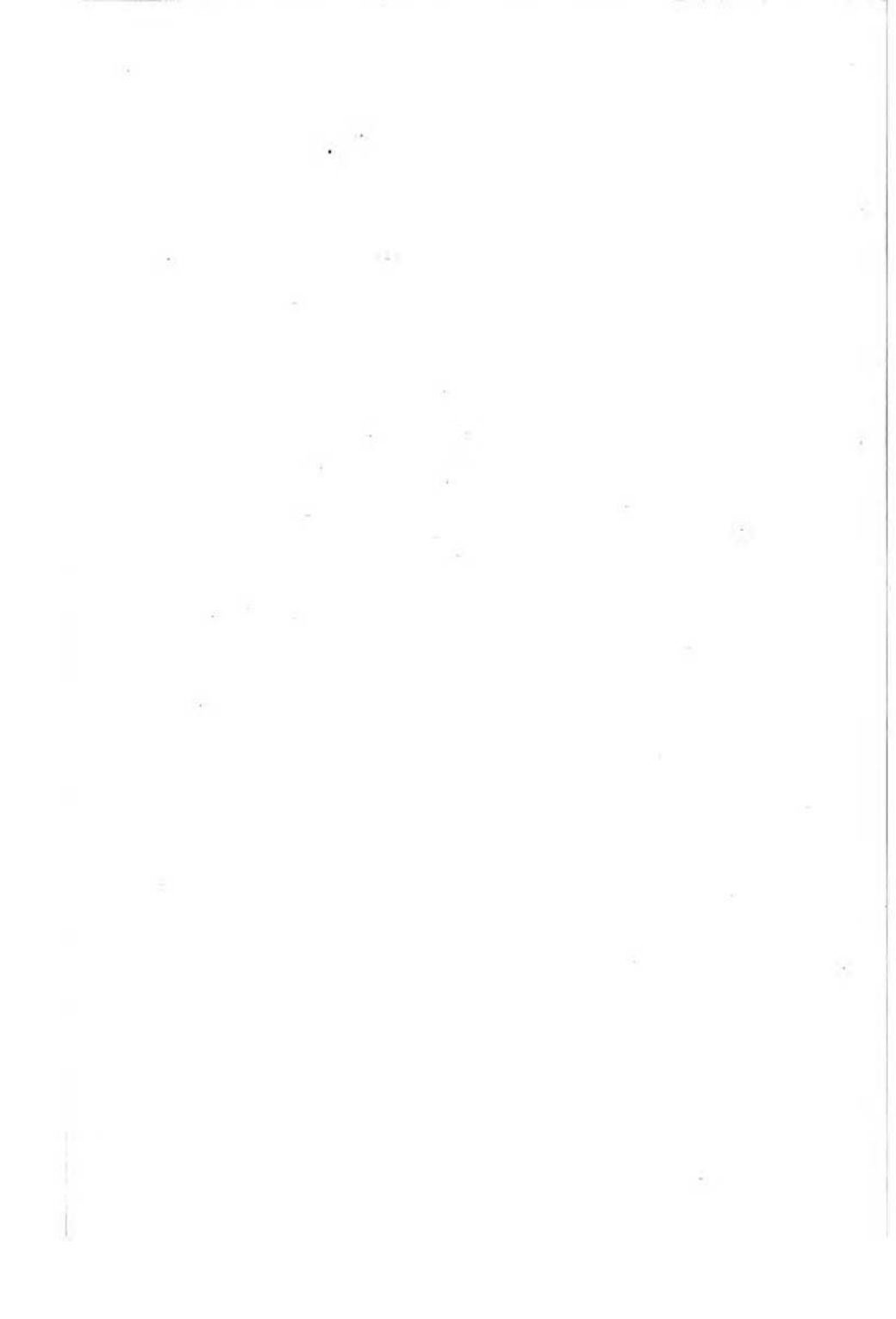
Vollständig Dichtung sind die Ränke um ein benachbartes Rittergut und um den Pastorenacker (die nächste Pfarre ist Hohen-Mistorf), sowie der Vorfall mit der Feuerzange. Erfunden ist letzterer jedoch keineswegs, nur daß nicht Frau Lembke, sondern eine Rentnerfrau in Klostok sich eine solche Mißhandlung an ihrem Dienstmädchen zu Schulden kommen ließ; Reuter fand es für angemessen, diese That von Frau Pomuchelskopp, als in ihrer Eigenart liegend, vollführen zu lassen.

Wie schon angedeutet, kommt eine Familie Lembke schon in den „Memoiren eines alten Fliegenschimmels“ vor, welche 1856 zuerst in dem von Reuter herausgegebenen Unterhaltungsblatt erschienen; auch findet sich hier, wie erwähnt, schon die Ortsbezeichnung Pümpelshagen in Verbindung mit Lembke's und es unterliegt keinem Zweifel, daß Reuter auch hier schon die Lembke's von Alt-Sührkow im Auge hatte. In der „Stromtid“ wiederholt sich manches Charakteristische in den Angehörigen der Familie Pomuchelskopp, was schon von den Lembke's in den „Memoiren eines alten Fliegenschimmels“ galt. Auch bei den Kindern wiederholen sich die Namen Philippping, Manting und Malchen. Es konnte übrigens nachgewiesen werden, daß manche in der Satire besprochene Umstände der Wirklichkeit nacherzählt sind; z. B., daß der Posthalter Ludwig Hagemann zu Teterow den gepfändeten Schimmel gekauft und abgebraucht hatte, und daß der vielfach genannte und wegen seiner Eigenart belachte Thierarzt Borchert öfter bei kranken Pferden Nachtwachen übernahm und den ihnen verordneten Wein dann selbst austrank.

1859, also elf Jahre nach jener Bewegung, verkaufte Lembke Alt-Sührkow für 180000 Thaler an einen Herrn v. Meyen; er gewann dabei 105000 Thaler. Darauf verzog er nach Klostok, und wie es ihm mit seiner Frau dort ergangen, und wann sie starben, hat sich nicht ermitteln lassen.



Frih Peters-Chalberg.
Rudolf Kurz.
Nach einer Photographie.



Rudolf.

Des Hin- und Herrathens über diese anheimelnde Figur machte der Dichter dadurch ein Ende, daß er am Jakobitage 1864 von Eisenach aus an seinen Herzensfreund Fritz Peters schrieb: „... denn mein Rudolf in der vollständigen Entwicklung seines Wesens bist Du, mein alter Fritz.“ — Von dieser Offenbarung war auch Fritz Peters betroffen. Er hatte bisher eine besondere Verwerthung seiner Person nicht angenommen, obschon er das Jahr zuvor durch einen Brief darum wußte, daß ihm und den Seinen, sowie der ganzen Art seines Hauses am Schlusse des zweiten Theils der „Stromtid“ ein freundliches Andenken gestiftet werden sollte, wo Neuter den zweiten Weihnachtstag in dem gastfreien Hause zu Siedenbollentin schildert. Derselbe Jacobi-Brief scheint auch anzudeuten, wo man Nexow zu suchen habe. Denn es heißt darin: „Aber mit der Taufe Deines neucreirten Gutes bitte ich so lange zu warten, als bis Du den Schluß der Geschichte (die damals noch nicht vollständig gedruckt war) gelesen hast; ich glaube, Du wirst das Ding am Ende Nexow nennen müssen“, und nun folgen die obigen Worte auf Rudolf.

Nexow — Nexow, das läßt allerdings Vermuthungen zu. — Daß Neuter in der festen, frischen, gesunden Gestalt des Rudolf die Eigenschaften seines Freundes Peters verkörpern wollte, das ist erklärlich, wenn man sich diese Kerngestalt eines vorpommerischen Landwirths vergegenwärtigt. Was Fritz Peters Fritz Neuter gewesen, und dieser ihm, ist durch die Wilbrandt'sche Biographie, durch zahlreiche Briefe Neuter's bekannt. Auch in den Gaederk'schen „Neuter-Studien“ ist Vieles erzählt, was das Leben im Peters'schen Hause in ein gar freundliches, anheimelndes Licht stellt. Peters ist, seit Neuter in seinem Rudolf ein so ansprechendes Jugendbild von ihm gezeichnet hat, einer der angesehensten Landwirthe des Landes geworden. In vieler Beziehung ist er bahnbrechend vorgegangen. Für die Einführung der Sommerstallfütterung unter bestimmten Voraussetzungen z. B. hat er nachhaltig gewirkt. Seine Schriften praktischen landwirthschaftlichen Inhalts sind in weitesten Kreisen der Landwirthe bekannt und geschätzt; sein Zuchtvieh versendet er in alle Welt; in Afrika und Australien kennt man Zuchtferkel, die in Siedenbollentin unter seinen wachsamem Augen zur Welt gekommen. Von der Regierung schon vor längerer Zeit mit dem Titel eines Oekonomierathes ausgezeichnet, wirkt der nun Hochbetagte noch immer rüstig in seinem Berufe. Die treue

Freundschaft aber, die er dem Lieblingsdichter des deutschen Volkes bewiesen, sichert auch ihm ein unvergängliches Angedenken.

Der Reformverein.

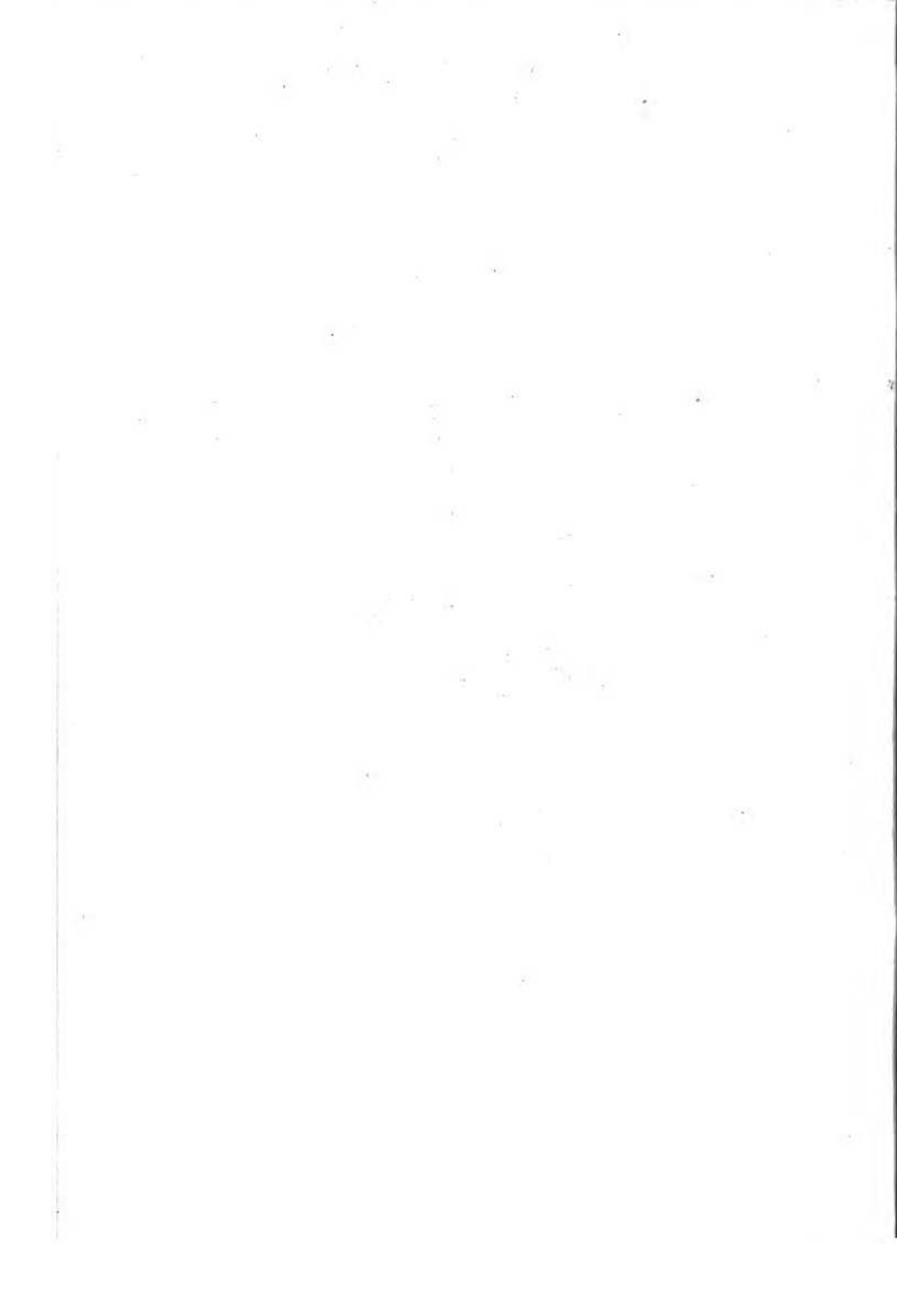
Advokat Rein

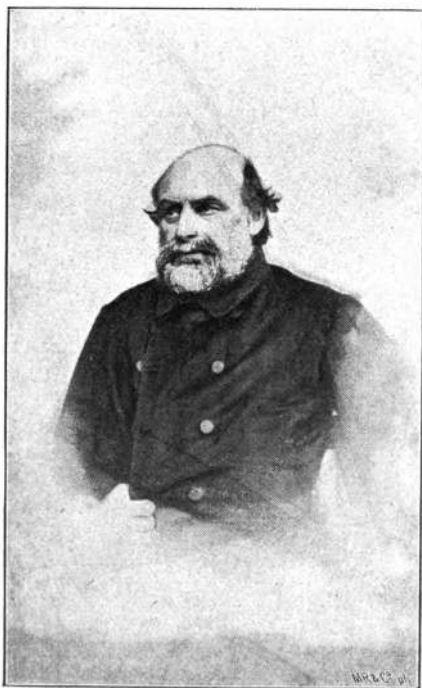
In dem Revolutionsjahre 1848 hatten die in ihrer Art aufbegehrenden Bürger und Handwerker zu Rahnstädt den Advokaten Rein, so ist's in der „Stromtid“ berichtet, zum Präsidenten des Reformvereins erhoben und sich bei dieser Wahl von folgenden Gründen leiten lassen: er mache nicht den Eindruck, als fänne er auf eigenen Vortheil, vielmehr auf die Förderung des Allgemeinwohls; er bewiese sich auch den Leuten untergeordneter Stellung gegenüber zugänglich; er wäre bei aller Sparsamkeit und Einfachheit kein Krauser und ließe verdienen, und außerdem hätte er Kopf und politische Erfahrung. Es ist eines der besten Kapitel in der „Stromtid“, in welchem der spießbürgerliche Egoismus humoristisch und satirisch beleuchtet wird, und nicht unwesentlich wird die Handlung durch die Persönlichkeit des Präsidenten gesteigert, der in seiner olympischen Gelassenheit ein stilles Behagen an dem Durcheinander der Meinungen hat und dann die in Raivetät befangenen Gemüther wieder aufreißt oder geradezu aufregt durch erfundene Mittheilungen. Mit ernstestem Gesicht liest er ihnen vor, es wäre auf der Insel Ferro wegen Wegnahme des Meridians eine Revolution ausgebrochen und ebenso am Nordpol, wo sich die Eskimos geweigert hätten, die Erddachse zu drehen und was dergleichen weltererschütternde Begebenheiten mehr sind.

Aber noch an anderer Stelle hat Reuter seinen Freund Rein verewigt, nämlich in den „Läuschen un Rimels“. In dem ersten bezüglichen Läuschen, „Kanalljenvogel“, überzeugt der Student Rein einen Koftocker Schuster davon, der Kanarienvogel habe sich in eine Krähe verwandelt, und in dem anderen: „De Gaußhandel“, redet er einem einfältigen Bauern ein, er bringe kein Kalb, sondern eine Gans zur Stadt. In dem dritten Läuschen: „Ne Geschicht von miene ollen Fründ Rein“, wird er von einem am Seminar zu Ludwigslust hospitirenden Predigtamtskandidaten ob seines bescheidenen Aussehens für einen Bäckergehilfen angesehen, woraus sich für den Kandidaten ein drolliger Reinfall ergibt.



Fritz Peters.
Siedenbollentin. 1891.





Karl Reinhardt.
(Notat Hein)
Nach einer Photographie.

Daß Reuter mit dem vollen Namen seines von ihm in so ansprechender Weise verwertheten Freundes zurückhielt, dafür möchte wohl nur eine Erklärung zulässig sein, nämlich die, daß er mit dem Wesen des Mannes rechnete, dem an der Verwendung seiner Person in der Dichtung, wenn auch in bestgemeinter Absicht, schwerlich etwas gelegen war. Jedoch genügte für nicht wenige Leser schon die Andeutung des Namens, um sofort zu wissen, wer die Merkmale zu der gezeichneten Figur geliefert hatte.

Ludwig Reinhard wurde am 9. April 1805 zu Mustin im Lauenburgischen geboren, wo sein Vater Jäger war. Er hatte drei Geschwister. Nach dem Besuche des Gymnasiums zu Ratzeburg studirte er in Göttingen und Rostock Theologie. Zu Anfang der vierziger Jahre war er Subrektor an der Volksschule zu Ludwigslust, worauf er das Rektorat in Boizenburg übernahm. 1848 schloß er sich der politischen Bewegung an, infolgedessen er zum Abgeordneten nach Frankfurt a. M. gewählt wurde. Da er von dort aus auch den Zug ins Rumpfparlament nach Stuttgart mitgemacht hatte, wurde er seines Amtes für verlustig erklärt. Er suchte sich nun in Rostock seinen Lebensunterhalt durch Schriftstellerei zu erwerben und wurde alsbald wegen Preßvergehens zu sechs Monaten Haft verurtheilt, die ihm seine vielen Freunde durch allerlei Magenzuwendungen zu erleichtern suchten. Von 1851 bis 1863 war er bei seinem politischen Gefinnungsgenossen, dem Gutsbesitzer Karl Müller zu Jessenitz bei Lübtheen (später verzog Müller nach Bolz bei Sternberg und Reinhard mit ihm), als Erzieher thätig und ging vollständig auf in dessen Familienleben. Die weit und breit geglaubte Annahme, er wäre von seinem hochherzigen Freunde und Gönner den inspizirenden Gendarmen gegenüber als Kuhfütterer ausgegeben worden, ist nicht stichhaltig und beruht auf einer Verwechslung mit Hoffmann von Fallersleben, der auf seiner Flucht bei Müllers Verwandten zu Holdorf bald als Nachwächter, bald als Schäfer und in ähnlichen untergeordneten Rollen geborgen wurde. Als es bei Karl Müller nichts mehr zu unterrichten gab, trat er der Redaktion der liberalen „Noburger Zeitung“ bei, doch mußte er diese Beschäftigung wegen zunehmender Kränklichkeit, die sich namentlich in einem Fußleiden äußerte, nach ungefähr acht Jahren wieder aufgeben. Er fand die folgenden sechs Jahre hindurch die liebevollste Pflege bei seinem unentwegten Freunde in Bolz, und hier war es auch, wo er 1877 für immer die Augen schloß.

Reuter führt uns Reinhard vor mit „krumme Näf“ um lange

Bein“. Diesen wenigen Merkmalen fügen wir noch andere hinzu. Er war von großer und breitschulteriger Gestalt, und besonders lieferte der Kopf in seinen einzelnen Theilen charakteristische Merkmale. Von einem schönen Gesicht konnte allerdings nicht geredet werden, aber es war interessant durch die klugen und lebhaften Augen unter buschigen Brauen, und sein Blick fesselte um so stärker, als er auf ein durchgeistigtes Wesen schließen ließ. Die ziemlich breite und fast massive und hohe Stirn deutete auf Gedankenfülle, und die gebogene und lange Nase auf Kühnheit, während um den Mund ein Zug spielte, in dem sowohl Gutmüthigkeit als Sarkasmus lag. Sich dessen vollaufbewußt, daß die Linien seines Gesichts nach den Gesetzen der Schönheit nicht gerathen waren, und auch kein Verlangen danach in sich verspürend, wenigstens mit Kunstmitteln vorhandene Mängel in etwas auszugleichen, verwandte er nicht einmal auf die Ordnung des Haares und des halblangen Vollbartes, beides in der Jugend dunkelblond gefärbt, besonderen Fleiß.

Ähnlich hielt er es auch mit der Kleidung. Er liebte graue Stoffe und hatte den Rock bis an den Hals zugeknöpft, was auch Reuter andeutet. Weil er sich äußerlich so einfach gab, so konnte es leicht geschehen, daß er verkannt wurde, und das erfahren wir auch aus dem angeführten Läschen „'ne Geschichte' von mienen ollen Fründ Klein . . .“, dessen Inhalt sich nach eigenem Geständnisse vollständig mit Thatächlichem deckt; er hat den spaßhaften Vorgang auch öfter selbst erzählt.

So unbedeutend und unscheinbar dieser Mann auch zu sein schien, so gewann er sofort bei der Unterhaltung. Nicht, daß er nach Effekten haschte und auf packende Redewendungen sann — o nein, das machte sich Alles wie von ungefähr, von selbst. Aber er hatte es an sich, die Aufmerksamkeit des Hörers auf sich zu ziehen und ihn mit seinem perlenden Humor zu erfüllen; es war ihm eigen, seine Wahrnehmungen über verschiedene Lebensverhältnisse witzig vorzutragen und satirisch zu beleuchten, und sein Vortrag wirkte und erschütterte die Lachmuskeln um so mehr, als bei seiner Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit jede persönlich zugespißte und verletzende Aeußerung ausgeschlossen war. Sein sonores und schmiegsames Organ klang ruhig und gelassen, auch sprach er ohne merkliche Gebärden. Auch sein Gang bekundete keine Hast, und daß er mit den Jahren mehr schleppend daherschritt, daran war der Fluß in den „langen und krummen“ Beinen schuld.

Trotz dieses ihn plagenden Nebels fuhr er fort, der Fröhliche unter Fröhlichen und ein Lebemann zu sein. Man sah ihn beim

Biergelage, auch wohl bei Hazard und Fünfsart, ohne ihm jedoch irgendwie nachsagen zu können, er hätte darin ausgeartet und darob seine beruflichen Pflichten vernachlässigt. Selbst seine politischen Widerfacher zu Ludwigslust und Voigenburg rühmten ihm besonderen Pflichteifer und Lehrgeschicklichkeit nach, und namentlich erinnerten sich in Liebe und Verehrung die vielen Kinder des Gutsbesizers Karl Müller ihres langjährigen Lehrers, dem sie sammt und sonders einen sehr großen Theil ihrer Ausbildung verdankten. Beim Unterrichten war er nicht im Entferntesten Pedant, indem er vom Leben ausging und auf das Leben führte, und ebensowenig übte er einen Lernzwang aus, weil nach seinen Grundsätzen der Schüler einen selbstwilligen Eifer zu entfalten hätte. Körperliche Züchtigungen vermied er grundsätzlich; sobald sich ein Kind unlustig bezeugte, ließ er es einfach abtreten und so lange spielen und umherlungern, bis es, zu anderer Einsicht gekommen, sich schamerfüllt wieder einstellte.

Solche Fälle kamen indessen nur selten vor, da er seinen Lernstoff richtig zu behandeln verstand und dadurch Interesse erweckte. Daneben wußte er seine Schüler durch mancherlei interessante Einstreuungen zu fesseln, doch konnte es vom pädagogischen Standpunkte aus nicht gutgeheißen werden, daß er diesen nicht selten eine ausgesprochen freisinnige Richtung gab, da ja die Schule einer bestimmten Partei nicht dienstbar sein darf, wenn sie nicht um ihr ideales Streben kommen will. Außer den Schulstunden pflegte er es mit den Knaben — die er überhaupt höher als Mädchen schätzte — so zu halten, daß er ihnen im Sommer Anleitung zu Feldarbeiten gab und im Winter mit ihnen Holz zerkleinerte. Auf diese Weise wollte er einer Verbildung vorbeugen und die Zöglinge zu brauchbaren Menschen machen, und um sie auch künftig vor Ueberhebung und Einbildung zu bewahren, schärfte er ihnen den Ausspruch ein: „Je mehr man lernt, desto mehr begreift man, wie wenig man weiß.“

All seine Eigenheiten und politischen Anschauungen wurden aber von einer edlen Gesinnung getragen, die sich in Duldsamkeit und Gerechtigkeit äußerte, und in Goldberg lieferte er ein Beispiel dazu, wie er Gott allein nur das Befinden über Seligkeit und Unseligkeit zuerkennen wollte. Dasselbst hatte sich Jemand selbst entleibt, und dem Herkommen gemäß verstieg man sich zu lieblosen Urtheilen. Da trat Reinhard auf und sprach so eindringlich auf die Leute ein, daß sie sich beeilten, das von ihnen vorher verfehnte Grab mit Blumen zu schmücken. Seiner freien religiösen Richtung blieb er bis zum

letzten Athemzuge getreu und ebenso seinen politischen Idealen, bei deren Darlegung er nicht ängstlich darauf Bedacht nahm, ob sie ihm auch zum Nachtheil gereichen könnten.

Wann Reuter mit Reinhard bekannt wurde und mit ihm enge Freundschaft schloß, muß auf sich beruhen. Auf der Rostocker Universität? Sie waren aber um fünf Jahre aus einander. Jedoch möchte die Annahme etwas für sich haben, daß sie sich erst in Jessenitz und sodann in Bolz, wo Reinhard als Hauslehrer wirkte, nahe traten; mindestens in Bolz kann es geschehen sein. Reuter, gleichfalls mit dem Gutsbesitzer Karl Müller befreundet, war hier öfter ein gern gesehener Gast, und es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß er verschiedene Episoden von Reinhard aus dessen eigenem Munde erfahren hatte. Ob Reuter auch um ein anderes heiteres Studentenfückchen Reinhard's gewußt, bezweifeln wir, sonst hätte er es sicherlich, weil es ganz und gar dazu angethan war, in Reime gebracht.

Es verhält sich damit so: Mehrere Kommilitonen hatten sich bei Reinhard darüber aufgehalten, daß der Professor K. ein Privatissimum in die ihnen unliebsame Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr verlegt hätte, und daß er zu einer anderen Stunde durchaus nicht zu bewegen sei. Reinhard versprach Abhilfe, und ehestens verschaffte er sich ein Waldhorn, auf dem er bei offenem Fenster nach dem Garten hin, das dem des Professors ziemlich nahe gegenüber lag, eine greuliche Musik anstimmte, so daß sich bei der obwaltenden Hitze der Professor gezwungen sah, das seinige zu schließen, wogegen seine Hörer unter Hinweis auf ihre gefährdete Gesundheit lebhaft protestirten. So ging's einen Tag wie den anderen. Ueber diese unliebsame Störung gerieth der Professor in die hellste Verzweiflung. Er ließ Reinhard zu sich kommen und fragte ihn, was es für eine Bewandniß mit dem schrecklichen Waldhorn hätte. Völlig unbefangen antwortete dieser, daß er als künftiger Theologe doch ein Instrument spielen müsse, und da ihm das Waldhorn am meisten zusage, so hätte er sich dieses ausersehen. Ob er sich denn zu seinen Uebungen keine andere Zeit ausersehen könne, lautete die andere Frage, worauf die Antwort: Nein. Am nächsten Tage machte der Professor seinen Hörern bekannt, daß er sich bedacht und für die Vorlesungen die und die Stunde anberaunt hätte. Nun aber waren es die Studenten, die keine Aenderung wollten, indem sie vorgaben, sie wären mit sich ernstlich zu Rathe gegangen, daß ihnen wegen Mangels an Zeit für diese Vorlesung nur die Stunde von 12 bis 1 Uhr übrig bliebe. So eingeklemmt von dem unermüd-

lichen Reinhard und den Hörern sah der Professor keinen anderen Ausweg, als die Vorlesungen „bis auf Weiteres“ einzustellen, indefs bescheinigte er ihnen später in allgemein gehaltener Wendung, daß sie seine Vorlesungen besucht hätten.

Solcher origineller Begebenheiten und Einfälle, auch aus Reinhard's späterer Zeit, wären noch mehrere beizubringen; doch sei davon abgesehen, da es ja in erster Reihe darauf ankommt, ihn in Verbindung mit der Dichtung zu zeigen.

Im Hinblick auf Reuter's eigenes humordurchwirktes Temperament erscheint es nur zu natürlich, daß er sich zu einem Manne mit ähnlichen Anlagen, Eigenschaften und Ueberzeugungen hingezogen fühlte. Dieser Mann war für die Rolle eines Advokaten und Vorsitzenden im Reformverein wie geschaffen, und so kam er in die „Stromtid“ hinein. Hatte er doch Alles dazu an sich! Er war ein eingefleischter, wenn auch harmloser Politiker mit rothem Anstrich; er hatte jene berühmte Armuthsfrage in Boitzenburg angeregt und alles Ernstes und zugleich mit innerem Behagen den dortigen am Viertische kennegeißelnden Bürgern derlei zusammenphantasirte Wunderdinge aus den Zeitungen vorgelesen, wie sie Reuter in dem betreffenden Kapitel getreulichst nach-erzählt und nachgebildet hat. Ein solches willkürliches Herauslesen aus den Blättern war Reinhard eigen, und er that es mit einer solchen Meisterschaft, daß selbst Ungeheuerlichkeiten gläubig hingenommen wurden, und zwar um so mehr, als er dabei völlige Ruhe und Gelassenheit entfaltete und bewahrte.

Daß in Wirklichkeit ein Reformverein in Stavenhagen bestand, und daß sogar eine Zeit lang Fritz Reuter selbst das Präsidium inne hatte, bis er es, der Rederei müde, in drastischen Worten der Versammlung wieder hinwarf, ist von Wilbrandt in seiner vortrefflichen Biographie des Dichters ergößlich berichtet. Es steht indessen, wie hier eingeschaltet werden mag, dieser Mittheilung Wilbrandt's die Aussage des 1891 verstorbenen Cantors Hundt gegenüber, der im Jahre 1848 Schriftführer des Reformvereins in Stavenhagen war und nach seiner Pensionirung in Wismar lebte. Nach seiner Aussage, die wohl etwas gelten darf, da er in seiner erwähnten Eigenschaft in erster Reihe von den Begebenheiten im Verein unterrichtet gewesen sein mußte, haben weder Reuter, noch vor ihm ein Handwerker den Vorsitz geführt. Vielmehr habe ständig der Apotheker Grijchow das Amt des Präsidenten bekleidet. Dieser sei Republikaner von Gesinnung gewesen, obgleich nicht überströmend, und weil er ein sehr besonnenes Wesen

und ein gereiftes Urtheil zeigte, so hätte er im Ansehen der Bürgerschaft dermaßen hoch gestanden, daß von einem anderen Präsidenten niemals die Rede gewesen wäre.

Die enge Freundschaft zwischen den beiden verwandten Charakteren blieb von Dauer. Als Neuter nach Eisenach gezogen war, meldete er dem Freunde lakonisch nach Koburg: „Ich bin nu hir, kumm her!“ worauf dieser ebenso kurz antwortete: „Ich heww kein Tid, kumm Du!“ In einem Briefe vom 18. Dezember 1863 an Fritz Peters=Sieden=bollettin giebt jener seiner Freude darüber Ausdruck, daß er den lieben Freund zu Weihnachten zu erwarten habe. Wie Gaedertz in seinen Neuter=Reliquien berichtet, haben sie sich dann noch oftmals gesehen.

Reinhard starb unverheirathet. Daß er zu keiner Frau kam, daran hatte weniger sein nicht schönes Aussehen Schuld, als vielmehr seine Abneigung vor dem Ehestande. Eine hochachtbare Frau und vormalige Privatschülerin von ihm erzählte dem Verfasser hierüber: Er hätte es mit seinem originellen und interessanten Wesen, seinem unverfälschten Humor und seiner edlen Denkart den Damen förmlich angethan, so daß man des unschönen Gesichts nicht achtete. Nicht Wenige waren es, die ihm ihre Huldigungen in einer Weise zu erkennen gaben, daß man eigentlich ungehalten darüber sein könnte, daß er nicht darauf einging.

Reinhard hat mehrere Schriften herausgegeben, die zum Theil an Schärfe nichts zu wünschen übrig lassen: 1. Zum Allerweltpfaffenkongreß, genannt ökumenisches Konzil. 2. Römische Spaziergänge. 3. Mecklenburgisches. 4. Auch zur Verständigung über das Reichs=civilstandsgesetz. 5. Ein Beitrag zur zweiten Auflage. 6. Ueber das Wesen des Humors.

Schuster Hanne Bank.

Den Schuster Hanne Bank erwähnt Neuter in drei seiner Dichtungen, und sagt unter Anderem von ihm: Er wäre sein Spielkamerad und guter Freund gewesen, und ein Schurke hätte diesen ehrenwerthen Mann in seinen besten Jahren ins blutige Grab gelegt. Das stimmt Alles bis auf den Spielkameraden, da Bank, als am 28. Dezember 1801 geboren, neun Jahre älter als Neuter war und sich demnach als beschäftigter Schusterlehrling schwerlich auf dem Spielplatze mit dem damaligen Knirps Fritz abgegeben haben konnte; vielleicht einmal gelegentlich. Weiter ist es Dichtung, daß er dem Landsturm unter

Herse's Leitung beigetreten und auch schon verheirathet gewesen sei; denn er zählte zu damaliger Zeit erst elf Jahre. Ganz anders jedoch verhält es sich mit den in der „Stromtid“ über ihn gemachten Angaben, wonach er am Reformverein Theil genommen und bei aller sonst bewahrten Mäßigkeit mit Freunden gelegentlich gern und ohne Knauserei im Wirthshause saß und dann, wie wir hinzufügen wollen, wenig auf die Stunden zu achten und sich im besten Sinne des Wortes festzuznackern pflegte.

Johann Bank war ein großer und starker, jedoch nicht schöner Mann mit glattrasirtem Gesicht und dunkelblondem Haar. Fröhlichen, geselligen, witzigen und ehrenhaften Wesens, erfreute er sich allseitiger Beliebtheit, und weil er sich außerdem durch Umsicht und Geschicklichkeit hervorthat, die er zum großen Theil sich auf der Wanderschaft erworben hatte, so konnte es nicht fehlen, daß sich sein Geschäft zusehends hob und er eine Anzahl Gesellen beschäftigte. Auch Neuter's ließen, was der Dichter gleichfalls bemerkt, bei ihm arbeiten. Als rühriger Geschäftsmann reiste er zur Entgegennahme von Aufträgen seitens der Badegäste sogar nach Doberan, und auch in Rostock und Schwerin hatte er angesehene Kundschaft. Somit war sein Name und Ruf über die Grenzpfähle der Stadt hinaus gedrungen, und der Verdienst gestattete ihm, ein gutes Haus zu halten. Nach der „Stromtid“ wäre anzunehmen, er hätte mit zu den eifrigen Mitgliedern des Reformvereins gehört, was aber zwei Zeugen aus damaliger Zeit, nämlich Fritz Risch und der vorhin erwähnte Cantor Hundt, nicht zugeben wollten.

Erst im Alter von 35 Jahren, nämlich 1836, verheirathete er sich, und aus dieser glücklichen Ehe gingen drei Kinder hervor, die später angemessene Partien machten. Leider mußte dieser Biedermann einem tragischen Geschick anheim fallen. In seinem Hause wohnte die Wittve Susemihl, die trotz ihrer beiden herangewachsenen Töchter ein unerlaubtes Verhältniß mit dem Inspektor Bang bei Rust in Demzin unterhielt, obgleich er durch sein schönes Gesicht und einnehmende Manieren bestach, wohl aber mit Eigenschaften, wie sie Lessing seinem Eremiten nachrühmt. Eines Morgens, so um das zweite Frühstück, war dieser Adonis wieder bei der verliebten Wittib, die ihn sogleich mit Brod und Fleisch bewirthete. Niemand wußte sich später genau zu entsinnen, wie es kam, daß zwischen den Beiden ein heller Zank ausbrach, zu dessen Schlichtung Bank auf der Bildfläche erschien.

Seine eindringlichen Vorstellungen und Zurechtweisungen facten

den Zählhorn des Inspektors nur noch heftiger an und schon im nächsten Augenblick fiel der Wütherich über den Helfer und Rathher her und stach ihn mit dem Messer in den Unterleib. Drei Tage darauf, am 13. Oktober 1856, hatte Bank ausgelitten.

Kaufmann Kurz.

Für die drollige Figur des Kaufmann Kurz hatte Reuter ein lebendiges Vorbild — so schrieb der Amtsgerichtsrath F. Peters zu Mülhausen, Sohn von Fritz Peters zu Siedenbollentin, an den Verfasser — in dem Kaufmann Meier in Treptow a. T. Leider blieben nähere Anfragen erfolglos.

Färber Johann Meinswegen.

Er hieß eigentlich Johann Ladendorf; Reuter hatte ihn nach dem Worte benannt, das er fortwährend im Munde zu führen pflegte. Es hat seine Richtigkeit, daß er beim Rektor in die Schule gegangen und auf der Wanderschaft bis Polen gekommen war; ebenso, daß er ohne grammatische Kenntniß sprach, Wohlstand hinter sich hatte und ein neues Haus bauen ließ; weiter, daß er nicht sonderlich gelitten war, weil er sich gern in der Rolle eines klugen und weisen Mannes gefiel. Er sah wohlgenährt aus, hatte ein gesundes Gesicht und dunkles Kopshaar. Er starb 1875 im Alter von 72 Jahren. Seine ihm von Reuter nachgesagte Betheiligung am Reformverein in Bezug auf die Handwerksburschen ist dichterischer Zusatz.

Wirth Grammelin.

Der Wirth Grammelin, mit wirklichem Namen Mez, war ein mittelgroßer und dabei kräftiger Mann, der 1848 fast sechzig Jahre zählte. Zum Hinauswerfen und zu Krawallen, wie es in der „Stromtid“ so hübsch geschildert worden, kam es in seinem dem Reformverein überlassenen Saal keineswegs, da sich der Verein Gemüthlichkeit und Friedfertigkeit angelegen sein ließ. Seines Zeichens war Mez eigentlich Barbier, bis er es zu einem Gastwirth brachte. Als Barbier hat ihn Reuter in dem drolligen Läuschen „Dat Söflingsmez“ verewigt.

Stadtmusicus David Berger.

Vom Stadtmusicus David Berger wird in der „Festungstid“ erzählt, er habe Reuter bei seinem Eintreffen aus der Gefangenschaft ein Ständchen gebracht, und in der „Stromtid“, daß er sich auf der Wirthshausbank als ein Mann von vielen Graden bewies und nur mäßigen Verdienst hatte. In den Schilderungen „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ konnte er jedoch nicht mit auftreten, weil zu damaliger Zeit dort noch keine Kapelle vorhanden war. — David Berger, zu Jören bei Malchow 1796 geboren, erlernte bei seinem Vater auf dem Gute ohne innere Neigung die Gärtnerei, da er Vorliebe für Musik hatte. Der dortige alte Lehrer kam dem geweckten und anstelligen Knaben willig entgegen und unterwies ihn in den Anfangsgründen. Da kam das Jahr 1813, und auf den von Berlin aus erlassenen Ruf zu den Waffen machte sich der erst siebenjährige Jüngling in aller Stille davon und meldete sich in Güstrow als Freiwilliger. Sein Gutsherr v. Blicher spürte ihn auf und bestand auf Rückkehr; allein es wurde ihm bedeutet, daß sein Hinweis auf Leibeigenschaft in diesem Falle ohne Belang wäre und der junge Burche sich übrigens als Soldat angeschworen hätte. Er kam unter die Garde und dort unter das Musikcorps. Nach beendigtem Kriege ließ er sich in Schwerin nieder und verheirathete sich in angemessenen Jahren mit der Zimmermeisterochter Marie Jörß, welche ihm zehn Kinder schenkte. 1839 übernahm er zu Stavenhagen den Posten eines Stadtmusicus und starb daselbst 1862 im Alter von 66 Jahren. Er war kaum mittelgroß und dementsprechend kräftig. Das längliche, etwas volle und gerade nicht blasse Gesicht hatte gutmüthige, gelassene und sympathische Züge; an den dunklen und vollen Haaren waren die Jahre spurlos vorübergegangen. Obwohl er eine mehr stille und innerliche Grundstimmung zur Schau trug, so konnte er bei Gelegenheiten auch recht lebhaft und fröhlich aus sich herausgehen und besonders in der ungezwungenen Vereinigung am Wirthshausstisch, wo er sich mitunter, jedoch ohne üble Nachrede, als ein sogenannter braver Mann bewies. Wenn auch seine Kapelle aus einem Duzend Leuten bestand, und er als ein fleißiger und tüchtiger Dirigent geschätzt wurde, so vermochte er dennoch nichts vor sich zu bringen; das war erklärlich bei der geringen Seelenzahl Stavenhagens und bei der vielköpfigen Familie.

Notar Sluf'uhr.

Dieser abgefeimte und gleißnerische Teufel läßt in seiner Welt- und Menschenkenntniß seine Gesinnungsgenossen David und Pomuchelskopp weit hinter sich zurück, und weil das in der Dichtung über ihn Gesagte durch Zeugen hinreichend erhärtet werden konnte, so stand Reuter nicht an, Bekannte wissen zu lassen, wen er unter diesem Namen gemeint hatte.

Was bedeutet nun der Name Sluf'uhr? Genau ins Hochdeutsche läßt sich das Wort nicht übertragen, so daß zum Zwecke der Erklärung eine Begriffserweiterung vorgenommen werden muß. Slusen heißt soviel als heimlich und in lauernder Art wie ein Raubthier umher-schleichen und sich in Vortheil setzen. Uhr wörtlich Dhr, hier aber dem Sinne gemäß ein Dhr, das nach Unredlichkeit aushorcht. Der Mecklenburger beschreibt solche Deutung durch die sprichwörtliche Redensart: auf beiden Ohren gebrannt sein. Wennschon in dem Worte „slusen“ das Nöthige liegt, so dient das Wort „Uhr“ zur Verstärkung desselben, und man hat sich demnach unter einem Sluf'uhr einen Menschen vorzustellen, der, alles Gewissens und jeder Nächstenliebe bar, die Redlichkeit mit gleißnerischem Blick beschleicht und ausbeutet. Ein Sluf'uhr: ein Wolf in Schafskleidern.

Derjenige, dem Reuter diese vielbesagende und charakteristische Benennung zu Theil werden ließ, war der Notar Schröder zu Neubrandenburg. Trotz der Namensumgehung wußte man in näheren Kreisen sofort darum, wer gemeint war, und man empfand eine Genugthuung darüber, daß der Betreffende in seinem Denken und Thun endlich und für alle Zeit einen Richter gefunden hatte. Mancherlei Zeugenaussagen liegen in dieser Hinsicht dem Verfasser vor, und wenn das Mitgetheilte mit der Dichtung in Vergleich gebracht wird, so muß gesagt werden, daß die Dichtung in die Wahrheit zurückfällt, eben weil Schröder's Figur ohne nennenswerthes Beiwerk auftritt.

Bergegenwärtigen wir uns zunächst das Außere dieses Mannes. Er war mittelgroß und sehr hager; hatte hellblondes Haar; kleine, graue, scheublickende und stechende Augen, verschärft durch eine Brille; blaßgraue und sehr hagere Wangen, jedoch eine formgerechte Nase. Er wußte sich äußerlich vortheilhaft zu geben, wobei er einen kokett-gravitätischen Gang annahm. Obgleich das tiefliegende Organ scharf und unangenehm klang, so war andererseits die Art und Weise seiner Anwendung geradezu von bestrickendem Erfolge und namentlich bei

sarkastischen und witzelnden Bemerkungen, die Schröder übrigens effectvoll zur Geltung brachte. Noch mehr bestach er durch ein Benehmen, das die eigentliche Absicht nicht errathen ließ. Man glaubte es nämlich mit dem uneigennützigsten und wohlmeinendsten Menschen zu thun zu haben; er war anscheinend die Freundlichkeit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit selbst und verstand so einschmeichelnd eine Sache darzulegen, daß es schwer war, sich ihm zu entziehen oder ihm entschieden entgegenzutreten. Als Meister in der Ueberredung sprach er kein Wort zu viel und zu wenig, jedes war sorgsam abgewogen und auf ein bestimmtes Ziel angelegt, und nur selten führte das fein erdachte Exempel zu einem falschen Resultate. Getreu seinem Wahlspruche: „Jeder ist Dieb in seiner Nahrung!“ unterschied er in den Mitteln nicht peinlich, und sie waren ihm schon recht, sobald sie nur nicht vom Buchstaben des Gesetzes angegriffen werden konnten, und daß dies nicht so leicht geschah, davor sicherte ihn seine bekannte Geriebenheit, die namentlich solche Kunden anlockte, deren Angelegenheiten in Wahrheit „durchgedrückt“ werden mußten. Sich vorzugsweise mit solchen Sachen befassend, wurde seine Praxis einträglich und brachte ihn zu Vermögen — im umgekehrten Verhältnisse durfte er sich jedoch einen gar armen Mann nennen, eben weil er aller Liebe und Anhänglichkeit bar war. So sehr er sich auch durch häufigen Wirthshausbesuch in aufdringlicher Art um näheren Anschluß bemühte, so gelangte er doch zu keiner gesellschaftlichen Stellung.

Gegen 1865 übernahm er die Krappmühle bei Neubrandenburg, um dort zu wohnen.

Reuter hat also bei Schröder nicht seine Phantasie walten lassen, sondern sich an Thatsächliches gehalten. Das trifft auch zu in Betreff des raffinirten Vorgehens gegen den Rittergutsbesitzer Axel von Rambow auf Pümpelhagen, nur mit dem Unterschied, daß sich das Faktum in ähnlicher Art und in anderem Zusammenhange gegen einen Gutsbesitzer in Pommern abgespielt hat. Desgleichen hat es seine Richtigkeit mit Schröders Benehmen und Auführung während der revolutionären Bewegung von 1848, indem er aus Klugheitsrückichten, wie er ja überhaupt den Mantel sehr nach dem Winde hing, mit den Liberalen in ein Horn stieß und sich als Freiheitsmann den Schnurrbart wachsen ließ. Ob er trotz aller Vorichtsmaßregeln dennoch ein politisches Fiasko machte, das ihm nach Reuter'scher Darstellung auf dem Verbrüderungsball mit dem Knüttel auf dem Rücken quittirt wurde, mag dahingestellt bleiben; immerhin ist es gewiß, daß er öfters

und besonders in seinem Hause manche Tracht Prügel hat aufladen müssen, von der er aus naheliegenden Gründen nicht Redens machte. Warum ihn der Dichter als Junggefelle auftreten läßt und der Wirklichkeit gemäß nicht als Verheiratheten, dafür fehlt uns um so mehr eine Erklärung, als er ihn sonst mit Merkmalen ausgestattet hat, die jeden Zweifel an der Persönlichkeit ausschließen.

Nicht lange nach Uebernahme der Krappmühle starb Schröder, den zu beobachten und in seinen Handlungen und Gesinnungen zu studiren Reuter während seines Aufenthaltes zu Neubrandenburg hinreichend Gelegenheit gehabt hatte.

Rektor Baldrian-Schäfer.

Reuter widmet dem aus Sachsen eingewanderten und sich nimmer zwischen den harten und weichen P's, W's, T's und D's zurechtfindenden Schulmonarchen in der Schilderung „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ zur besseren Charakteristik damaliger Schulzustände um 1820 herum eine Anzahl von Seiten. Die Art, wie er sich über ihn ausläßt, bekundet freundlichen neckischen Humor, und wenn er auch bei einzelnen Zügen und Eigenschaften des gealterten Herrn den Pinsel zu kräftig aufdrückt, so wird das Gesamtbild durch das Zuviel nicht sonderlich beeinträchtigt und am wenigsten in Bezug auf amtliche Tüchtigkeit, indem er Schäfer als einen eifrigen Schulmann preist, dessen Erfolge in einzelnen Gegenständen über das Maß des Gewöhnlichen hinausreichten. Außerdem scheint dem Dichter an ihm seine freisinnige politische Gesinnung, die sich im Lesen der „Vossischen Zeitung“ bekundete, und sein rationeller Kanzelvortrag gefallen zu haben, von dem er mit humoristischer Behaglichkeit berichtet. Die Eigenheiten des Direktors lassen sich ohne viele Worte dahin zusammenfassen: er war Blumenfreund, trieb Musik, pappte und fleisterte, machte Uhren zu recht, führte über allerlei Vorkommnisse in der Stadt ein Tagebuch mit verschiedenen Tinten und regierte die Schüler vermitteltst dreier je nach den Vergehen beschaffenen Rohrstöcke, deren einer, „Dachs“ geheißen, von ungefähr in Reuters Besitz überging und von ihm als Reliquie aufbewahrt wurde. In allerlei Schnurrpiejereien war er ein zweiter Herse, obschon ihm an Genialität nachstehend. Er war auch der Verfasser eines Reimlexikons. Man sah ihn einhergehen in

hellbraunem Rocke und hellbrauner Stuttperrücke in der Begleitung eines Teufels, der durch eine Doppelpfote am Vorderbein auffiel.

In der Erzählung „Ut de Franzosentid“ äußert sich Neuter durch den Mund Herzes wegwerfend über Schäfers Transparente und erwähnt später von ihm, er hätte im Gegensatz zu den mit Piken ausgerüsteten Landstürmern an den Uebungen mit einer Hellebarde Theil genommen. Da sich manche von Neuters Zeitgenossen davon überzeugt hielten, daß der Waldrian in der „Stromtid“ kein Anderer als Schäfer sei, so dürfte es angebracht sein, das Nöthige über ihn in diesem Abschnitt zu sagen.

Er spielt in der „Stromtid“ gerade keine beneidenswerthe Rolle: Ohne hervorragende geistige Eigenschaften zu haben, geizt er nach Anerkennung und Bewunderung; er versucht Eindruck zu machen mit Citaten aus alten Schriftstellern, salbungsvollen Belehrungen, geschraubten Redewendungen, endlosen Tischreden und gnädiger Herablassung. Wo immer er erscheint, ist es mit der Behaglichkeit aus, und man versucht sich dadurch zu helfen, daß man ihn nicht ausreden läßt. Daselbe Mißgeschick erlebt er im Reformverein, wo sogar einfältige Handwerker laute Glossen über ihn machen, und sobald das Lachen über ihn ausbricht, ist es mit dem Reden zu Ende.

Nun zur Wahrheit!

Rektor Schäfer war der Sohn eines Küsters zu Halle und wurde 1773 geboren. Es bleibt in Dunkel gehüllt und hat auch weiter nichts auf sich, wo und in welcher Art er nach Beendigung seiner theologischen Studien sein Brod fand. Erst 1803 oder 1804 kommt er wieder zum Vorschein, nämlich in Mecklenburg, und zwar zu Güstrow, wo er eine Stelle bei einem Herrn von Buck erhielt, die er sieben Jahre später (1810) aufgab in Folge einer Berufung nach Stavenhagen als Rektor, Hilfsgeistlicher, Organist und Cantor. Hier bewohnte er das Haus neben der Cantorgasse, die ihren Namen von dem Cantor Baebenitz erhalten hatte.

Er war von mittlerer Größe, hatte einige Leibesfülle, breite Schultern und eine kräftige Brust. Der starke und rundliche Kopf auf kurzem Halse hatte eine hohe Stirn, eine nicht zu kleine Nase und einen Mund und ein Kinn von gewöhnlichen Maßverhältnissen. Die blaugrauen Augen und das glattrasirte Gesicht von gesunder Farbe blickten freundlich drein. Wegen Kahlköpfigkeit, die aber noch nicht zu Neuters Knabenzeit vorhanden war, trug er die beschriebene Perrücke, und auch die Angaben über die Kleidung und den Hund lassen sich

erhärten. Ganz im Gegensatz zu seinem raschen Gange kehrte er mehr das Wesen eines Geistlichen als das eines Schulmannes hervor und liebte es, sich außerdem bei hoher Tonlage nur sehr langsam und noch langsamer auf der Kanzel auszudrücken. Dadurch wurde seine an und für sich nicht unangenehme Unterhaltung mitunter langweilig, und ähnlich verhielt es sich mit seinen manchmal weit ausgespinnenen Tischreden, ohne daß man sie aber aus Unlust und Verdruß unterbrochen hätte. Als ein keineswegs zur Eitelkeit angelegter Charakter trachtete er nicht nach lauter Anerkennung, und wenn es so schien, als citirte er, so ließen sich derlei bemerkbare Redewendungen auf die eigene Eingebung zurückführen, wie er ja auch nicht ungern zu reimen, d. h. zu improvisiren pflegte.

Dagegen stimmt es wiederum mit Reuters Angabe überein, daß er den Sachsen nicht ausziehen konnte und zwischen den aufgezehnten Konsonanten im Finstern wandelte — d. h. im gesellschaftlichen Verkehr und in ungezwungener Unterhaltung. Sonst mied er die Wechselungen, und außerdem hatte er sich in das nordische Idiom so einzuleben gewußt, daß er sich, wenn auch nicht ganz geläufig und unter einiger Beibehaltung heimathlichen Sprachklangs, auf Platt auszusprechen verstand. Ob die launige Schilderung mit den drei Rohstöcken einen thatsächlichen Hintergrund hat, muß dahingestellt bleiben; wenigstens vermochten sich die ältesten und 1809 geborenen Schüler des Rectors solcher Eigenheit ihres Lehrers nicht zu entsinnen, andererseits aber sehr gut, daß er über allerlei Ereignisse aus Stavenhagen gewissenhaft Buch führte und in der Schule das Prädikat „Gut“ grün, „Mittelmäßig“ roth und „Schlecht“ schwarz unterschrieb.

Seine Mußestunden füllte er, wie ihm auch nachgesagt worden, mit allerlei Kurzweiligkeiten aus, nur die Uhrmacherei und das Pappen und Kleistern ist dichterischer Zusatz. Das Letztere hatte Reuter wohl auf die Transparente bezogen, welche Schäfer für das Reformationsfest herzustellen pflegte, wie er überhaupt zu diesem Tage für einen würdigen Ausschmuck der Kirche sorgte. Dazu verstand er sich um so lieber, als er auf dem Boden des positiven Christenthums stand. So gemüth geben ihn auch die Belege aus, nach welchen man an ihm Rationalismus und politischen Freisinn nicht gewahr wurde. Aber er neigte zur Toleranz hin, lehrte die Heilswahrheiten ohne auf Dogmen das Hauptgewicht zu legen, und diese seine Stellungnahme brachte ihm an seinen Sonntagen, die er häufig auch außer der Passionszeit

hatte, eine volle Kirche, wobei seine durchdachten und gründlichen Predigten noch ein Uebrigcs thaten.

Sein sonstiges Leben bietet wenig Abwechslung. Er war eifrig in der Schule, befand sich in Frieden und Freundschaft mit Jedermann und kam freudig seinen Bürgerpflichten nach. So ist es richtig, daß er gleich zu Anfang sich mit eigener Hellebarde in den Dienst des Landsturms stellte; auch nahm er innigsten Antheil an den verschiedenen Familienanlässen. Diesem pflegte er in Versen besonderen Ausdruck zu verleihen, und wie werth ihm die Dichtkunst war, beweist das nach ihm benannte Reimlexikon.

Nach einer sechsundzwanzigjährigen Lehrthätigkeit segnete er 1835 das Zeitliche, so daß er das Revolutionsjahr nicht miterlebt hat. Dennoch hielten Manche, wie oben schon erwähnt worden, dafür, er wäre in dem „Rector Baldrian“ der „Stromtid“ wiederzuerkennen, nur daß Reuter diese Figur mit mehreren ihr von Haus aus nicht anhaftenden Eigenschaften ausgestattet hätte.

Als schätzenswerthe Beigabe zu Schäfers Wandel und Charakteristik mag nun ein Theil von einem Briefe folgen, den ein Alters- und Spielgenosse Reuters und zugleich ein Schüler des Rectors, nämlich Kommissionsrath Clasen, an den Verfasser gerichtet hat:

„Schäfer war alleiniger Lehrer der hiesigen Stadtschule und hatte gegen sechzig Kinder, Knaben und Mädchen, in einem beschränkten Raume zu unterrichten. Die Frau Rector brachte den Kleinen in einem kleinen Nebenzimmer das Abc bei. Er galt zu seiner Zeit als ein guter Lehrer. Seine Einkünfte waren schwach; irre ich nicht, so wurde an jedem Sonnabend für den wöchentlichen Unterricht ein oder zwei Schilling bezahlt . . . Ich erinnere mich, daß Schüler und Schülerinnen immer die damals gebräuchlichen Federkiele auf das Pult des Rectors legten, damit er sie nachschneide. Um zehn Uhr ging er zum Frühstück; er aß gern die damals so schönen sogenannten Butterrundstücke von Bäcker Witt, und die Schuljugend trieb sich dann nach Herzenslust auf dem Kirchhofe in unmittelbarer Nähe des Schulhauses eine halbe Stunde umher. Bei ihrem längeren Verweilen trat Schäfer in die Pforte, die zum Ausgange nach dem Kirchhofe führte, und „ruppte“ (technischer Ausdruck des Rectors) jeden verspäteten Buben. Das „Ruppen“ bestand darin, daß er an den Haaren der Schläfen zaufte. Später wurde Schäfer auch noch Kirchenökonomus. Er mochte gut essen, und besonders liebte er fette Braten, Gänsebraten. So kam es denn auch, daß er, weil er auch durchweg beliebt war,

oft zu Feierlichkeiten eingeladen wurde. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, daß meine Eltern eine Gesellschaft gaben, zu der er nicht geladen war. Am nächsten Morgen fragte er mich, ob wir gut gespeist, er sei leer ausgegangen und hätte nicht einmal einen Knochen für seinen Zopp (den Hund) erhalten. Ein Geizhals war er nicht, im Gegenteil: wäre er bemittelt gewesen, so würde er vielseitig und gern unterstützt haben.“

II. Franzosentid.

Amtshauptmann Weber und sein „Meiting“.

Man muß in einer ähnlich kleinen und mehr auf sich angewiesenen Umgebung jung gewesen sein, um Reuter die von Liebe und Anhänglichkeit durchwobene Ehrfurcht für den Amtshauptmann Weber nachempfinden zu können, die überall hindurchklingt, wo er ihn in seinen Schriften auftreten läßt. Nur in den Verhältnissen der kleinen Stadt und des fest begrenzten Amtsgebietes konnten die trefflichen Eigenschaften dieses Mannes zur Geltung kommen, konnte die lebenswürdige Originalität seines Wesens den erspriesslichen und wohlthätigen Einfluß ausüben, über den Reuter in so anheimelnder Weise berichtet. In einer großen, verkehrsreichen Stadt, als Glied eines zahlreichen Beamtenkorps, wäre ihm dies wahrscheinlich versagt geblieben; hier aber war er als erster großherzoglicher Beamter schon durch seine Stellung höchste Autorität; Aller Augen mußten sich auf ihn richten und der Knabe Fritz Reuter hatte um so mehr Ursache, den ehrwürdigen Mann in liebevoller Erinnerung zu behalten, als dieser nicht nur in freundschaftlichen Beziehungen zu seinem Elternhause stand, sondern auch sein Pathe war. Die Eindrücke, die Reuter in seiner Jugend von dem trefflichen Mann empfangen, waren noch in ihm lebendig, als er den Amtshauptmann in seinen Werken wieder erstehen ließ in einer von dichterischem Beiwerk fast gänzlich freien Wahrhaftigkeit. Und so vergegenwärtigt uns denn Reuter in dem alten Weber den Typus eines rechtschaffenen mecklenburgischen Beamten, einen Mann von lauterem, unbestechlichen Wandel und kerniger



Amtshauptmann Weber.
Nach einem Original im Besitze der Enkel.

deutscher Gesinnung, sowie einen Hort vaterländischer Sitte und Anschauung.

Da von Anbeginn an über die Figur des Amtshauptmanns Weber kein Zweifel obwaltete, so brauchten wir uns bei ihr eigentlich nicht aufzuhalten und könnten es dabei bewenden lassen zu bestätigen, daß es sich in den Hauptsachen genau so verhält, wie es im Reuter geschrieben steht. Indessen wird es vielen Verehrern Reuter's und der originellen Gestalt des alten Amtshauptmanns angenehm sein, noch etwas Näheres über ihn zu erfahren.

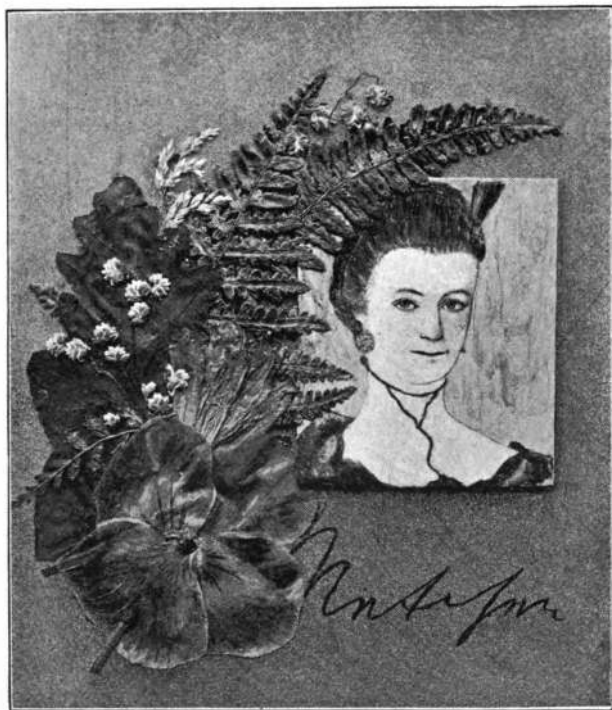
Johann Joachim Heinrich Weber, geboren am 24. Mai 1757, war der zweite Sohn des Syndikus Dr. Weber in Rostock. (Der ältere Bruder war der bekannte Jurist Adolf Dietrich Weber, Rostocker Professor und Consistorial-Vicedirektor, geb. 1753 und gestorben 1817). Gleich seinem Bruder studirte er in Jena die Rechte, und mit etwa dreißig Jahren wurde er Vorsteher des Stavenhagener Amtes, als welcher er die Interessen des Herzogs, nachherigen Großherzogs, wahrzunehmen hatte. Dazu war er wie geschaffen, indem seine Persönlichkeit nicht nur Respekt abnöthigte, sondern auch Ehrfurcht und Vertrauen einflößte. Man vergegenwärtige sich eine große und kräftige, keinesweges jedoch beleibte Gestalt, mit einer breiten Stirn und einem besonnenen Blick, der ein von Selbstbewußtsein zeugender Gang und eine danach geartete Rede in Berufsangelegenheiten eigen war. Diesen Eindruck beeinträchtigte nicht im mindesten das bartlose und mit Pockenarben besäete Gesicht und ebensowenig der Umstand, daß es in seinen vollen Formen nicht von besonderem Ausdruck war. Bei all seinem straffen und kernigen Wesen that er seinem wohlwollenden Herzenszuge niemals Zwang an, und diese lebenswürdige Eigenheit verleugnete er selbst dann nicht, wenn ihm juristische Angelegenheiten zu schaffen machten. Seiner Einsicht folgend und von gegebenen Verhältnissen ausgehend, setzte er sich nicht selten über den beengenden Buchstaben des Gesetzes hinweg, um der Unschuld ohne vorgeschriebene Weiterung zu ihrem Rechte zu verhelfen. Hierbei kamen ihm seine packenden, witzigen und verblüffenden Schlagwörter sehr zu statten. Kein Mensch durfte je rühmen, wegen Stand und Vermögen von ihm irgendwie bevorzugt und nachsichtiger behandelt worden zu sein; Weber schätzte Jeden nach seiner Tüchtigkeit, Lauterkeit und Rechtsschaffenheit ab und traf danach seine Maßnahmen.

So geartet und beschaffen, verstand es sich wie von selbst, daß er sich des von Sorgen gejagten und in Bedrängnisse gerathenen

Müllers Haase — in der Dichtung „Boß“ genannt — in väterlicher Weise und ganz so, wie es Friß Reuter der Wahrheit gemäß geschilbert hat, annahm, und ebenso wenig verleugnete er sich, wie ihn Ueberlebende bestätigt haben, inmitten drohender, feindlicher Gewehre dem wuthschraubenden, französischen Auditeur gegenüber. Außerdem gewinnt sein Charakter dadurch, daß er jede großherzige That nur um ihrer selbst willen vollbrachte, und er mit keiner Miene verrieth, daß ihm irgend welche beifällige Nachrede erwünscht wäre. Niemals fiel es ihm bei, über sein Eingreifen zu reden oder auch nur Andeutungen zu machen, daß darüber gesprochen werden könne, und zu dieser edlen Zurückhaltung gesellte sich eine seltene Bescheidenheit, die in der Dichtung eigentlich nur angedeutet worden ist, wo erzählt wird, daß er, was übrigens historisch richtig ist, am Eulenberg nach einer Ansprache vom Korbwagen herab das Kommando des Landsturms an den Uhrmacher Drog abtrat.

Mit diesen Angaben damaliger Zeitgenossen wäre Weber's Verwerthung in der „Franzosenzeit“ in den Hauptsachen erschöpft, und es bleibt uns nur übrig, noch etwas über die Eigenheiten des alten Herrn zu berichten.

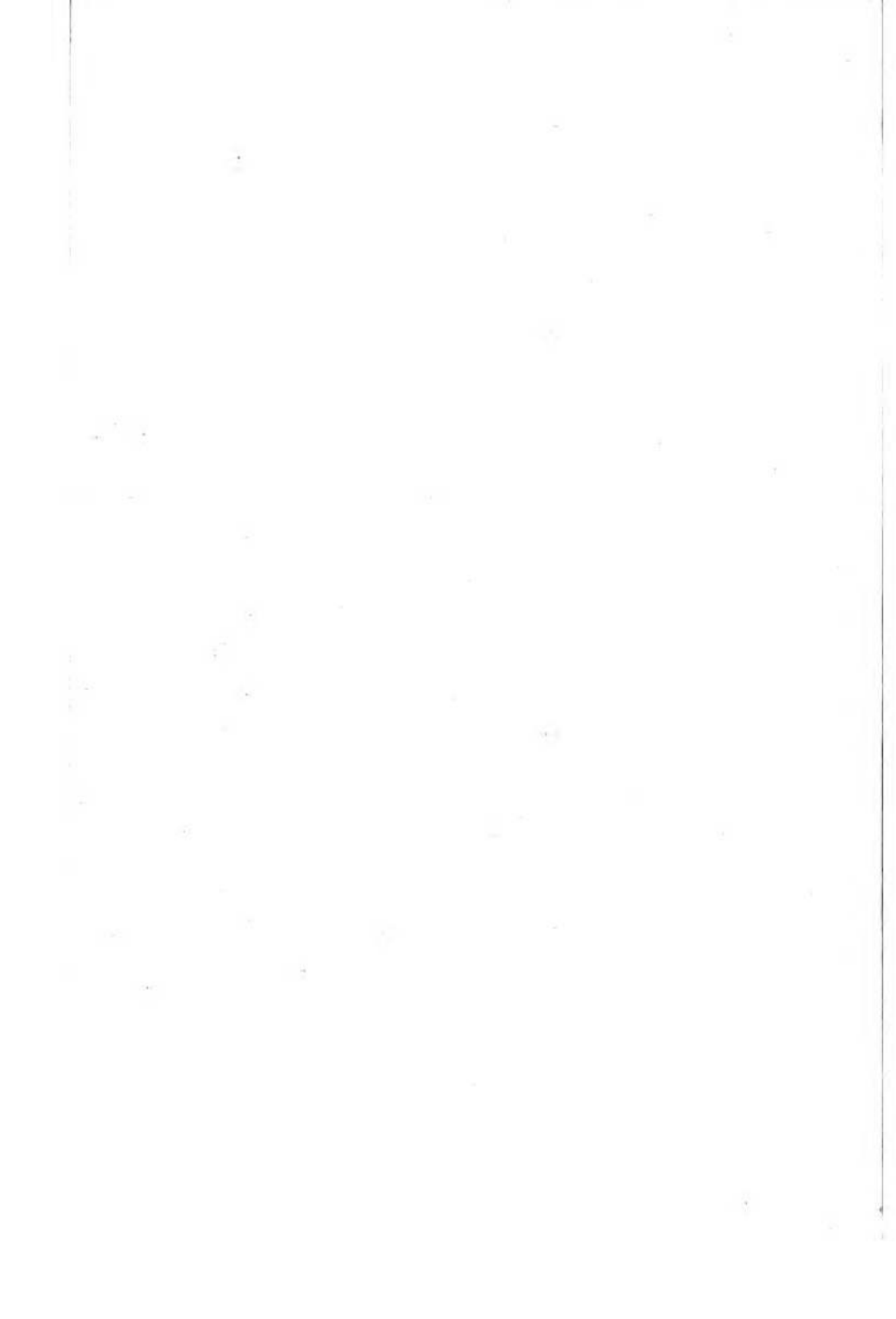
Der Sitte gemäß hatte er sein bereits ergrautes Haar in einen kleinen Zopf geflochten, und da es damals in Stavenhagen noch keinen Friseur gab, so müssen wir es dem Dichter schon glauben — und Nichts steht dem im Wege, weil er ja in Bezug auf diese Figur von allem erdachten Beiwerk meistens abgesehen —, daß Frau Nettchen, von ihrem Herrn und Gemahl „Netting“ genannt, beim Binden und Pudern ihre geschickte Hand lieb. Bestimmt erwiesen ist dagegen die weißbaumwollene, etwas hohe und in einer Troddel endigende Schlafmütze, die indeß wegen des vorhandenen Haarbestandes nicht gerade nothwendig war, vielmehr der Sitte gemäß aufgestreift wurde. Uebrigens liebte er in vorgerückten Jahren Behaglichkeit und Bequemlichkeit unbeschadet seiner amtlichen Obliegenheiten, und so pfl egte er erst gegen Mittag das Bett zu verlassen. Von da ab wurde die Pfeife nicht mehr kalt, auch griff er fleißig in die Schnupftabaksdose. Bei seinen spärlichen Ausgängen vom Schloß nach der Stadt stützte er sich auf einen Ziegenhainer, ein altes und ihm theures Andenken aus der Studentenzeit, bei deren Erinnerung es ihm jedes Mal warm ums Herz wurde und sein Mund von Mittheilungen schier überfloß. In diesen Stock hatten manche Universitätsfreunde ihre Namen eingeschnitten; jedoch konnte später nicht weiter bezeugt werden, ob ein eingeschnittener Name oder



„Neiting“.

Frau Amtshauptmann Weber.

Nach einem Original im Besitze der Enkel.



eine andere Zufälligkeit eine Freundschaft mit dem deutsch-französischen Oberst v. Toll herbeiführte. Dagegen hat man sich aber genau zu erinnern gewußt, daß dieser Oberst nebst seinem Vater, der mit Weber auf derselben Universität gewesen war, sich nach dem Befreiungskriege beim Amtshauptmann auf dem Schlosse zu Stadenhagen zum Besuch einfand.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie Weber zu den Eingeseffenen seines Amtes stand, und welch' treffliches und weiches Gemüth ihm trotz mancher Rauheit eigen war. Besser läßt sich Das nicht beweisen, als durch die ihm zur Gewohnheit gewordenen gutgemeinten und auch lange nach seinem Tode nicht vergessenen Redensarten: „Min Herzensfindting! — Ne, wat denn? — Dat will ik Di gedenken!“ So ließ er sich auch zu untergeordneten Leuten aus, und solche Einwürfe klangen um so anheimelnder und wahrer, als sie nicht das Merkmal flüchtiger Laune an sich hatten. So aufgehend in dem Wohle seines Sprengels, benahm er mancher Verordnung vom grünen Tische her die Schärfe; auch sagte er nicht zu Allem, was die herzogliche Kammer verlangte, unterwürfig und prüfungslos ja, und es blieb nicht aus, daß er, worauf auch Reuter hindeutet, einst mit seiner Oberbehörde in großen Zwiespalt gerieth. Keineswegs jedoch leitete sich solch ein strammes und selbstständiges Verhalten aus einer Neigung zur Auffässigkeit her, vielmehr hatte es seinen Grund in einer auf eigener Wahrnehmung beruhenden besseren Ueberzeugung, und schließlich ließ man eine solche um so eher gelten, als er sich stets als brauchbar bewiesen und manche überaus verwickelte Sache in geradezu staunenerregender Art zum Abschluß gebracht hatte. Das Läuschen Reuter's: „Wer hett de Fische stahlen?“ ist ein drolliger Beleg für die originelle Art des Alten. Indessen hat Reuter diesen Vorgang ziemlich frei dargestellt. In Wirklichkeit nahm er folgenden Verlauf. Der Amtsverwalter Drechsler hatte sich vergeblich angestrengt, die Diebe herauszubekommen, die dem Gutspächter v. Scharp-zow zu Gülzow (nicht wie im Läuschen steht, dem Bürgermeister) die Fische gestohlen hatten. Jetzt nahm sich der Amtshauptmann Weber selbst der Angelegenheit an. Die der That verdächtigen Männer ließ er in sein Privatzimmer führen. Er stand gerade vor dem Spiegel, und indem er sich so stellte, als wollte er das Halstuch nachbinden, sprach er in aller Gelassenheit: „Na, Lüüd, de Pächter will Zug wat an't Tüüg slieden. Zi sälen ja Fische stahlen bewwen, um nu mein' ik, wer von Zug dat dahn hett, de stellt sück up de annere Sied von de

Döhr hen.“ Niemand rückte und rührte sich von seinem Plaze; jedoch stießen in peinlicher Verlegenheit, gleichsam auffordernd, sich Einige untereinander an, und sofort trat Weber, dem durch das Glas keine Miene und Bewegung entgangen war, mit wuchtigen Schritten auf die Betreffenden zu und donnerte sie mit sprühenden Blicken an: „Si sind de Deiw!“

Am 15. Juli 1826, also im Alter von neunundsiechzig und nach einer Amtsthätigkeit von etwa vierzig Jahren starb er, und zwar wenige Tage vor seiner durch zunehmende Schwerhörigkeit gebotenen Versezung in den Ruhestand. Er hinterließ zwei Häuser und einen Aker, wofür beim Verkauf rund 30 000 Mark bezahlt wurden.

Sein Familienleben war ein überaus glückliches, weil es übrigens Frau Rettchen verstand, sich in seine Eigenheiten hineinzufinden. Sie war nur klein und schwächlich und hatte ein schmales Gesicht mit großen Augen. Gerühmt wurde an ihr ein gutherziges und heiteres Wesen. Als Wittve verzog sie nach Rostock zu ihrem Sohne Joachim, der sich daselbst mit Saniter verband und mit ihm die bekannte Tabaksfabrik Saniter & Weber gründete.

Bürgermeister Reuter.

Fritz Reuter hat in mehreren seiner Werke in Ehrfurcht seines Vaters gedacht und ihn als einen rechtlichen, tüchtigen und musterhaften Bürgermeister unvergessen gemacht; und selbst da, wo es wegen der Charakteristik darauf ankam, auch vorhandene Schattenseiten aufzudecken, um die Figur wahrheitsgetreuer zu gestalten, geschah es in einer so milden und nachsichtigen Weise, wie sie einem Sohne gut steht und dennoch die historische Treue im Ganzen gewahrt blieb. Es ist ja hinreichend bekannt, was für grundverschiedene Naturen Vater und Sohn waren, und daß sie sich trotz erstrebter Annäherung niemals eigentlich recht fanden. Die Hauptschuld scheint an dem Vater gelegen zu haben, dem es nicht gegeben war, seine Vorstellungen und Rathschläge in angenehmer, Vertrauen gewinnender Form auszusprechen, und dem es in vorgeschrittenen Jahren mehr und mehr zur Gewohnheit wurde, selbst seine besten Entschliesungen in einem trockenen, barschen und sogar frostigen Ton kundzugeben, so daß sich der Sohn mit dem weichen und fröhlichen Gemüth, das sich an des Vaters Brust lehnte, immer entfernter von ihm erblickte.

Schwerlich wäre indessen die Entfremdung zu einer so weiten Kluft geworden, wenn Fritz Reuter vom Beginn seiner Studienzeit an den Erwartungen des Vaters besser entsprochen hätte. Es ist bekannt, daß Fritz nicht zu den hervorragendsten Schülern gehörte, in seiner Studienzeit ziemlich leichtlebig war und durch seine Abneigung gegen die juristische Carrière, zu der sein Vater ihn bestimmt, diesem schwere Sorgen machte. Auf der einen Seite somit unermüdliches Arbeiten für die Sicherstellung einer Hinterlassenschaft und väterliche Sorge um die Zukunft des Sohnes, auf der anderen Seite andauerndes, allerdings später unverschuldetes Durchkreuzen und Zerstören aller guten Pläne und Hoffnungen. Da war es unausbleiblich, daß sich das Verhältniß zwischen beiden kaum über das eines verwandtschaftlichen erhob. Beide hatten es fehlen lassen; immerhin ehrt es den Sohn, daß er sich die Hauptschuld beimißt. Das merkt man aus der Art der dichterischen Verwerthung des Vaters, und aus nicht wenigen Stellen wird es erkennbar, daß es wie Neue über ihn kam, und er dem Entschlafenen aufrichtigst Abbitte leistete wegen all des ihm bereiteten Kammers und Grams.

Wilbrandt kommt in seiner Lebensbeschreibung des Dichters auch auf den Vater zu sprechen. Er legt dessen Eigenthümlichkeiten dar und schildert ihn als einen ernsten, strengen, charaktervollen, jedoch Kindern nicht zugethanen Mann. Wilbrandt's Mittheilungen sind in allen Einzelheiten richtig. Bestätigung fanden sie durch die Berichte zweier Zeitgenossen des Bürgermeisters, des bekannten Glasermeisters Fritz Nisch und des an anderer Stelle bereits erwähnten Cantors Hundt, welchen beiden der Verfasser die meisten weiteren Einzelheiten über Reuter's Vater verdankt. Der Eine war ein Spielgenosse und ein naher Jugendfreund des Dichters und von diesen verschiedentlich als „Ritte Nisch“ in die Dichtungen verwebt, der Andere ein Verwandter des Bürgermeisters und von demselben sehr geschätzt.

Von dem Jugendleben des Bürgermeisters weiß man allerdings nur wenig, und die sichere Kunde beschränkt sich auf folgende Punkte: Er entstammte dem Pastorenhanse zu Demen, zwischen Crivitz und Sternberg, wo er am 26. Juli 1776 geboren wurde. Der Vater verstarb auf seiner zweiten Stelle in Conow, zwei Meilen nördlich von Dömitz, und nun lag es dem ältesten Sohne ob, der bereits Rektor in Dömitz war, für seine drei Brüder zu sorgen; Schwestern waren nicht vorhanden. Er that mehr als von ihm verlangt werden konnte, indem er, trotz des nur sehr bescheidenen Erbes der Brüder, hauptsächlich unter

Zuhülfenahme seiner eigenen Mittel, dieselben sogar studiren ließ. Zwei von ihnen wurden Theologen und der dritte, der spätere Bürgermeister, Jurist. Der erste von jenen erhielt die Pfarre in Zabel bei Waren, wo der Dichter die Bekanntschaft des von ihm vereinigten Küsters Suhr machte, und der andere die Pfarre in Pörent bei Gadebusch.

Unser Bürgermeister kam 1808 auf seinen Posten in Stavenhagen und starb in diesem Amte am 22. März 1845. Man hält dafür, er habe sich unmittelbar nach seiner Berufung verheirathet, eben weil der Sohn Fritz zur Zeit der Franzosenzeit (1811—12) erst zwei Jahre zählte. Seine Frau war die 1790 geborene Bürgermeistertochter Johanna Delpke aus dem hart an der mecklenburgischen Grenze in Pommern gelegenen Städtchen Triebsee. Aus dieser Ehe ging nur ein einziges Kind, Fritz, hervor; doch erhielt es noch Geschwister, worauf später hingewiesen werden soll.

Bürgermeister Reuter war ein kleiner und mittelstarker Mann mit länglicher Kopfbildung. Das mittellange dunkelblonde Haar erhielt sich ziemlich voll und begann erst in vorgerückten Jahren leicht zu ergrauen. Er hatte eine hohe Stirn, einen kurzen Bart auf den schmalen und mehr bleichen Backen, eine gestreckte und mittellange Nase. Die mittelhohle Stimme erklang laut, klar und entschieden, und dazu stimmte auch die gerade und bewußte Haltung, sowie der forsche und zugleich etwas hastige Gang überein. Von vornherein war er nicht gerade eine sympathische Persönlichkeit, doch konnte man sich an ihn mit der Zeit gewöhnen; im Uebrigen machte er den Eindruck eines gewissenhaften Beamten.

Das von ihm bewohnte Rathhaus tritt aus der daranstoßenden Häuserreihe vortheilhaft hervor. Es ist neun Fenster breit, zweistödig und hat ein Mansardendach mit abgeschrägten Giebeln; die Front entlang stehen Bäume. Später wurde zum Gedächtniß des berühmten gewordenen Sohnes eine Gedenktafel in die Wand eingelassen. In diesen immerhin stattlichen Räumen lebte der Bürgermeister weniger einem trauten Familienleben als vielmehr seinen amtlichen Geschäften und seinen eigenen Unternehmungen, zu den letzteren angeregt von einem nach Abwechslung und Beschäftigung verlangenden Geist, der an der schablonenmäßigen und sich dahinschleppenden Gegenwart kein Genüge fand. Daher warf er sich mit Begeisterung auf Neuerungen, und insbesondere auf solche, die seinem eigenen und zugleich dem Wohle des Landes erspriesslich sein konnten. Auf seinem 52 Hektar großen Acker

hielt er acht Pferde und sechzig Kühe, deren Pflege dem durch die „Franzosenzeit“ bekannt gewordenen „Friedrich Schult“ anvertraut war. Er bemühte sich um die Einführung und Kultur von Industriege- wächsen, baute solche selbst und gründete, als erster in Mecklenburg, eine Bairisch Bier-Brauerei.

Gelegenheit genug hatte er sich geschaffen zu einer aufwärts führen- den Bahn, und wer wollte es ihm verdenken, daß er sich mit dem Gedanken vertraut machte, dereinst ein reicher, wenigstens jedoch ein gemachter Mann zu sein. Indeß blieb das Erreichte in mancher Be- ziehung hinter dem Erhofften zurück, und ein fühlbarer Schlag war es für ihn, daß ihm nicht nur in Stavenhagen selbst, sondern auch in verschiedenen Städten in der Baiersch-Bier-Fabrikation sehr bald eine Concurrenz erwuchs, weil man an diesem neuen Getränk steigend Ge- fallen fand. Immerhin warf die Brauerei Gewinn aber nicht hin- reichend genug ab, um die geplante Vergrößerung der Räume und des Betriebes vornehmen zu können. Auch mit den Handelsgewächsen hatte es manches Jahr nicht recht Art. Indeß vermochten alle diese widrigen Umstände seinen Unternehmungsgeist nicht sonderlich zu lähmen, also daß er es nach Stavenhagener Verhältnissen zu einer ziemlichen Wohlhabenheit brachte und gegen hunderttausend Mark hinterließ, wo- von Friß zum Zinsgenusse die kleinere Hälfte erhielt, während die größere an die Halbschwister fiel.

Obchon der Bürgermeister als Beamter und Unternehmer sich eine hochgeachtete und einflußreiche Stellung verschafft hatte, so war doch andererseits seine Art nicht danach angethan, zwischen ihm und der Bürgerschaft ein herzliches Einvernehmen aufkommen zu lassen, und nicht zum Wenigsten verdachte man es ihm, daß er dem Stadtdiener Luth, der sich ihm unentbehrlich zu machen wußte, ein williges Ohr für allerlei untergeordnete amtliche, auch wohl für private Neuigkeiten lieh. Hierin war denn auch wohl der Grund für die Thatsache zu suchen, daß der Bürgermeister Reuter nur geringen gesellschaftlichen Verkehr pflegte, abgesehen von dem Mangel an Gang zu derartigen Verbindungen. Immerhin benahm er sich bei den wenigen Gelegen- heiten als Fröhlicher unter den Fröhlichen und konnte sich aus dem gewohnten Ernst zu einer gemüthvollen Laune erheben.

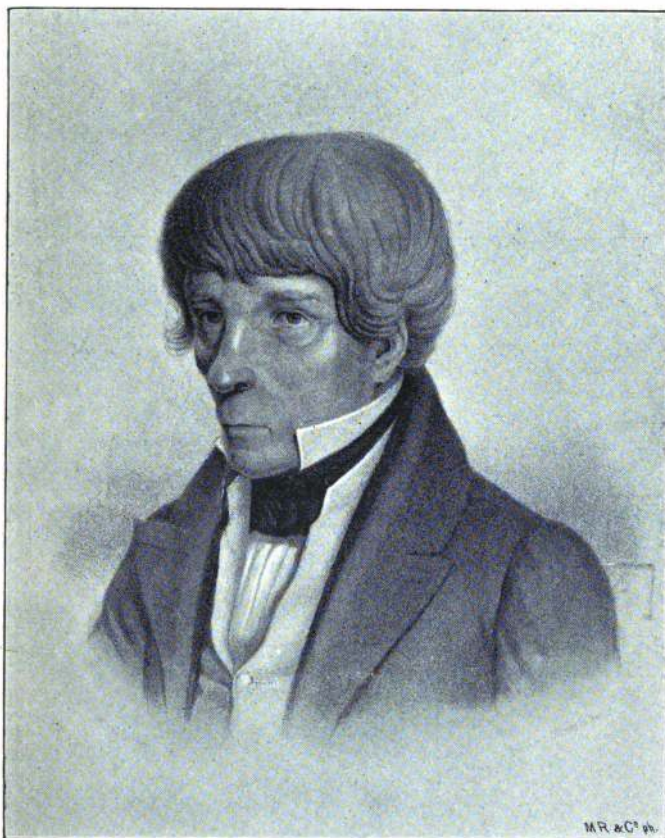
Nach den vielen einzelnen Mittheilungen, die dem Verfasser über den Bürgermeister Reuter zugeflossen sind, ist fast anzunehmen, als habe er zu seiner Zeit, sowohl in Hinsicht auf seine amtliche Thätig- keit als auch auf sein häusliches Leben, seitens seiner Mitbürger bei aller

Hochachtung, die sein Wirken ihnen abnöthigte, nicht immer die richtige Beurtheilung gefunden, und als habe man übersehen, die Verhältnisse voll zu würdigen, unter welchen er lebte und — litt. Seine Frau vermochte nach Frigen's Geburt ihm nur noch seelisch Frau zu sein, und der Sohn bestätigt das, indem er in der „Franzoesentid“ erzählt: „Sei was lahm in 'ne swere Krankheit worden, un ick beww sei nich anners kennt, as dat sei in ehre gauden Tiden up en Staahl satt un neist, so flittig, so flittig, as wiren ehr armen swaten Hänn' gesund, und dat sei in ehre slimmen Tiden tau Bedd lagg un unner Weihdag' in de Bäunker lef.“ Als sie gelähmt wurde, war der Bürgermeister erst wenige Jahre über dreißig hinaus, und dazu verlor sich die Hoffnung auf ihre Gesundung mehr und mehr. Anerkannt muß es ihm werden, daß er trotzdem nicht aufhörte, der Unglücklichen Hochachtung zu bewahren, und niemals hat man davon erfahren — und in einer kleinen Stadt hätte es sich bald herumgesprochen, — daß er sich über ihren körperlichen Zustand verdrossen und übelgelaunt gezeigt hätte. Was er innerlich schmerzlich beklagte, das ließ er bei seinem Charakter nicht zum Gesicht hinauf und noch weniger über die Lippen, auch darum nicht, weil ihm Schweigsamkeit zur anderen Natur geworden war.

Soweit ihm zur Entschuldigung, nun seine Schuld.

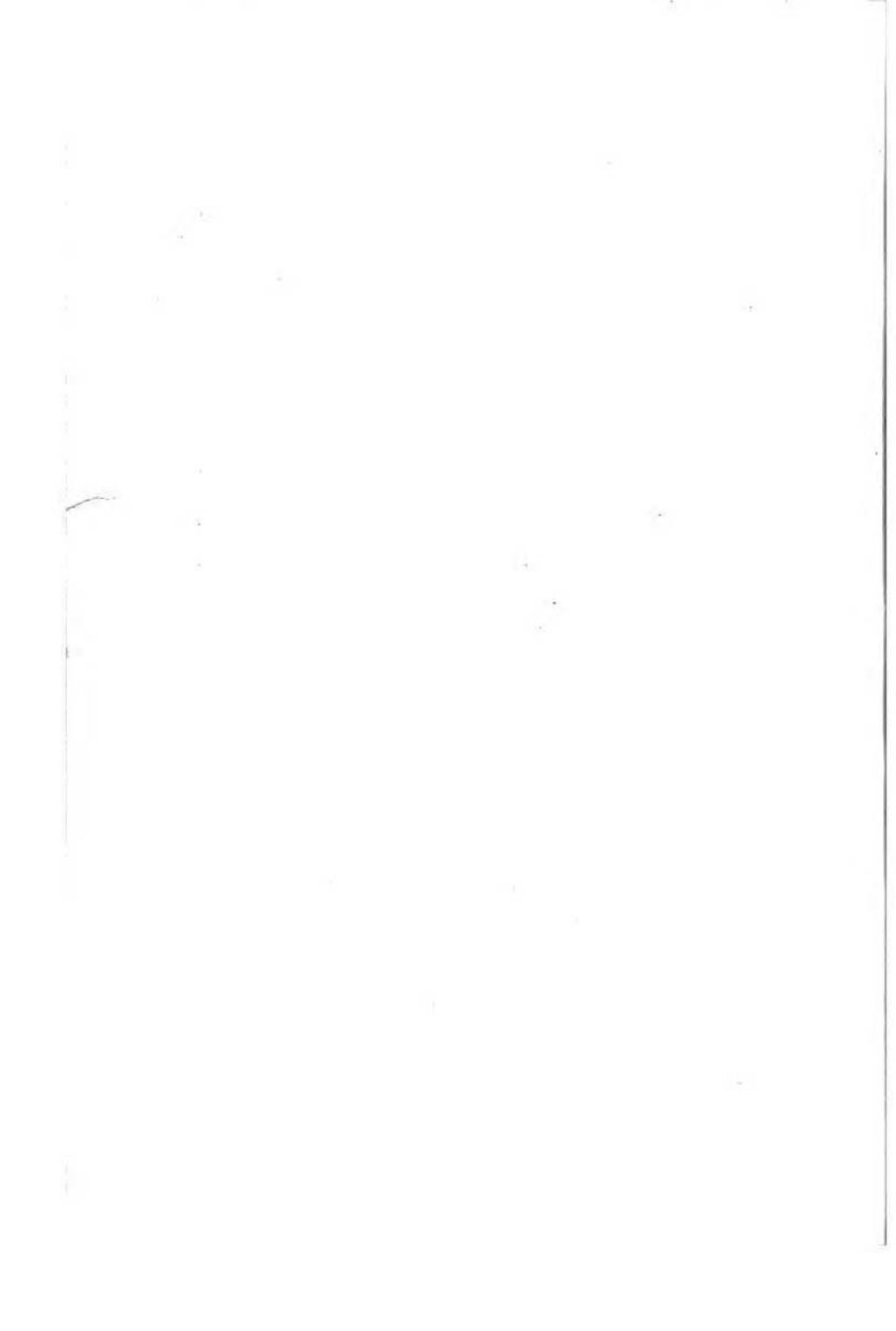
Der Sohn übergeht sie pietätvoll, und das ehrt ihn sondergleichen; selbst später, als ihm die Schuld Stunden unsagbaren Verdrußes bereitete, kam er nicht darauf zu sprechen. Und indem wir die Schuld des Vaters zur besseren Kennzeichnung der Stellung des Sohnes zu ihm und gleichzeitig aus historischen Gründen aufdecken, gehen wir dabei von der Voraussetzung aus, man werde die Vergehungen unter ein mildes Urtheil stellen, in Erwägung des vorerwähnten Umstandes und in Vergegenwärtigung des schönen und ewig wahren Ausspruches, wonach selbst ein kräftiger Geist von Schwachheit angewandelt werden kann.

Der Sohn erhielt zwei Halbschwestern, deren Mütter im Rathhause lebten. Welche Veränderungen diese beiden Kinder in dem Verhältniß zwischen Mann und Frau bewirkt, läßt sich nicht entschleiern; aber es gewinnt eine Vermuthung Raum, wenn darauf verwiesen wird, daß die eine Tochter, und zwar die jüngere, erst 1826 vom Lande herein nach dem Rathhause geholt wurde, kurz bevor die Frau Bürgermeister ihren Leiden erlag. Bestimmte Merkmale über das Verhalten Beider zu einander wegen der Nebenkinder fehlen, doch darf als sicher angenommen werden, daß die Gattin ob ihres duldsamen und ergebungs-



Bürgermeister Reuter.

Nach einer Lithographie, welcher eine Zeichnung Fris Reuter's zu Grunde
gelegen hat.



vollen Wesens mit ihrer Verzeihung, wenn auch nicht allsogleich, so doch nach einiger Zeit nicht zurückgehalten haben wird.

Beide Töchter waren allgemein wohlgefiten und beliebt. Zwar war die ältere nicht hübsch zu nennen; dafür lehrte sie aber ein so angenehmes und treffliches Wesen hervor, daß man ihr mit Pockenarben besäetes Gesicht überjah. Später wurde sie die Frau eines Beamten, der sie anläßlich der Vertretung ihres Vaters kennen und schätzen lernte. Die zweite Tochter verheirathete sich mit einem Apotheker.

Nun drängt sich die Frage auf, wie sich der rechtmäßige Sohn zu seinen Halbschwestern stellte. Da muß gesagt werden, daß er als Knabe seine Stellung zu ihnen nicht weiter erwog, und er auch in kommender Zeit sich von ihnen nicht zurückzog, wie es bei seiner Geistes- und Seelenbeschaffenheit, dem Erbtheil der Mutter, auch nicht anders sein konnte. Selbst dann ließ er es nicht am Einvernehmen fehlen, als ihm klar geworden, daß er Beiden kein geringes Opfer zu bringen hätte. Bis zu diesem schweren Augenblick hielt er dafür, daß der Vater sich in Betreff der Zukunft der Halbgeschwister keinen besonderen Plänen hingab, und diese seine Ansicht läßt sich übrigens auch aus nachstehendem Begebniß folgern. Bald nach seiner Auslieferung von Graudenz nach Dömitz erhielt er zu seiner höchsten Ueberraschung vom Vater einen Besuch. Dieser ließ sich sehr lobend über seinen Fleiß aus und auch nicht mit Unrecht, da Fritz in der Hoffnung auf baldige Freilassung eifrig studirte, um auf der Universität den durch sieben Jahre unterbrochenen Bildungsgang erspriesslich wieder anknüpfen zu können. Auch in anderer Beziehung äußerte sich der Vater wohlgefällig über ihn, bestärkt in seinen Wahrnehmungen durch die Aussprüche der in Dömitz wohnenden Schwägerin, der Frau seines ältesten Bruders, des Rectors. Sie ist dieselbe Frau, welche in dem Abschnitte der „Festungstid“ als die fürsorgliche, aufmerkfame und liebevolle Tante, allerdings ohne Namen, gekennzeichnet wird, und die dem Nefen Fritz in Wahrheit die Kasematte wohnlich und anheimelnd einrichtete. So sehr nun auch der Sohn über die ihm vom Vater entgegengebrachte Zuneigung sich freute, so sollte er aber bald inne werden, daß sie eigentlich nur eine Brücke zu einem ganz besonderen Zweck war, und der Besuch der Erreichung desselben galt. Fritz unterlag der Ueberredung und dem Einflusse der väterlichen Autorität, und somit unterfertigte er ein bereits abgefaßtes Schriftstück, laut dessen er auf einen ansehnlichen Theil seines Erbes zu Gunsten der Halbgeschwister für

alle Zeit Verzicht leistete. Dann reiste der Vater ab, und nun erst die veränderte Sachlage völlig und in ihrer Bedeutung für seine Zukunft begreifend, erging er sich in den heftigsten Vorwürfen und suchte solche niederzutrinken, — es war mit die böseste Zeit seines Lebens. Allerdings hätte sich Alles mit der Zeit schon verwinden lassen, wenn nicht schließlich die testamentarische Bestimmung des Vaters gewesen wäre, derzufolge er sein Erbtheil — es belief sich auf etwa 16 000 Mark — nicht angreifen, sondern nur die Zinsen davon verwenden durfte, und er hatte zu einer Zeit (als er sich verheirathete) ein größeres Bargeld so durchaus nöthig! All der Verdruß und Unmuth begann sich erst zu legen und darauf ganz zu schwinden, als ihn die eingeschlagene Bahn aufwärts führte, und ihn von seinem Verleger Hinstorff Mittel zuflossen, die ihn über alltägliche Sorgen und Berechnungen weit, weit hinwegsetzten. Wie aber schon angedeutet worden: was damals in ihm fraß, hat er seine Halbgeschwister niemals entgelten lassen, und selbst dem Vater trug er jene überumpelnde und folgenreichere Unterredung nicht nach, da er sich andererseits bekennen mußte, wie er ihm durch seinen krankhaften Gang und durch fehlgeschlagene Hoffnungen in Bezug auf eine sichere und geregelte Lebensstellung manchen tiefen Kummer bereitete, mithin die Hauptschuld an der eingekehrten Entfremdung im Grunde genommen auf eigener Seite zu suchen wäre; und diese Erkenntniß war jedenfalls der Hauptgrund, daß er sich über den Vater in seinen Dichtungen höchst pietätvoll ausließ.

Uebrigens hat zwischen Vater und Sohn schließlich eine Versöhnung stattgefunden, und mit der Hoffnung, daß Fritz endlich über sich zur Besinnung kommen und aus sich etwas Rechtes machen würde, drückte der Vater für immer die Augen zu. Er war am Krebs gestorben, und die tödtliche Krankheit hatte ihn ein halbes Jahr an's Bett gefesselt. Während dieser Zeit ließ er sich im Amte vertreten. Als der Sohn seine Thränen getrocknet und die Einfargung bewerkstelligt hatte, griff er zum Zeichenstifte und hielt die Züge des Entschlafenen im Bilde fest. Dieses Bild befindet sich noch im Besitze einer der Schwestern.

Onkel Herse.

Gleichwie beim Amtshauptmann Weber ist Reuter auch beim Rathsherrn Herse in den Schilderungen „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ und „Ut de Franzosentid“ von Wirklichem ausgegangen, und

wenn er ab und zu seiner gestaltenden Phantasie folgte und damit Veränderungen im Thatbestande bewirkte, so beeinträchtigten diese dichterischen Freiheiten das Gesamtbild keineswegs, vielmehr waren sie dazu angethan, es in charakteristischer Weise zu heben. Immerhin tritt in der Behandlung beider Figuren ein wesentlicher Unterschied hervor, der darin gipfelt, daß der Dichter dem Amtshauptmann gegenüber sich der Zurückhaltung, Ehrfurcht und Achtung befleißigt, während er bei dem Allerweltsönkel Herse seinem Humor die Zügel schießen und die Knabenzeit mit ihren seligsten Empfindungen wieder auferstehen läßt. Es sei nur erinnert an das Abenteuer in der Küche bei Mamsell Westphalen, an die Abführung nach der Festung, an den Landsturm und an den Wahlkontrakt.

Friedrich August Herse wurde in dem unweit Stavenhagen gelegenen Zvenack 1773 geboren, woselbst sein Vater Kammerdiener beim Grafen v. Pleßsen war. Nach dem Besuch der Ortsschule wurde er in Rostock in die Lehre gegeben. Da er als heller Kopf seine Kenntniße zu vermehren trachtete und ihm dazu das Materialwaaren-geschäft nicht hinreichend Gelegenheit bot, so machte er sich gern in der Apotheke, zu der das Geschäft gehörte, zu schaffen. Die Gehülfsen hatten Nichts dagegen, auch hatten sie sich nachgerade davon überzeugt, daß man dem anstelligen Burschen sogar die Herstellung der Medikamente anvertrauen dürfe. So eingeweiht in die Geheimnisse der Apotheke, dachte er mit der Zeit an die selbstständige Verwaltung einer solchen, wozu sich 1797 durch den Tod des Apothekers Grischow zu Stavenhagen auch die Gelegenheit bot. Diese Apotheke war, weil der Erbsohn erst zwölf Jahre zählte, auf dreizehn Jahre zu verpachten, und Herse erhielt unter den verschiedenen Bewerber den Zuschlag. Bei eingetretener Volljährigkeit des jungen Grischow ließ er sich 1810 mit einem Gehalt von 150 Thalern zum Rathshern wählen.

Onkel Herse war gut mittelgroß und annähernd völlig. Aus dem rundlichen und bartlosen Gesicht strahlte Gesundheit heraus. Die Stirn war etwas hoch und breit angelegt, das graublau-Äuge blickte fest, zugleich auch freundlich und gutmüthig; die Lippen fielen durch einen leichten Wulst auf. Das Kinn endigte etwas breit, der Kopf saß auf einem kurzen Halse, und die Hände waren klein und fleischig, zugleich wohlgeformt.

Temperamentvoll durch und durch, und belebt von ungegeschwächter Jugendfrische und unverdorbener Natürlichkeit, hatte Herse in einem außerordentlichen Maße die Zuneigung der Knaben für sich, und

zwischen beiden Theilen bildete sich ein so inniges, herzliches und vertrauliches Einvernehmen heraus, wie man es sich kaum erklären konnte. Für die Jugend war er kein würdebeflissener Rathsherr; ihr war er der liebe „Onkel“, und er ließ sich diese Auerde, in der sich die unverfälschte Zuneigung der Knaben zu erkennen gab, gern gefallen. Uebrigens war er zum Kinderfreund und Allerweltsonkel wie geschaffen. Man vergegenwärtige sich nur die so überaus sinnige, gutmüthige, freundliche, hingebende und schalkhafte Art und Weise, die ihm eigen war; wie er niemals ein abweisendes und strenges Wort für den ihn umfliegenden und nachtrabenden Anhang hatte; wie er die Knaben spielen lehrte und ihnen allerlei Kunststückchen, Kletterübungen und lustige Allotria beibrachte; wie er mit ihnen den Wald durchjauchzte und sie unter seiner Anleitung die Vogelstimmen nachahmen ließ: — wie konnte es anders sein, als daß ihm die unter ihm aufgewachsene Jugend ihr Lebenlang das liebevollste und treueste Andenken bewahrte, das Reuter in seinen Dichtungen so herrlich zum Ausdruck brachte!

Doch darf aus dieser Angabe nicht geschlossen werden, daß Herse in seinem Denken und Handeln eine unstete, unruhige und aufgeregte Natur gewesen wäre. So stimmt es nicht. Bei ihm ist nämlich zu unterscheiden der in seligen Jugenderinnerungen schwelgende Kinderfreund und der beamtete Mann. Als letzterer gefiel er sich darin, Würde und Gemessenheit hervorzuführen, hochdeutsch zu sprechen und sich langsam und bedächtig auszudrücken, obschon man es ihm anmerkte, daß es ihm Mühe machte, die fröhlichen und neckischen Gedanken zeitweise zu unterdrücken. Und das gelang ihm nicht immer, denn oft durchbrach der in Gemüthlichkeit und Gutherzigkeit gekleidete Schalk vollständig den amtlichen Heiligenschein. Gerade diese Seite seines Wesens trug jedoch nicht unerheblich zur Erleichterung des amtlichen Verkehrs bei und gewann ihm hohe Anerkennung bei der Bürgerschaft, und dies Urtheil war um so gerechtfertigter, als er zudem seinem Posten mit Eifer und Pflichttreue vorstand und seine Leistungen nicht nach dem kärglichen Einkommen von 150 Thaleru bemaß. Ja noch mehr: Er ließ seinen Hülfsschreiber Fritz Risch („Ritte Risch“), den er wegen überhäufster Arbeiten angenommen hatte, nicht aus der Gemeindefasse bezahlen, sondern lohnte seine Dienste durch Unterricht im Schönschreiben und Zeichnen. So also betrachtete Herse sein Amt weniger als eine Brotstelle, sondern hauptsächlich als eine Ehrenstellung. Dieser Auffassung seiner amtlichen Würde pflegte er jedoch auch äußerlich Nachdruck zu geben, und Reuter hat diese Neigung seines lieben

Rathen und „Unfels“, allerdings hin und wieder unter ziemlich stark aufgetragenen Farben, mit besonderem Behagen verwendet, indem er ihn bei jedweder Gelegenheit, beim Probiren der Spritzen, beim Austreiben der Kühle, bei Einquartierungen und wo sonst noch, stets im Rathsherrnwidsch vorführt. In Wahrheit legte Herse seinen Dienstanzug jedoch nicht bei untergeordneten Verrichtungen an, sondern nur bei patriotischen oder sonst feierlichen Gelegenheiten. Dann aber trat er in seiner Uniform auch so gewaltig und hoheitsvoll auf, daß man ihn kaum wieder erkannte und sich allerlei launige Bemerkungen zuwischelte. Diese hat Neuter natürlich aufgesangen und durch Zuthaten eigener Erfindung bereichert. Daß Herse in amtlicher Eigenschaft Nichts auf sich kommen ließ, wurde schon angedeutet. Um ihn aber als Rathsherrn ganz bewundern zu können, war es nöthig, ihn in der Gerichtsstube aufzusuchen. Hier trug er eine Miene und Haltung zur Schau, als wäre er der Bürgermeister und der Bürgermeister der Rathsherr. In diesem Allerheiligsten verlangte er für sich Ehrerbietung und Respekt, und wehe Dem, der es sich beikommen ließ, seine wohlweisen Meinungen und Anordnungen anzuzweifeln oder gar zu durchkreuzen, — dann konnte dieser Mann mit dem kindlichen Gemüth so aufgereggt und zornig werden, daß er die Feder hinwarf, ja daß er sogar, wo er gänzlicher Mißachtung begegnete, nachdrücklichst mit der Hand ausholte, was auch der von Neuter erwähnte Schlossergehelle ob seiner Ungebührlichkeit erfahren mußte. Der Dichter läßt bei diesem Auftritt den bewußten Stahlring mitwirken.

Obgleich Herse eine fröhliche und ausgelassene Gesellschaft liebte, und auch manche heitere Erlebnisse, Schnurren und Schnaken aus der Franzosenzeit zum Besten zu geben pflegte, so kann von ihm doch nicht gerade behauptet werden, daß ihm ein äußeres, lustiges Wesen eigen gewesen wäre. Seine Fröhlichkeit war mehr zurückhaltend, und sein vergnügtes Lachen wurde niemals laut und lärmend. Nach gethaner Tagesarbeit pflegte er sich zu seiner Stammkneipe bei Grischow aufzumachen und dort einige Gläser Schurr-Murr zu sich zu nehmen, ein Gemisch aus Rum, Bittern, Kirschchen und Rummel mit einem Schuß Cognac dazwischen. Nach Art damaliger Kleinstädter putzte er sich zu solchem Ausgange nicht weiter heraus, sondern machte sich nach dem Lokal in Lederschuhen, gelben Hosen, Hemdsärmeln und der langen Pfeife auf, begleitet von seinen auch durch die Dichtung bekannt gewordenen Hunden, nämlich von dem Hühnerhund Nollo und dem Dachshund Tippo. Er hielt sich die Hunde lediglich aus Lieb-

haberei, denn dem Weidwerk lag er nicht ob, und seine Windbüchse richtete er zuweilen nur auf die Sperlinge in den Linden am Markte. Alle diese Einzelheiten hat Reuter mit wenigen Veränderungen erzählt, dagegen sind die lustigen Scenen in der „Franzosenzeit“, wie das Abenteuer in der Küche, die durch Herse veranlaßte Flucht der Mamsell Westphalen auf den Räucherboden, vom Dichter erfunden. Auch Herse's Festnahme und Abführung durch die Franzosen ist unwahrscheinlich, wenigstens vermochten sich ihm näherstehende Zeitgenossen, wie z. B. Friß Nisch, solcher Vorgänge nicht zu erinnern und auch nicht seiner Zugehörigkeit zum Tugendbunde. Anderseits war man geneigt anzunehmen, daß er, da er einen stählernen Reif auf dem Finger hatte, seinen goldenen Siegelring auf den Altar des Vaterlandes gelegt haben könnte, keineswegs jedoch seinen Trauring, weil man diesen stets an seiner Hand sah. Die ihm angemuthete Bereitwilligkeit, einem etwaigen Ruße des Königs von Preußen zur Uebernahme des Heeres gegen die Franzosen ohne Bedenken Folge zu leisten, haben Bekannte von ihm für recht möglich gehalten, da er als Laie in Kriegsangelegenheiten sehr naive Anschauungen hatte und sich nach romantischen Abenteuern sehnte. Streng wahrheitsgemäß ist seine Betheiligung am Stavenhagener Landsturm, das Schießen auf dem Markte und die ergüßliche Geschichte mit dem verschriebenen Mahlcontracte.

Nun sein häusliches Leben. Während der „Franzosenzeit“ wohnte er in der am Markte gelegenen Apotheke, einem Eckhause, obgleich er seit Ende 1810 nicht mehr Pächter, sondern schon Rathsherr war. Kinder hatte er nicht, um so mehr konnte seine Gattin, die er „Tante“ anzureden pflegte, ihre Aufmerksamkeit auf ihn richten. Sie beherrschte ihn durchaus und es läßt sich verstehen, daß er, wenn sie ihm ob mancher seiner Eigenheiten öfters den Text las, dies als friedliebender Mann willig hinnahm. Doch trübten derlei verdrossene Einwendungen und mürrische Gardinenpredigten das sonst an und für sich gute Einnehmen nicht auf lange Zeit, da der Groll bei „Tante“ nicht lange vorhielt. Sie, wahrscheinlich eine geborene Altvater (das Kirchenbuch stellt diese Herkunft in Frage), war von kleiner und zierlicher Gestalt und legte einen großen Werth auf Sitte und Anstand, weshalb ihr auch der Gehülfschreiber Friß Nisch jeden Morgen die Hand zu küssen hatte. Als gefälliger Mann ertheilte Herse Friß Reuter Privatunterricht, und was ihm der Dichter von den beliebten Diktaten aus dem Kopfe nachsagt, hat seine Richtigkeit, obgleich es sich nicht hat bestätigen lassen, ob dabei auch der Roman „Waldmann“ eine Rolle spielte.

Seine Mußestunden pflegte er gern mit Zeichnen und Malen auszufüllen, und seine vortrefflichen Leistungen darin erregten um so mehr Bewunderung, als er, wie auch in manch anderen Dingen, völlig ein selfmade man war. Seine Portraits in Del verriethen Talent, und es ist keineswegs dichterische Erfindung, daß der Pastor Knöchel so vorzüglich getroffen war, daß am Fenster Vorübergehende über die Aehnlichkeit geradezu in Erstaunen geriethen. Dieses Bild hing viele Jahre in der Kirche, bis es beim Tünchen auf den Boden gestellt wurde, wo es sich noch befindet. Bei Herse's seltener Geschicklichkeit ist es fast selbstverständlich, daß er eine sehr schöne Handschrift hatte; die hier nachgebildete Apothekerrechnung bezeugt es. Noch einer besondern Liebhaberei gab er sich hin, nämlich der Musik, und nach Stavenhagener Ansprüchen soll er eine recht gute Geige gespielt haben. Er that sich mit seinen Freunden Capitän Grischow, Musikus Meyer und zwei anderen Stadtmusikanten zu einer Kapelle zusammen, und nun wurde tüchtig darauf losgestrichen und losgeblasen. Ob die eingübten Stücke sich sämmtlich im Rahmen des Hoppjassas „Gestern Abend war Better Michel da“ hielten, wie Reuter erzählt, bleibe dahingestellt. Jedoch ist die Angabe, als hätte die Kapelle in Sommernächten sich vor verschiedenen Häusern hören lassen, dort also Ständchen gebracht, darauf einzuschränken, daß Herse mit seinen musikalischen Freunden an schönen Sommerabenden vor der eigenen Thür aufspielte, wobei es natürlich nicht an Publikum fehlte.

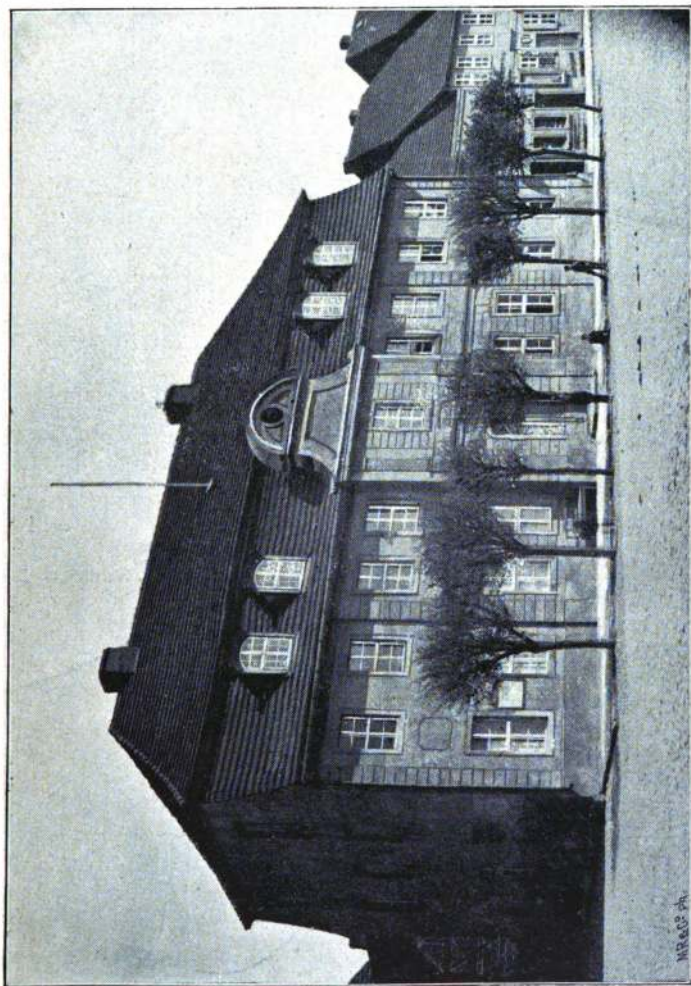
Erst 56 Jahre alt, wurde dieser rüstige und kräftige Mann am 18. Januar 1829 nach kurzem Krankenlager ins Jenseits abberufen. Sein Heimgang hatte ungleich mehr zu bedeuten, als derjenige eines anderen Stavenhagener Einwohners. War doch mit ihm ein Stück Poesie entschwunden und ein Original, wie es in seiner Art nicht leicht wiederzukehren pflegt; zudem fehlte fortan der Jugend die Vermittelung zum Naturleben, und was er gerade dieser war, für sie bedeutete, das hat Reuter, von Dankbarkeit bewegt, aus wärmstem Herzen niedergeschrieben. Geld- und Geldeswerth hatte der vortreffliche Mann nicht hinterlassen, doch dafür ein anderes und besseres Erbe, das in den Herzen und Gemüthern der Jungen, die ihn gekannt, die edelsten Früchte zeitigte, so daß sie ihm in der Erinnerung treu blieben ihr Lebenlang.

Bald nach seiner Beerdigung verzog seine Frau nach Sternberg zu Verwandten.

De Uhrenmaker „Droi“.

Im Gegensatz zu vielen anderen Figuren in der „Französentid“ ist der Uhrmacher Droz — dessen Namen die Stavenhagener in Droi, gesprochen Dro-i, umgeändert hatten, indem sie klüglich meinten, Droz wäre kein richtiges Französisch — keine aus eigenen Entschlüssen heraus handelnde Persönlichkeit, sondern ein Opfer zufälliger Begebenheiten. Doch fesselt er mit seinen schrullenhaften Eigenheiten und seinem fremdartigen Temperament ungemein, und gerade die Szenen in der „Französentid“, in welcher „Herr Droi“ eine Rolle spielt, lassen den Leser aus dem Lachen kaum herauskommen. Man vergegenwärtige sich, wie er auf den Ruf des Bürgermeisters in seinem französischen Waffenaufputz zur Versammlung der sechs Marodeure im Schlosse erscheint, wie er sich von Mamsjell Westphalen als „Engel der Rettung“ in der Speisekammer mit kaltem Entenbraten und zwei Flaschen besten Weins zu den von ihm verlangten Heldenthaten wacker machen läßt; wie er beim Trommelwirbel der einrückenden Franzosen vor Verzagttheit vergeht und in dem Allerheiligsten der Mamsjell aus Vorsicht übernachtet; dann die berühmte Eisklumpengegeschichte und die Verhaftung. Wo es Nichts zu wagen gilt, freilich, da ist er die Kühnheit und Tapferkeit selber, sonst aber ein bramarbasirender Hasenfuß. Später tritt er in der Dichtung nur noch ein einziges Mal auf, als es gilt, den von Unkel Herse errichteten Landsturm von einundzwanzig Mann einzuxerciren, ein Bemühen, das ihm leider nur Verdruß einträgt, da ihm wegen seiner französischen Herkunft Niemand gehorchen will. Im Nachwort der 1860 erschienenen Erzählung gehört er schon zu den Todten.

Pierre (und nicht Jean Jacques) Humbert Droz, geboren 1759 zu Locle in der zur französischen Schweiz gehörigen Grafschaft Valengin, stammte aus einer Familie, die durch Anfertigung von Uhren und Automaten sich auch in der Ferne einen geachteten Namen erworben hatte. In der Werkstatt behagte es ihm bei seinem Gange zu einem unständigen und ungebundenen Leben nicht, und mancherlei Neigungen hinderten ihn an einer geregelten Thätigkeit. Zuerst wurde er ein leidenschaftlicher Jäger, dann Soldat. Die Revolution, die 1789 sogleich in Neuchâtel Boden gewonnen hatte, vermochte merkwürdigerweise seinen sonst so lebhaften und empfänglichen Geist nicht zu beeinflussen, vielmehr widerten ihn die staatsumwälzenden Ideen an, und daß diese Bewegung auf sein späteres Leben dennoch von bestimmendem



Das Rathaus in Stavanger.
(Frik Heuter's Gebürshaus.)
Nach einer Photographie.

Einfluß wurde, ging so zu: Eines Abends sitzt er mit mehreren Freunden beim Wein. Der Fechtmeister Augerau tritt mit den Abzeichen der Revolution an sie heran und fordert sie auf, die weiße Schweizer-Cocarde mit der rothen Mütze zu vertauschen. Als man ihm nicht zu Willen ist, reißt er Droz die Cocarde ab, worüber dieser aufgebracht wird und ihn aus der Gaststube in die Küche stößt, wo er ihn unter dem Beistande der Freunde mit einem Stück Holz tüchtig bearbeitet. Augerau, der in Folge dieses Austritts und des geschundenen Gesichts seine Existenz bedroht sah, hielt es für gerathen, sich zu drücken und machte sich auf dem Pferde eines ihm wohlgesinnten Kaufmannes fort nach Paris, um später General, Marschall und Herzog von Castiglione zu werden. Auch Droz vernahm von den Thaten dieses Generals, hatte aber nicht die geringste Ahnung von dessen Persönlichkeit, und erst, als Augerau in die Schweiz einrückte und den Kaufmann mit zwei Reitpferden und hundert Louisd'or entschädigte, wurde er eines Andern inne. Nun bangte ihm um Haut und Freiheit in der berechtigten Annahme, daß sich der General seiner gleichfalls erinnern würde. Sofort machte er sich davon und hielt sich erst in Mümpelgard in Sicherheit. Hier wurde er Wildschütz. Als solcher hatte er oft von den Behörden auszustehen, und da ihm auch die Noth zusetzte, so trat er der Fahne der Neufranken bei. Schon nach den ersten Schlachten desertirte er und begab sich nach Berlin. Das Glück war ihm hier insofern günstig, als ihn Prinz Louis Ferdinand von Preußen als Kammerdiener seiner Geliebten anstellte. Zu seinem Leidwesen hatte diese Vertrauensstellung jedoch nur kurze Dauer, da sein hoher Gönner 1806 bei Saalfeld fiel, und die sittenleichte Dame sich ehestens einem französischen General anvertraute. Um so schlimmer war er daran, als er sein rückständiges Gehalt nicht ausgezahlt erhalten hatte.

Diese nach Neuter gemachten Angaben sind in ihrer Ausführlichkeit in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ nachzulesen. Daß dem Erzähler in diesem Abschnitt einige Irrthümer unterlaufen sind, die auf Grund des Kirchenbuches an dieser Stelle richtig gestellt werden, läßt sich entschuldigen, da die Erinnerungen erst verhältnißmäßig spät niedergeschrieben wurden.

Droz war von großer und kräftiger Gestalt und verrieth auf den ersten Blick seine gallische Abstammung. Er hatte ein längliches Gesicht, dunkle, lebhaftige Augen, eine große, etwas gebogene Nase, schwarze Haare um den blanken Schädel und einen Vollbart von derselben

Farbe. Er hatte eine tiefe Stimme und einen schleppenden Gang. Nur schwer vermochte er sich in der deutschen Sprache zu verständigen, daher er seine Rede mit Französisch mengte; auch zog er seinen Nachwuchs in der Sprache seiner Heimath auf. Sieht man ab von seinem gespreizten, jedoch nicht anstößigen Wesen, so war er Alles in Allem ein sogenannter forscher Kerl, der um so besser gefiel, als er die Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit selber war.

Gott weiß, wie es kam, daß er nach Verlust seines einflußreichen Kammerdiener-Postens nach Mecklenburg verschlagen wurde, um hier wieder Uhren „zu flicken und zu schmieren“. Jedenfalls hat die Annahme etwas für sich, daß er bei seinen vorgerückten Jahren (er war mittlerweile 47 Jahre alt oder darüber) sich aus dem unstillen Zigeunerleben heraussehnte und nach einer einigermaßen gesicherten Stellung trachtete. So warf er in dem damals noch sehr verschwiegenen und kleinen Stavenhagen Anker, wo die Ansprüche an Handwerk und Geschicklichkeit noch recht bescheiden waren. Doch faßte er hier nicht, wie Reuter erzählt, dadurch festen Fuß, daß er seine Principalin, die verwittwete Uhrmacherfrau und Tochter des ehrsamten Perrückenmachers Boy heirathete, sondern er gesellte sich am 28. October 1808 die vierundzwanzigjährige Jungfrau Maria, Tochter des Gutmachers Breuel kirchlich zu. Er hatte Zigur, er hatte „Baden groß und hart wie Stein“, er hatte gewandte Lebensart, hatte die Welt gesehen, wußte zu erzählen und war überdies Franzose, aus dessen beweglichem Munde die wenigen deutschen Brocken so eigenartig herausklangen — alles das reizte an und verfehlte nicht seine, wenn auch von vornherein wohl kaum beabsichtigte Wirkung auf das schwärmerische Gemüth der um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Jungfrau. So wurde Droz, der bis zur Hochzeit Gehülfe bei jener von Reuter erwähnten Wittwe gewesen sein soll, ein Ehemann, und man wollte sich später erinnern, daß der Schwiegervater so viel beisteuerte, daß entweder das Uhrengeschäft der Principalin gekauft oder ein neues eingerichtet werden konnte.

Die süßen Melodien gingen indeß mit der Zeit in Mißklänge über. Auf ihn paßte das Wort: „Das ist ein Küster, der lieber tanzt und springt, als daß er in der Kirche singt.“ Altem Hange gemäß bekam er es nicht über sich, sich dauernd der Arbeit hinzugeben, auch fühlte er sich durch eine leicht erklärliche Unkenntniß und Ungeschicklichkeit daran behindert. Lieber mochte er aus der Thür gaffen, Leute anreden, von Heldenthaten prahlen und allerlei Kurzweil treiben. Sein

Verhalten in und außer dem Hause verursachte in der nachgerade angewachsenen Familie viel Gram, Kummer und Verdruß; doch ließ er sich von alledem nicht anfechten und ebensowenig davon, daß sich die Kunden immer mehr verloren, und die Sorge ein täglicher Gast wurde. Ueber das Glend half ihm sein leichtes Blut hinweg, und er blieb, wie zuvor, ein frohgelaunter Gefelle. Wenn er gelegentlich wieder was in der Tasche hatte und das Glas vor ihm stand, kam eine Fröhlichkeit über ihn, die ohne Gleichen war. Dann befand sich nur der Körper in Stavenhagen, während die Seele in den anmuthigen Thälern von Locle oder sonstwo umherschwebte.

Bei all' seinem Bummeln, seiner Gespreiztheit und seinen Streichen war und blieb er Neuter dennoch eine sympathische Persönlichkeit, und er erinnert sich dankbar seiner unter dem Hinweis, daß es gerade Droz war, der ihn über die geistlosen Regeln durch das fesselnde Wort in den Geist der französischen Sprache hineinzu führen verstand. Ein Uebriges that Neuter als Dichter, indem er manche seiner Eigenschaften milderte, humoristisch verklärte und ihn in heitere Situationen hineinsetzte, von welchen man glauben möchte, sie wären feinetwegen erfunden worden, um ihn der Nachwelt lieb und werth zu erhalten. Und dennoch haben all' die köstlichen Scenen zumeist einen historischen Untergrund. Es hat sich nämlich als vollkommen thatsächlich herausgestellt, daß Droz vom Bürgermeister auf das Schloß des Amtshauptmanns Weber gerufen wurde, um mit seiner französischen Uniform, worin er nur zu gern einherstolzte, die unverschämten Marodeure wegzuschleichen; daß er, um von den spät Abends einrückenden Franzosen nicht gesehen zu werden, die Nacht über auf dem Schlosse blieb und im Bette der Mamsell Westphalen schlief; daß das durch einen Zufall umfallende Gewehr die nebenan schlafenden französischen Officiere herbeilockte; daß er wegen seiner Ausrüstung als Fahnenflüchtiger verhaftet wurde, und er vom Auditeur nach Stettin verurtheilt worden wäre, hätte sich nicht aus Gerechtigkeitsliebe der Bürgermeister für ihn aufgeworfen und sich statt seiner abführen lassen. Dichtung dagegen ist die zwerchfellerschütternde Scene mit dem Sahlmann'schen Eisklumpen, wenigstens in Verbindung mit Droz, sowie der Einsturz des Himmelbettes. Allerdings hat Fritz Sahlmann einmal einen derartigen Streich ausgeführt, jedoch später und zum alleinigen Aerger der Mamsell Westphalen, mit der sich in Folge eines neuen Zwistes der „Alafakter“ Fritz mit einem hutgroßen Klumpen abfiel. Weiter stimmt die Dichtung darin mit der Wahrheit überein, daß Droz später den Landsturm

einexerciren half, und daß er trotz alles Gethues und aller tapferen Worte weiter Nichts als ein Hans Hasenfuß war.

Nach der Franzosenzeit erfreute er sich nur noch wenige Jahre der früheren Frische, Rüstigkeit und Fröhlichkeit. Er bekam es in die Lunge, und endlich veranlaßte die Schwindsucht ein langes Krankenlager. Erst am 16. October 1825 wurde er von seinen Leiden erlöst. Seine Frau überlebte ihn ungefähr zehn Jahre, und das Kirchenbuch, worin später ihr Name fehlt, läßt die Vermuthung zu, daß sie nicht in Stavenhagen gestorben ist. Der älteste Sohn, Louis Ferdinand, wurde Uhrmacher und wanderte bald nach 1850 mit Frau und vier Kindern nach Amerika aus; was aber aus den übrigen Geschwistern geworden, dessen wußte man sich in Stavenhagen nicht mehr zu entsinnen.

Leute vom Schlage unseres Droz wird man stets gern um sich dulden und sie wegen ihres Temperaments, ihrer mit Leichtsinne gepaarten Gutmüthigkeit, ihres unbesiegligen Hanges nach süßem Nichtsthun und ihrer Unbeständigkeit nicht wegwerfend beleunden. Sie vermögen oft trotz der besten Vorsätze nicht, sich in Zwang zu nehmen und feste Pflichtmenschen zu werden, sie sind eben nicht Herr ihrer selbst, und am wenigsten dürfte man wohl mit unserem Droz streng ins Gericht gehen, der ein so überaus interessanter und gemüthlicher Bummler ist in dem ihm vom Dichter verliehenen Glorionschein.

Mamsell Westphalen.

So manches Jahr hatte sie dem Hauswesen des gestrengen Herrn Amtshauptmann Weber vorgestanden, als eines Tages französische Marodeure und Soldaten einkehrten und die ganze Hausordnung auf den Kopf stellten. Daraus machte Reuter die unvergänglichen Hauptscenen: Die Zecherei im Studirzimmer, die Eisklumpengeschichte, die Flucht auf den Räucherboden und das Verhör auf dem Rathhause, in welchen allen Mamsell Westphalen eine Hauptrolle spielt.

Mamsell Westphalen war eine Predigertochter aus Groß-Wildberg bei Dreptow an der Tollense und zur Franzosenzeit schon reichlich über das sogenannte Mittelalter hinaus. Sie war groß und stark, hatte eine ziemlich eckige Stirn und eine tiefliegende Stimme. Nach Fritz Sahlmann's späterem Urtheil, das als zuverlässig gelten muß,

wäre sie von einer so gewaltigen Leibesfülle gewesen, daß sie durch gewöhnliche Stubenthüren nur von der Seite gehen konnte. Sie pflegte weiße und gelockte Hauben zu tragen, die ziemlich tief über die Stirn fielen, um so das erblichene Haar zu verdecken. Das Besehlen war ihr angeboren, doch übte sie das Regiment über das ihr unterstellte Hauspersonal nicht mit Härte aus; denn sie zeigte sich bei aller Straffheit als ein empfindsames Gemüth, worauf auch schon ihre hellen Augen und die Art ihres Ausdrucks hindeuteten. Unter ihrer mächtigen Hülle schlug ein vortreffliches und mitfühlendes Herz, das keine Noth um sich zu leiden vermochte; dies geht schon daraus hervor, daß sie vorsprechende arme Leute nicht mit leeren Töpfen, Beuteln und Schürzen entließ, sondern werththätig in den Grenzen ihrer Befugnisse half, auch tröstende Worte mit auf den Weg gab. Solche Zuwendungen geschahen ganz im Sinne ihrer Herrschaft, und man ließ ihr in diesen Dingen um so lieber freien Willen, als sie sich vollstes Vertrauen erworben hatte, und sie als Haushälterin sich nicht wie eine bezahlte Person benahm. Sie war treu im Kleinen und Großen, dazu von peinlicher Ordnungsliebe und in ihrem Eifer wegen guten Fortgangs der Wirthschaft konnte sie sich nicht genug thun.

Und so waltete sie eines strengen aber liebevollen Regiments. Nur Einen konnte sie, wie man zu sagen pflegt, nicht unterkriegen, das war der Hausknecht Friß Sahlmann. Sie lebten abwechselnd miteinander in Freundschaft und Feindseligkeit, und daß sich kein dauerndes gutes Einvernehmen herausbilden wollte, das hatten sie gemeinsam verschuldet. Sie muthete ihm nämlich allerlei Aufträge zu, für die er sich als „Klaffackter“ zu gut hielt, auch überhäufte sie ihn beständig mit allerdings recht gut gemeinten Moralpredigten. Er dagegen gefiel sich darin, ihr Verlegenheiten zu bereiten und zu ihrem Verdruß und Aerger Küche und Speisekammer zu durchmausen, und wenn sie ihn auf den Räucherboden schickte, wohin sie wegen ihrer Bölligkeit nicht konnte, so dachte er dabei zunächst an seinen eigenen Appetit. Das war denn auch die einzige Besorgung, die er ihr an den Augen ablas.

Diese sich täglich wiederholenden Zwistigkeiten hat Neuter mit vielem Humor in die Dichtung gebracht, ebenso die gleichfalls auf Wahrheit beruhende Eiskumpengeschichte, die indessen, wie bei „Herrn Droi“ schon erwähnt, späteren Datums ist und die allerdings Mansjell Westphalen selbst und direkt betraf. Ebenjowenig beruht es auf Erfindung, daß sie aus Besorgniß den Uhrmacher vom Nachhausegehen

abhielt und ihm ihr Bett abtrat, desgleichen nicht die Verhaftung im Allerheiligsten und die Flucht auf den Räucherboden, die aber von Herse eingegeben war. Nur mit der drolligen Apfelbaumgeschichte hat die Dichtung eigene Blüthen getrieben. Was die Mamsell veranlaßte, ihren Versteck wieder aufzugeben, hat sich nicht erklären lassen, das ist auch von mehr untergeordnetem Werthe; dagegen sah sie sich alsbald vor den wuthschnaubenden französischen Auditeur geführt, und wie sie sich im Verhör benahm, hat Neuter unverfälscht nacherzählt.

Da ihre Zeit im Schlosse vollauf in Anspruch genommen war, so hatte sie wenig Gelegenheit, ihren Fuß in die Stadt zu setzen und sich bei dieser oder jener Bekannten mal ordentlich die Brust leicht zu reden. Nun war ihr aber die Unterhaltung ein Bedürfniß und deshalb sah sie es gern, wenn ihr beredte Frauen Neuigkeiten zu brachten, und wir haben keinen Grund, die dichterische Behauptung anzuzweifeln, sie hätte sich solche Zungen und namentlich die der Frau Meisterin Stahl durch volle Töpfe förmlich angebändigt. Niemals fiel bei solchen Unterhaltungen am Herde ein hochdeutsches Wort, Alles wurde in Platt abgeredet. Hochdeutsch konnte nämlich Mamsell Westphalen nicht meistern, obschon sie aus einem Pastorenhause stammte. Man muß sich vergegenwärtigen, daß sie noch im 18. Jahrhundert geboren wurde, zu einer Zeit, da man auf die Ausbildung der Töchter noch gar geringes Gewicht legte. Wurde doch zu jener Zeit und noch später von manchen Kanzeln in den Dörfern plattdeutsch gepredigt.

Der im Jahre 1826 erfolgte Tod des Amtshauptmanns Weber und der Wegzug seiner Frau setzte der Wirksamkeit der Mamsell Westphalen ein Ziel. Sie fühlte sich zu alt zur Uebernahme einer neuen Stelle und sehnte sich nach Ruhe. Daher miethete sie sich beim Tischler Keuß ein und lebte, da ihr Weber nichts vermacht hatte, von den Zinsen einer ihr früher zugefallenen kleinen Erbschaft und von ihren Ersparnissen. Ohne daß eine Krankheit vorausgegangen war, fand man sie das Jahr darauf in sitzender Stellung entschlummert im Bette an.

Kein Verwandter betete an ihrem Grabe ein Vaterunser, sie hatte keine mehr. Daher meldete sich auch Niemand zur Uebernahme der Hinterlassenschaft, und erst nach langer Zeit konnte sie einem entfernten Seitenverwandten zugesprochen werden.

Siß Besserdich.

Neuter schildert die achtzehnjährige Magd des Amtshauptmanns Weber, die Schulztochter aus Gülzow, als eine mehr unterwüchsig und bewegliche Dirn mit hellen und schelmischen Augen, einem aufgeweckten Wesen und stottem Mundwerk. Sie ist es, die dem Dunkel Herje mit dem Besen in's Gesicht fährt, die stramm Mamsell Westphalen vor dem französischen Auditeur vertheidigt und die schließlich den flachshaarigen Bauernsohn Freier in ihrem Heimathsdorfe heirathet.

Als sie später von ihrer Verwerthung in der Erzählung erfuhr, konnte sie nicht umhin, manche der sie angehenden Schilderungen für zutreffend zu erklären. Denn Neuter hatte sie bei wahren Namen genannt und ihre körperlichen und seelischen Vorzüge unverändert gelassen. Uebrigens hatte er Gelegenheit genug gehabt, sie näher kennen zu lernen, da sie, als er ungefähr acht Jahre alt war, im Hause seines Vaters diente. In der Dichtung ist davon allerdings nicht die Rede. Als Erfindung bezeichnete sie die hinter dem Stachelbeerstrauche gefundene Wurst, desgleichen die Besenscene und ihre Verwettung an Friedrich.

Im Jahre 1819 also verheirathete sie sich mit jenem flachshaarigen Bauern Freier zu Gülzow, der ein Gewese von fünfunddreißig Hektaren mit drei Pferden hatte. Der Ehe entsprangen vier Kinder, die bis auf die Tochter alsbald verstarben. Nachdem sie 1831 Wittve geworden war, verheirathete sie sich 1834 zum zweiten Mal. Dieser zweite Mann hieß Johann Bagel; er war um vierzehn Jahre jünger als sie, auch vermögenslos. Viel Staat konnte sie mit seiner kurzen und gedrungenen Gestalt, sowie mit seinem steifen und unbeholfenen Wesen nicht machen, und weil er maulfaul und „dämlich“ war, mußte er sich im Hause eine sehr bescheidene und abhängige Stellung gefallen lassen. Er zeigte sich übrigens damit zufrieden und war glücklich, hinterm Ofen hocken zu können. Ein Schlaganfall endigte 1875 sein Leben. Sie dagegen stand als eine überaus gesprächige, tüchtige und entschlossene Frau in Ansehen, die da wußte, was sich schickte und was sich nicht schickte. Namentlich war ihr ein hoher Gerechtigkeitsfönn eigen, so daß jede gekränkte Unschuld in ihr einen wackeren Vertheidiger fand. Am 19. November 1869 starb sie, also etwa neun Jahre nach dem Erscheinen der „Franzosenfid“.

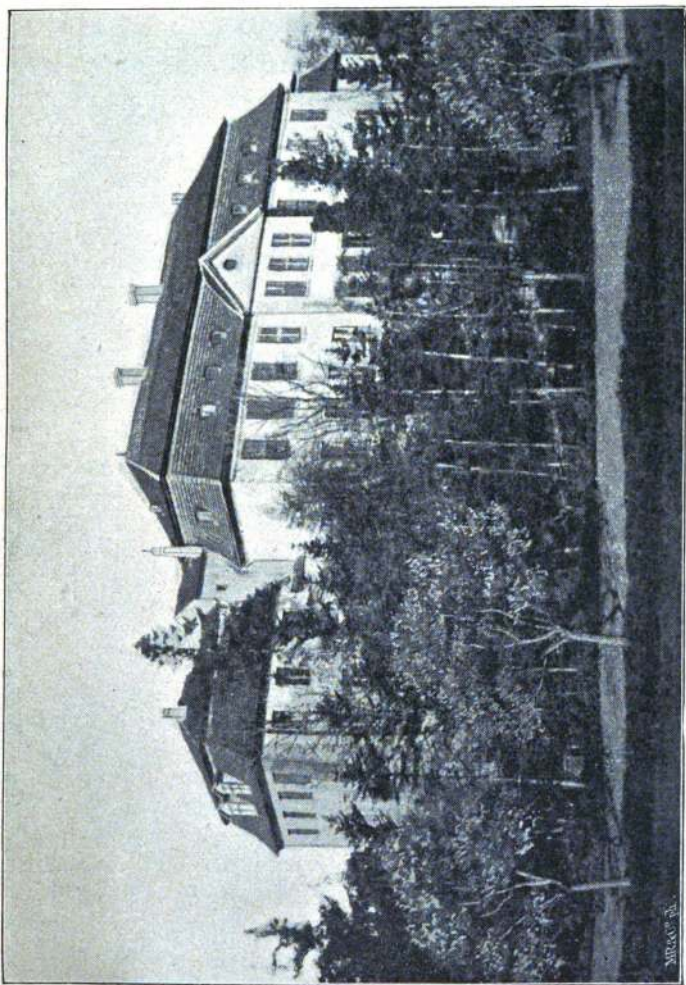
Fritz Sahlmann.

Ein Junge, wie er noch gefunden werden soll, dieser Fritz Sahlmann. Er flunkert, wo er kann; er steckt ein, was schmeckt; er „hängt“ sich, wenn der Streich gelungen; er plagt sich nicht mit Strupeln, und dabei ist er so wenig bössartig angelegt, daß er zunehmend mehr unsere Zuneigung gewinnt. Von Ehr und Würden ist er „Klaffack“, nämlich Pfeifenreiniger und Abschreiber, und nach der wohlwogenen Meinung der Mamsell Westphalen ein „Snackfatt von de Eck“, eine „olle Plätertasch“ und ein „Stüngel“. Sein Gewissen ist der gestrenge Amtshauptmann Weber und seine stille Sehnsucht Mamsell Westphalen, zwar nicht wegen ihrer losen Hand, sondern wegen der appetitlichen Würste unter ihrem Gewahrjam. Um diese beiden Personen kreist denn auch vorwiegend sein Denken und Fühlen, seine Furcht und Neigung; alle Anderen, und sogar der Herr Bürgermeister und der würdige Rathsherr Herse, werden von ihm einer Respektsbezeugung noch nicht voll gewürdigt. Durch seine wunderbaren Streiche, die allbekannt und in der Handlung der Geschichten zumeist von gang einschneidender Wirkung sind, ist er unsterblich geworden.

Nun Fritz Sahlmann in Wirklichkeit.

Er wurde am 28. Juni 1802 in Ludwigslust geboren. Dort war sein Vater, ein Bauernsohn aus Keesse bei Grabow, viele Jahre Leibkutscher des Großherzogs Friedrich Franz I.; später wurde er als Landreiter, d. h. als reitender Amtsbote, nach Stavenhagen berufen. Zu dieser Zeit war Fritz zehn Jahre alt. In Stavenhagen besuchte er die Rektorschule und trat 1817 in die Dienste des Amtshauptmanns Weber, also erst nach der Franzosenzeit. 1823 wurde er Gehülfe seines Vaters und 1828 rückte er in dessen Stelle. Das Jahr darauf verheirathete er sich mit Luise Wodike aus Demmin; am 4. Februar 1880 starb er. Er hatte vier Kinder. Der älteste Sohn wurde Amtsanwalt in Stavenhagen, der zweite Uhrmacher ebendasselbst und der dritte Thierarzt in Güstrow; die Tochter war an einen Lehrer in Malchin verheirathet.

Er war gut mittelgroß, breitschulterig und etwas gedrungen, hatte hellblondes Haar, eine hohe Stirn, blaue freundliche Augen, eine sanft gebogene Nase und eine frische Farbe. Das wohlgebildete runde Gesicht heränderte ein kleiner Backenbart. Er gehörte zu den Leuten, die trotz weißer Haare eigentlich nie alt werden; davon zeugte



Das Schloß in Stavenshagen.
Nach einer Photographie.

auch sein kerngesunder, schalkhafter Humor, den er besonders in lustigen Gesellschaften, die er sehr schätzte, zur Geltung zu bringen mußte. So kam es, daß er überall ein gern gesehener Mann war. Dazu stand er wegen seiner Gewissenhaftigkeit bei seinen Vorgesetzten in gutem Ansehen; sie hielten viel von ihm, weil er im Gegensatz zu manchen Seinesgleichen aus Mannesstolz es niemals über sich vermochte, zu eigenem Vortheil mit einem Anliegen zu kommen. Was er sein Eigen nannte, verdankte er, allerdings begünstigt durch ein gutes Einkommen, sich selbst, und es ist daher erklärlich, daß aus seinem sonst bescheidenen Wesen ein gewisses Selbstbewußtsein hervorleuchtete. Viel hatte auf seine Charakterbildung das Lesen von belehrenden Schriften eingewirkt, und recht oft saß er bis in die Nacht hinein über den Büchern. Gewöhnlich sah man ihn in Schaftstiefeln, wie es auch schon sein Dienst erforderte. Als er älter wurde, mochte er nicht mehr reiten, und zog es deshalb vor, einen großen Theil seiner Aufträge auf dem Lande zu Fuß zu erledigen und ganz zuletzt, als ihm ein Bruchleiden zu schaffen machte, ließ er die Stute ständig im Stalle stehen.

„Allens Lügen!“ äußerte er sich wenige Jahre vor seinem Tode zu einem auswärtigen Reuterverehrer, als man auf die Rolle zu sprechen kam, die Reuter ihn in der „Franzosenzeit“ spielen ließ. Indesß war die Abwehr nach Ton und Blick nur eine bedingte, wie ja oft genug ein unumgängliches Zugeständniß in die Form einer schwachen Ablehnung gekleidet wird. Mit Entschiedenheit jedoch bestritt er die hübsche Scene auf dem Apfelbaum. „Denn sehen Sie,“ setzte er beweisführend hinzu, „einmal ist der gemeinte Baum wenigstens dreißig Schritte vom Hause entfernt, und zum Andern befand ich mich damals noch nicht in des Amtshauptmanns Diensten; auch zählte ich erst zehn Jahre. Ebenso beruht es auf Erfindung, daß ich öfter vom Amtshauptmann durchgeprügelt sein sollte; nur ein einziges Mal faßte er mich am Ohr wegen des bekannten Versehens im Mahlkontrakte. Und das war auch erst später, als Reuter schon ein handlicher Junge war; aber ihm paßte es, dies Vorkommniß in die Franzosenzeit zurückzuverlegen, sowie manche andere Einzelheiten auch.“

Ueber Fritz Sahlmann's Verhältniß zur gestrengen Küchenregentin äußert sich sein Sohn Wilhelm, der Amtsanwalt zu Stabenhagen, folgendermaßen: „Mit Mamsell Westphal hat er häufig auf Kriegsfuß gestanden, weil sie stets allerlei Besorgungen für ihn hatte, die ihm nicht paßten, sie auch allerlei an ihm zu rügen fand. Manche Zwistig-

keiten zwischen Beiden sind auch dadurch entstanden, daß, wenn er von der Westphal zum Herunterholen von Würsten auf den Räucherboden geschickt war, zu dem sie wegen ihrer Korpulenz nicht gern hinaufsteigen mochte, manch Würstchen auch nicht in ihre Hände gelangte, und daß hin und wieder, wenn Fritz durch die Küche gegangen war, ein Stück von der für den Tisch des Herrn Amtshauptmann bestimmten Würst fehlte. Der Herr Amtshauptmann liebte sehr große Würste, doch durfte keine angeschnittene auf seinen Tisch kommen.“ Ebenso steht es auch nach dieser Quelle fest, daß Fritz in Folge eines Zwistes mit der alten Hausdame ihr einen großen Eisklumpen oben auf das Himmelbett gelegt hatte.

Eines jedoch spielt sich wirklich, wenn auch in der Dichtung anders gestellt, schon in der Franzosenzeit ab, nämlich die von dem damals zehnjährigen Jungen nach Stavenhagen überbrachte Nachricht von dem glücklichen Entkommen des Bürgermeisters. Gleich anderen Jungen hatte er aus Neugierde die durchziehenden Franzosen und die von ihnen mitgenommenen Bürger bis zum Mühlenberge begleitet, allwo der Heereszug im lehmigen Hohlwege ins Stocken gerieth, welchen Augenblick der Bürgermeister sofort zur Flucht benutzte. Fritz stand gerade oben auf der Kante und wurde von seinen gaffenden Genossen im Gedränge hinuntergeschubst, also daß seine leinenen Hosen über und über mit Lehm besudelt wurden. Dennoch hielt ihn die sichere Aussicht auf eine tüchtige Jacke Prügel von Mutterhand nicht ab, begeistert das hohe Lied von des Stadtchefs gewandeltem Geschick anzustimmen.

Also doch nicht alles „Lügen“. Lügen nur insofern, als bis auf das soeben berührte Ereigniß die Zeit nicht stimmt; sonst stimmt das Meiste, wie es sich zugetragen, wenn auch mit dichterischer Freiheit ausgeschmückt. Trotzdem Fritz Sahlmann in der Erzählung so ansprechend und urwüchsig behandelt worden, so war es ihm dennoch durchaus nicht recht; er fühlte sich sogar sehr gedrückt, um nicht zu sagen unglücklich; selbst die Bitte am Schluß des Buches: „Wer böse bist Du mi darum doch nich?“ konnte ihn anfangs nicht veröhnen. Er mochte davon weder reden noch hören, was der „dvalsche Bengel“ von ihm geschrieben, und erst dann, als er sich davon überzeugt, daß Niemand in seinen Knabenstreichen etwas Bedenkliches fand, vielmehr alle Welt herzlich darüber lachte, legte sich sein Unmuth. Nach und nach fand er sogar großes Gefallen an des Dichters Schriften und lachte selbst über die heiteren Geschichten. „Ja,“ pflegte er dann aus-

zurufen: „das ist ein verfluchter Bengel! Was der alles zusammen schreibt! Manches ist aber gelogen!“

Neuter hielt von seinem Jugendfreunde bis zum letzten Athemzuge überaus viel und unterließ niemals, wenn er nach Stavenhagen kam, bei ihm vorzusprechen. Wie es dann zwischen Beiden zuging, schildert sein vorerwähnter Sohn also: „Dann erzählte Neuter von seinem Leben, von seiner Frau, von seinen pekuniären Verhältnissen, von den Gründen, die ihn von einem Orte zum anderen getrieben, ja er sprach zu dem Jugendfreunde auch frei und offen von dem krankhaften Laster, dem er verfallen. Manche liebevolle Ermahnung meines Vaters, doch Herr seiner selbst zu werden, wies er mit den Worten zurück: „Dat kann ik nich mihr!“ Die letzte Begegnung Beider in meinem elterlichen Hause und in meiner Gegenwart war mehr als aufregend, Neuter trat in die Stube, öffnete die Arme, und beide Freunde — zwei Greise mit weißem Haar — hielten sich lange Zeit fest und innig umschlungen, weinten wie Kinder und waren keines Wortes mächtig, bis endlich von Jedem das eine Wort hervorgebracht wurde: — Friß!“

Müller Voss.

Müller Voss, der etwa eine Meile westlich von Stavenhagen in Gielow wohnte, war gleichfalls von den „gottverdamnten Hallunkenfranzosen“ heimgesucht worden, die ihm sechs Ochsen und vier Pferde aus den Ställen geholt, sowie seinen einzigen Sohn auf Nimmerwiedersehen mit nach Rußland genommen hatten. Weil ihm obenein ein äußerst kostspieliger Erbschaftsprozess zu schaffen macht und er sich in arger Geldklemme befindet, so meldet er dem Amtshauptmann Weber, er wolle „Bankrott spielen“. Wie dieser ihm klar macht, daß er zu alt dazu, wie er dann den französischen Marodeur mürbe trinkt, wie er durch den Verlust des Franzosen und den gestohlenen Silberschatz in den Verdacht des Raubmordes kommt, wie sein Fiken ihm beisteht, die Verjuchung zu bekämpfen, den Schatz anzugreifen, wie er abgeführt, dann nach Wiederauffindung des Franzosen befreit wird, wie er durch seinen Wahlcontract in neue Schwulitäten geräth und wie er endlich sein Fiken ihrem Hinrich giebt, das Alles ist den Lesern bekannt und vertraut und Keiner, der die „Franzosenleid“ gelesen, hat sich wohl dem starken Eindruck entziehen können, den gerade

die meisterhaft charakterisirte, so überaus originelle Gestalt des alten Möller Voss auf ihn gemacht.

Weil Voss mit seinem Denken und Thun und in seinen ganzen Verhältnissen so außerordentlich natürlich und lebenswahr auftritt, so nahm man in Leserkreisen stets an, daß er auch mit seinem wahren Namen in die Erzählung gestellt wäre, und daß der Dichter bei ihm nur Nebenfächliches geändert hätte. Eine Unterredung des Verfassers mit einem Enkel der behandelten Person führte jedoch zu dem Ergebniss, daß auch bei Möller Voss Wahrheit und Dichtung durcheinander laufen. Der Enkel, ein biederer Bachmüller, hatte seinen Großvater noch recht gut gekannt, und seine Mutter (die Tochter des Neuter'schen Voss) hatte ihn über manche Punkte in der Dichtung aufgeklärt. Somit erfährt man nun, daß unser Voss eigentlich Haase hieß. Warum Neuter die Namen vertauscht hat? Aus Absicht? — Es ist anzunehmen, daß er als Kind den Müller Haase nur oberflächlich kennen lernte und er das Nähere über ihn erst von dem unterhaltungsbeflissenen Allerweltsonkel Herse und von Friedrich Schult erfuhr. Als er als Fünfzigjähriger die „Franzosenid“ schrieb, vermochte er sich des Namens wohl nicht mehr genau zu entsinnen und zwar aus dem Grunde wohl nicht, weil Haase's Vorgänger auf der Gielower Mühle Voss hieß. Dieser Umstand ließ leicht eine Verwechslung zu; überdies sind die Namen Voss und Haas in alten lustigen Thierfabeln und Schnurten durchaus landläufig, und ein Verwechseln derselben lag schon deshalb nahe. Daß es Neuter um keine Umstellung zu thun war, beweisen all die übrigen und unverändert gebliebenen Namen in dieser Dichtung.

Andererseits hat aber Neuter offenbar absichtlich die äußere Gestalt des Müllers anders gezeichnet, als sie in Wirklichkeit war, während er ihn in geistiger Beziehung ziemlich getreu nach dem Leben darstellte. Während Müller Haase mittelgroß und von hagerer Figur war und mit seinen langen ungepflegten Haaren nicht den Eindruck eines besonders scharfsinnigen Menschen machte, hat Neuter seinen Möller Voss mit einer ziemlichen Korpulenz und auch mit einer gewissen naiven Piffigkeit ausgestattet. Ersteres geschah, wie wohl angenommen werden darf, wegen der besseren Uebereinstimmung mit dem nahrhaften Berufe, gleichwie man sich auch Bäcker, Schlächter und Wirthe stets mit einem behäbigen Neußeren vorzustellen pflegt. Haase war in Wirklichkeit durchaus nicht zur Wohlbeleibtheit angelegt, sonst wäre sie bei ihm, dem Pächter der großen, zur großherzoglichen Kammer

gehörenden Mühle und zumal zu der Zeit, als die kriegerischen Wirren noch nicht so tief in die wirtschaftlichen Verhältnisse eingriffen, schwerlich ausgeblieben. Immerhin konnte er, wie auch der Dichter zutreffend bemerkt, mit einem leistungsfähigen Magen aufwarten. Ob schon er bei zufälligen Gelegenheiten, wo die Flaschen nicht gezählt wurden, als Letzter auf den Weinen blieb, also einen guten Posten vertragen konnte, so gehörte er dennoch nicht zu den Gewohnheitstrinkern, die sich allabendlich in das Bett hineinduselnd. Auf diesen festen Magen setzte der Bürgermeister seine Hoffnung, als es galt, den ungeberdigen und tobenden französischen Marodeur in des Amtshauptmanns Stube klein zu bekommen. Ebenso getreu hat es der Dichter nacherzählt, wie sich Haase spät Abends seinen bewusstlos gewordenen fränkischen Duzbruder auf den Wagen laden ließ, um ihn mit nach der Mühle zu nehmen, und es ihm in seinem Kaufschilling völlig entging, daß sich unterwegs der Knecht Friedrich mit dem ihm verhassten Franzosen zu schaffen machte und ihn ins Gehölz warf. Die Entdeckung des Schatzes geschah erst in der Mühle, und zwar ohne des Müllers Zuthun, der nur soeben noch durch die Thür zu torkeln vermochte und sich daher um das hinten angebundene Franzosenpferd und dessen Ausrüstung nicht kümmern konnte. Es war Friedrich, der das Pferd einstellte und dann den Mantelsack untersuchte. Wie bis dahin dieser Theil der Erzählung durchaus auf wirklichen Begebenheiten beruht, so ist auch bestätigt worden, daß Haase, als er Morgens den gefüllten Mantelsack vor sich liegen sah, von Begehrlichkeit angewandelt, von den Seinigen aber zur Besinnung gebracht wurde.

Diese an und für sich einfache Begebenheit hat Reuter zu einer großen und tief ergreifenden Scene umgestaltet und erweitert und damit gezeigt, weiß ein gottbegnadeter Dichter im Stande ist, und wie er aus einem geringen Kern einen prangenden Baum werden lassen kann. Sicherlich war der Kampf in Haase's Seele angesichts seiner gerade etwas bedrängten Lage nicht gering, schwerlich jedoch langte er an den geschilderten heran, eben weil in Wirklichkeit die drängenden Gründe dazu fehlen. Denn obschon er durch die feindliche Ueberfluthung so gut zu leiden hatte wie alle Andern, und man ihm einige Pferde und Ochsen geraubt hatte, so fühlte er sich durch diese Plünderungen keineswegs verarmt; sie brachten ihn nur in augenblickliche Verlegenheit, über die er sich durch eine Anleihe hinwegzuhelfen suchte. Da nun zur Zeit Geld schwer zu beschaffen war, so wollen wir es schon gläubig, wenn auch nicht als erwiesen hinnehmen, daß er sich

mit einem Wucherer und Halsabschneider abgab, der ihm nachgerade arg zusetzte. Jedoch es auf den Bankerott ankommen zu lassen, dazu lag keine Veranlassung vor, und wenn er ihn dennoch beim Amtshauptmann Weber angemeldet haben sollte — was aber der Entel nach Aussage seiner Mutter sehr in Zweifel stellte —, so ließe sich das nur aus seinem durch die Zeitlage befangenen Blick erklären. Uebrigens spricht Manches dafür, er hätte gesprächsweise dem Vorgesetzten nur seine Noth geklagt. Wie frei und selbstständig der Dichter mit hier vorhandenem Thatsächlichem umging, läßt sich auch daraus erkennen, daß er den damals etwa vierzigjährigen Müller um fünfundsanzig Jahre älter vorführt. Auch manches Andere ist dichterische Zuthat oder Umgestaltung: Haase führte keinen langwierigen Erbschaftsprozess, er verlor auch keinen (den einzigen) Sohn nach Rußland, er hatte nicht zwei, sondern acht Kinder, auch verheirathete sich seine Tochter Sophie nicht mit einem Better Heinrich, da sie bereits die Frau eines in der Nähe wohnenden Bauern war. Daß der Better Heinrich eine erdachte und der Müllerstochter zuliebe eingeführte Person ist, diesen Eindruck befördert die Dichtung sogar selbst, eben weil diese Figur, so sehr sie bei einzelnen Gelegenheiten auch anspricht, im Ganzen genommen, nicht gerade von besonderer Wirkung ist. Hierin liegt auch Erklärung dafür, daß über dem Brautpaar eine gewisse künstliche Gewalt ihr Wesen hat, und daß es gegen den Schluß der Erzählung an innerer und äußerer Bedeutung verliert. Bei Möller Voss aber ging der Dichter von Thatsachen aus, die ihm die Grundlage boten für die wunderbar klare Harmonie dieser Erzählung, gleich vollendet nach Inhalt, Form und Aufeinanderfolge.

Zur Besinnung gebracht durch die eindringlichen Vorstellungen der Seinen und besonders seiner aufgeweckten und rechtschaffenen Frau, fuhr Haase noch am selben Morgen mit dem unseligen Mantelsack nach Stavenhagen, auch nahm er das Franzosenpferd mit. Unterwegs mußte sich Friedrich nach dem Marodeur umsehen. Daß er nun gleich nach Ablieferung des Mantelsacks vom Amte aus von den Franzosen nach dem Rathhause vor den Auditeur geschleppt und nach Stettin verurtheilt wurde, dürfte auf dichterische Freiheit zurückzuführen sein, weil sonst der Gang der Erzählung anders und jedenfalls weniger packend ausgefallen wäre. Uebrigens haben sich ältere Personen aus jener Zeit dahin ausgesprochen, daß sich Haase keineswegs unter den Gefangenen befunden hätte; er wäre einfach nur gezwungen worden, den gerade abziehenden Franzosen Vorspanndienste zu leisten, wobei

man ihn über die gewöhnliche Zeit und Strecke festhielt. Zur Stunde, als er in Stavenhagen einbog, befanden sich die Franzosen in nicht geringer Verlegenheit, weil sich in dem Wirrwar nicht wenige aufgebotene Bauern mit ihren Pferden eiligst davongemacht hatten; somit nahmen sie Haase als Ersatzmann mit seinem Fuhrwerk in Beschlag.

Was nun die Ausbeutung des Mahlcontracts anlangt, so läßt sich darüber mit voller Sicherheit nicht entscheiden. Nur soviel steht fest, daß er versprochen war. Fritz Sahlmann, der im Alter von fünfzehn Jahren 1817 in die Dienste des Amtshauptmanns Weber trat, hatte beim Abschreiben das Versehen gemacht und wegen seiner Flüchtigkeit von seinem Herrn einen Ohrenreißer bekommen. Doch wann wurde der Fehler entdeckt? Gleich nach Ausfertigung des Schriftstücks oder erst, nachdem Rathsherr Herze in seiner bekannten Laune dem Müller einen Floh ins Ohr gesetzt? Jedenfalls war Haase nicht dermaßen einfältig, daß er nun ohne Bedenken darauf losmahlte und sich jeden zugeführten Scheffel Korn als Mahllohn einbehielt; der Abstand zwischen einem Scheffel und der üblichen Menge war denn doch zu gewaltig. Man darf sich die Sache in ihrem Verlaufe folgendermaßen vorstellen: In peinlicher Verlegenheit darüber, ob dem befremdlichen Contracte trotz Siegel und Unterschrift zu trauen wäre, richtete Haase eine Anfrage an Herze, der ihn dann vermuthlich mit dem Vorschlage, sich genau an den Wortlaut zu halten, foppen wollte. Noch nicht ganz beruhigt darüber, wollte er auch noch die Ansicht des Amtshauptmanns erfahren, der dann die Ausmerzung des Schreibfehlers veranlaßte. Natürlich wird ein Versehen der Obrigkeit immer und namentlich in einem kleinen Orte, wo es sonst nicht viel Neues giebt, lebhaft besprochen und ausgelegt; die Phantasie hilft ausschmücken und bald hat sich eine große Geschichte mit allerlei Merkmalen des Wahrscheinlichen herausgebildet, und was den Stavenhagenern noch nicht völlig gerathen war, brachte Reuter in der Erzählung mit seinem schaffenden Humor zuwege.

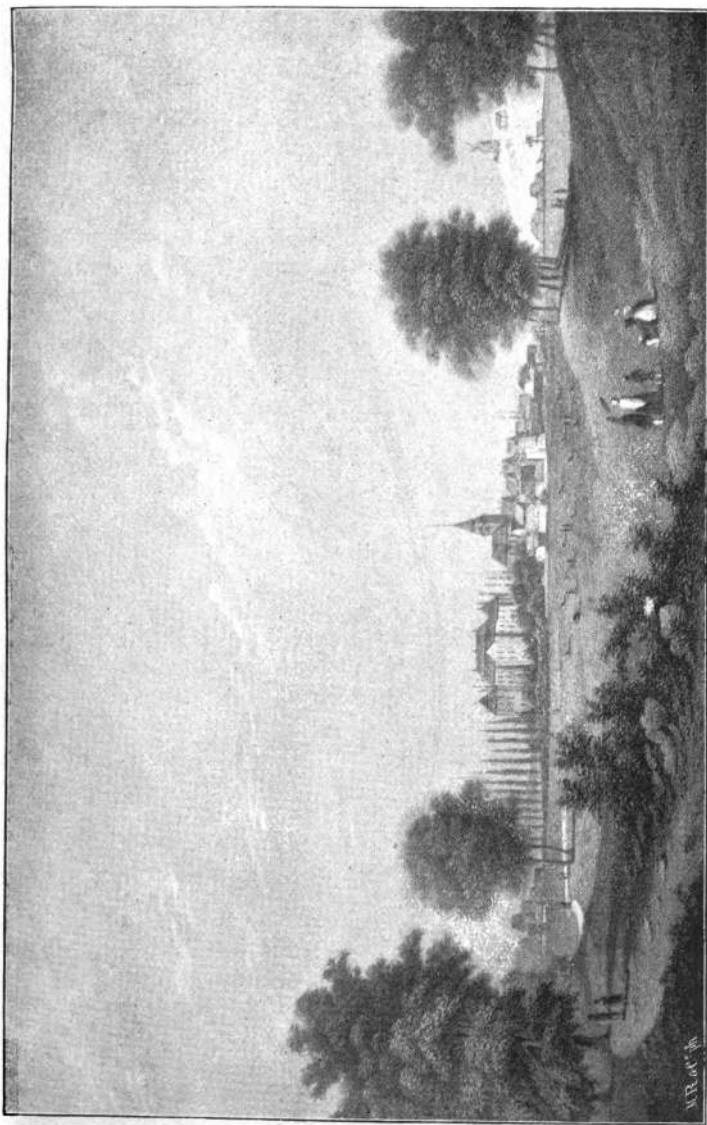
Obchon trägen Geistes und in seinem Thun mehr gelassen als rasch vorwärts treibend, vernachlässigte Haase seine Kunden, zu denen wegen des Weizenganges die Stavenhagener Bäcker gleichfalls gehörten, keineswegs; auch hatte er einen Ansporn in seiner tüchtigen Frau, die überall nach dem Rechten sah. Nach Beendigung der zwölfjährigen Pachtzeit pachtete er die Stadtmühle in Malchin. Später lebte er dort von seinem Gelde, bis er als hoher Siebziger um 1845 das Zeitliche segnete.

Friedrich Schult.

Während Reuter die Leute aus untergeordneten Lebensstellungen meisthin als ungelentig und einfältig vorzuführen pflegt, lernen wir in dem Müllertnecht Friedrich Schult einen Menschen mit so ganz anderen Eigenschaften kennen. Er versteht mit einer Sache umzugehen, hat Weltkenntniß und Erfahrung, und was er mit kurzen Worten sagt, packt; insonderheit verblüfft er durch seine Witzpfeile und sprüchwörtlichen Redensarten. Bei alledem verzieht er keine Miene, er ist und bleibt stets der ruhige und besonnene Mensch, dessen Wesen trotz häufigen geistigen Aufblitzens zur Schwermuth hinneigt, weil er es bei seinen vorgeschrittenen Jahren und seiner geistigen Ueberlegenheit dennoch nicht zu etwas Eigenem und zu einem beglückenden Familienleben hatte bringen können.

Die Rolle, die Reuter der kernfesten originellen Gestalt des Friedrich Schult im Verlauf der Handlung zugetheilt hat, ist allbekannt, Friedrich Schult schürzt erst den Knoten der Begebenheiten, indem er in seinem berechtigten Franzosenhaß den berauschten Marodeur vom Wagen zieht und in's Holz wirft, und er hilft ihn lösen, indem er nach scharfsinnigem Suchen den Vermißten wieder zu Tage fördert.

Man hat oft angenommen, daß es sich bei Friedrich Schult, so lautet der Name im Hochdeutschen, um eine erdichtete Gestalt handle. Dem ist aber nicht so, er war vielmehr derjenige, der später dem begreifenden Knaben Fritz Reuter die einzelnen Begebnisse aus der Franzosenzeit so lebendig und faßlich schilderte, daß diesem die Eindrücke unverlierbar blieben, und ihm, als er dieses Werk zu schreiben begann, alle Einzelheiten, alle Gestalten, klar vor Augen standen. So ist es uns bestätigt worden. Und die Gelegenheit zum Einfangen dieser Franzosen-Geschichten und Erinnerungen bot sich ihm sogar in allernächster Nähe, eben weil Friedrich bei seinem Vater Kuhfütterer und Hausknecht war und zwischen Beiden ein herzliches Einvernehmen bestand, wie sich ja ein solches öfter zwischen den Kindern der Herrschaft und dem Gesinde auszubilden pflegt. Friedrich mit seiner mittelhohen und sehnigen Gestalt und dem Interesse erweckenden Gesicht und Wesen galt dem zutraulichen und nach immer mehr neuen Erzählungen verlangenden Knaben als ein Orakel; er ging ihm nach in den Stall, stand bei ihm auf dem Hofe und hockte neben ihm in der Gesindestube. Und was er dann von Friedrich aus der Ferne und aus



Stavanger vor 50 Jahren.
Nach einem Stahlstich.

A. R. 1874

der Nähe vernahm, daß Klang so ganz anders als wie aus anderm Munde; es lag Weltanschauung und gesundes Urtheil darin, und die ausprühenden Witzesfunken und die Schlagfertigkeit thaten zur Belebung der Darstellung noch ein Uebrigcs. So war dieser Mann für den Knaben ein lebendiges Buch, in dem er auch als gereifter Mann blättert und laß, und wer weiß, ob die Welt je zur „Franzosenzeit“ gekommen wäre ohne unseren Friedrich Schulz! Wie er ihn einst kannte, so hat ihn der Dichter in die Erzählung gestellt, ohne die geringste Veränderung in seinem Charakter vorzunehmen; er ließ ihn für sich selbst sprechen und handeln. So hielt er es auch mit den meisten äußeren Umständen, die Friedrich betreffen. Friedrich Schulz hatte in den neunziger Jahren gegen die Franzosen gefochten und war später aus der Prenzlauer Garnison nach Mecklenburg desertirt. Nur insofern ist dem erzählenden Dichter dabei ein Irrthum unterlaufen, als er seinen Helden in Holland kämpfen läßt. Dort aber standen 1792 die Oesterreicher gegen Dumouriez aufmarschirt, während die Preußen unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig in die Champagne eingerückt waren und sich infolge unzureichender Verpflegung und gedrängt von dem Heere Custine's bis über Mainz hinweg zurückziehen mußten.

Warum nun Keuter den Friedrich nicht mit dem Bürgermeister, sondern mit dem Müller in Zusammenhang brachte? Das läßt sich leicht erklären. Der Bürgermeister war eben ein ernster, strenger und entschiedener Mann, neben dem sich der Knecht als Figur nicht wirkungsvoll vom Hintergrunde der Handlung abheben konnte. Er mußte zu der komisch gefärbten Figur des Müllers in Gegensatz gebracht werden. Und dazu hatte im wirklichen Verlauf der Begebenheiten der Bürgermeister selbst die Gelegenheit geboten. Er veranlaßte das Niedertrinken des Marodeurs und gab dann dem gleichfalls ziemlich besinnungslos gewordenen Müller seinen Kuhfütterer zum Beistande mit nach Gielow. Der Balken zur Brücke war dem Dichter mithin gelegt, und nun lag nichts mehr im Wege, Friedrich als des Müllers Faktotum handeln und reden zu lassen, ohne daß darum die Wahrheit an und für sich irgendwie zu kurz zu kommen brauchte. So ist es denn, wie schon im vorigen Abschnitt berichtet, durchaus wahr, daß Friedrich den bewußtlosen Marodeur unterwegs im Gehölz abwarf, daß er nach dem Ausspannen den Schatz im Mantelsack entdeckte und ihn andern Morgens dem Müller vorlegte. Dagegen hat sich wegen der vorher für sich abgezählten acht Groschen keine Bestätigung beibringen lassen,

und wir wollen daher dafür halten, daß diese Scene der Dichter aus eigenem Ermessen dazugesetzt, um die von Zeugen erhärtete Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit seines dienenden Freundes besonders hervorzuheben. Ferner stimmen folgende Einzelheiten der Dichtung mit der Wirklichkeit überein: Friedrich begleitet am nächsten Morgen den Müller zur Stadt; er findet es bedenklich, ohne den Franzosen ins Thor einzubiegen; er begiebt sich, dem Müller Zügel und Peitsche zuwerfend, auf die Suche. Unaufgeklärt ist es dagegen geblieben, ob er beim Nachspüren wegen der beim Amtshauptmann dienenden Fiken (Sophie) mit ihrem Vater, dem Schulzen Besserdich zu Gülzow, verhandelt hat, und ob der munteren und jugendlichen Dirn der ihr um rund zwanzig Jahre überlegene Freier mit dem verwetterten Gesicht wirklich so ganz und gar nicht nach Gefallen war. Desgleichen hat sich auch über den Verbleib des Mantelsacks, der nach der Dichtung dem Friedrich zugesprochen wird, nichts beibringen lassen.

Daß Friedrich mit in den Freiheitskrieg gezogen und als Husarenunterofficier zurückgekommen wäre, beruht auf Dichtung. Er blieb einfach daheim. Reuter wollte die Erzählung patriotisch ausklingen lassen und darauf hinweisen, wie sich Deutschland nach der Niederlage Napoleons in Rußland aus seiner Niedrigkeit aufraffte und Alles was irgend wehrhaft war, sich begeistert zu den Waffen drängte, so daß es ganz singemäßig war, wenn er auch dem ehemaligen Soldaten abermals den Ischako aufsetzte und ihm den Säbel in die Hand drückte.

Im Reuterschen Hause verbrachte Friedrich 35 Jahre lang ein thätiges Leben, bis er bald nach 1840 und zwar in einem Alter von ungefähr 70 Jahren starb.

Gerne erinnerte man sich dieses an und für sich stillen und pflichtgetreuen Mannes, und die Familienangehörigen schätzten ihn um so höher, als er der leidenden Frau Bürgermeister ein allbereiter Beistand war und sie oftmals auf seinen Armen von einer Stelle zur anderen trug. Dies und jene lauschigen Erzählungen hat ihm der Dichter dadurch vergolten, daß er ihm in der Erzählung ein schönes Denkmal setzte.

Bäcker Witt.

Er tritt als ein echter Vollblut=Stavenhagener auf, und weil er eine gar hohe Meinung von sich hat, so will es ihm, dem behäbigen Bäcker und Schankwirth, nicht in den Sinn, daß ihn die



„Kittie Kisch“.
Nach einer Photographie.

Franzosen wie einen Menschen von gewöhnlichem Schlage behandeln. Zwar bricht er über die Fremdherrschaft in Iodernden Zorn aus, doch reicht sein Patriotismus über das Weichbild der Stadt nicht hinaus, also daß auf ihn das Wort anzuwenden ist: „Sie mögen sich die Köpfe spalten, mag Alles durcheinander gehn, doch nur zu Hause bleib's beim Alten.“ Von seinen Standesgenossen unterscheidet er sich durch das hitzig=rasche Wort, durch überstürzende Handlung und eine allbereite Hand, die ihm nach eigenem Geständnisse „verdenwelt lose sibt“. Andererseits offenbart er recht treffliche Eigenschaften, indem er sich gefällig und nach einem Zwiste verträglich zeigt, und ebenso gereicht es ihm zum Vortheil, daß ihm in allen Nöthen der Humor nicht ausgeht. Auch in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ hat er einen Platz erhalten, wo Neuter den alten, wohlbeleibten Mann mit dem blanken Messingamme in den hintenübergekämmten grauen Haaren als überaus tüchtig in seinem Verufe preist, welches Zeugniß von Zeitgenossen vollauf bestätigt wurde.

Wie Neuter den Bäcker Witt in der „Franzoesentid“ giebt, so hat er auch in Wahrheit gelebt, so daß nur übrig bleibt, auf einige Punkte hinzuweisen, von denen sonst angenommen werden könnte, sie wären eine dichterische Zuthat. Es ist nämlich erhärtet worden, daß Witt hinter Herse ausrief: „Schaden kann dat (die Verhaftung) den Herrn Rathsherrn nich, hei köfft sine Stuten von Guhlen, worüm nich von mi?“, ferner ist ganz wahrheitsgemäß der Vorgang mit der Meer=schaumpfeife, der Steinwurf, die Schlägerei, sein Auftreten vor dem Auditeur, die Abführung nach Stettin und unterwegs das Aushtheilen aus dem Borrathskorbe. Dagegen vermochten die angerufenen Zeugen nicht mehr mit Sicherheit zu unterscheiden, ob die übrigen mit Witt in Verbindung gebrachten Umstände Wahrheit oder Dichtung sind, obwohl man dafür hielt, daß bei manchen dieser Schilderungen Neuter gleichfalls von thatsächlicher Grundlage ausgegangen wäre.

Nach der Franzoesenzeit lebte Witt noch ungefähr zehn Jahre.

Kitte Risch.

In der „Franzoesentid“ läßt Neuter den etwa vierjährigen Fritz Risch beim Abreiten der Freiwilligen Heinrich und Friedrich in den Befreiungskrieg ganz stolz ausrufen: „Dat sünd weck von uns!“ nämlich keine Franzosen. In „Schurr Murr“ leitet er mit ihm die

Erzählung „Bon't Bird up den Esjel“ ein, indem er in überaus lustiger Weise ausmalt, wie er als zwölfjähriger Bursch dem Schmiedesohn gegenüber bei allerlei Tauschereien den Kürzeren zog und sich für einen wunderschönen, blauen Kaninchenbock mit weißer Blässe habe acht Schachpuppen, drei ausgepustete Hühnereier und eine auf dem Bauhose gefundene halbe Lichtpußscheere anschnaden lassen, mit der bestimmten Zusicherung auf ein Junges von Tante Rümpler's Teckel, auf das er aber umsonst wartete, denn Tante's Teckel war keine Hündin, sondern ein Hund. In dem, etwa 1848 sich abspielenden Verkehr der Stavenhagener Bürger im Posthause schildert, wird von ihm, dem nunmehrigen Ritte (Glaser) erzählt, wie ihm unterwegs sein erhandeltes Schwein krepirt wäre, weil es rückwärts verladen war, denn das Rückwärtsfahren könne ein richtig beschaffenes Schwein nicht vertragen. Und wie dieser Verlust Ritte Risch nicht davon zurückgehalten habe, eine von Neuter's Schwager Ernst angebotene Wette anzunehmen und zu verlieren, die Frau Postmeister werde der so eben vorgefahrenen Reisenden wegen heute ausnahmsweise ihr Allerheiligstes, das Sonderstübchen öffnen. Auch zeigte Ritte sich beflissen, mit echt spießbürgerlicher Umständlichkeit dem eingetretenen preußischen General von Sch....mann aus G.... den Weg nach Svenack zu beschreiben.

Den Verfasser leitet das Gefühl der Dankbarkeit, wenn er bei dieser Figur über die Grenze des in den Dichtungen nur gelegentlich über ihn Gebotenen hinausgeht, eben weil Fritz Risch für ihn ein lebendiges und inhaltvolles Buch war, und er trotz seines hohen Alters sich immer bereit fand, auf alle die ihm zuletzt nur zögernd vorgelegten Fragen zu antworten, die er zudem durch freiwillige und für die Neuterliteratur werthvolle und charakteristische Beiträge nicht unwesentlich erweiterte. Er, am 5. April 1809 geboren und mithin ein Altersgenosse von Bürgermeister's Fritz, hatte alle die in der Dichtung verwertheten Personen aus Stavenhagen gekannt und Alles das mit erlebt, wovon sein einstiger Spielgenosse später, und nicht selten voll Sehnsucht nach jenen jugendseligen Jahren erfüllt, mit übervollen Lippen erzählte, weshalb ohne ihn und sein treues Gedächtniß manche Einzelheiten verloren gegangen wären, die den Schilderungen Neuter's ihr eigenes charakteristisches Colorit verleihen. Was nun Neuter über den Sohn des Schmiedemeisters Risch erwähnt, ist Thatsache, doch müssen die acht Schachpuppen und das verendete Schwein gestrichen

werden, das nicht ihm, sondern dem Tischlermeister Fritz Dohmstreich gehörte, während die übrigen Punkte dahin zu erweitern sind, daß er an Reuter's Schwager Ernst (welcher zuerst Apothekergehülfe war und sodann eine Brauerei, die seines Schwiegervaters, des Bürgermeisters, übernahm) eine Lage Bier für acht Personen verwettete, daß ferner der von Blogau hergereiste General kein Gut bei Stavenhagen hatte und nicht von Reuter, sondern vom Oekonom Otto Boldt eine Strecke nach Ivenack begleitet wurde.

In seinen Knabenjahren war Fritz Risch auffallend klein, jedoch behende. Er hatte einen nicht zu starken Kopf, dunkelbraune Haare, graue Augen und bleiche Backen. Als ein echter Junge war er immer dabei, wo es einen Streich galt; jedoch hielten ihn die verschiedenen Tollheiten nicht davon ab, seinen Pflichten als Schüler nachzukommen, und obenein entfaltete er einen solchen Fleiß, daß er nach verhältnißmäßig kurzer Zeit in die erste Abtheilung versetzt wurde und ihn der Rektor Schaefer, dessen Sohn Primus war, zum Secundus machte. Außerdem übertrug ihm der Rektor wegen seiner Brauchbarkeit allerlei geschäftliche Arbeiten während der Schulstunden. Mit zwölf Jahren schrieb er bis zu seiner 1824 erfolgten Einsegnung beim Senator „Unkel“ Herse, dem als jüngsten Rathsmitgliede die Geschäfte eines dort damals nicht vorhandenen Stadtsecretärs und die Abschriften für das Gericht oblagen. Für seine Muthülfe erhielt er Unterweisung im Schreiben und im Zeichnen, und ein dem Verfasser vorliegendes Heft in Octav läßt erkennen, mit welcher Sorgfalt bei „Unkel“ Herse gezeichnet und geschrieben wurde. Namentlich scheinen dem sinnigen und für Naturleben schwärmenden Herse Blumen am Herzen gelegen zu haben, die er mitunter auch mit farbigen Kreiden ausführen ließ.

Jetzt mag Fritz Risch selbst das Wort führen:

1825 kam ich zu einem Glaser in Neubrandenburg in die Lehre und ging 1829 in die Fremde. Während dieser Zeit kräftigte und rechte sich mein bis dahin schwächerer Körper dermaßen, daß ich, woran früher gar nicht zu denken gewesen, sogar drei Zoll über fünf Fuß maß. 1844 ließ ich mich in Stavenhagen als Meister nieder und was ich seitdem und auch früher erfahren und durchgemacht, wäre wohl werth, niedergeschrieben zu werden. Doch um auf meine Jugend zurückzukommen. Sehr viel spielte ich auch mit Fritz Reuter, den wir Kraßfuß nannten, worüber er immer in hellen Zorn gerieth. Und doch hatte er den Spitznamen selbst verschuldet, und das war so gekommen: Wenn er sich nämlich mit einem Spielfkameraden überworfen

hatte, so stellte er sich bei nächster Gelegenheit mit unbefangenen Gesicht neben ihn und hieb dann den Nichts Ahnenden ins Gesicht, worauf er sofort austrat und sich in Sicherheit brachte. Daher der Spitzname. Ihn einzuholen, gelang nicht, weil es ihm im Laufen Keiner nachthat. Bei den Spielen Hühhaas und Jäger war Reuter wegen seiner Behendigkeit stets der Hund. Als er später von der Festung zurückkehrte, habe ich ihn in Gemeinschaft mit Drechslermeister Bunjen recht oft besucht und mit ihm Dame gespielt, worin er mir jedoch sehr überlegen war.

Nun möchte ich noch ein Erlebnis zur Sprache bringen, das sich auf die Zeit bezieht, da er bei Ruß in Demzin die Landwirthschaft erlernte.

Eines Tages läßt mich der Bürgermeister rufen und theilt mir mit: „Risch, Fritz ist seit drei Tagen hier in der Stadt. Suchen Sie ihn auf und schaffen Sie ihn fort — mir ganz gleich, was es kostet!“ Nachdem ich alle Kneipen durchsucht hatte, entdeckte ich meinen Freund beim Conditor Sommer, und um die Sache recht schlau anzugreifen, fragte ich Sommer, ob er mir gleich nach Tisch sein Fuhrwerk nach Neue Mühle stellen könnte, woselbst ich Etwas gekauft hätte. Neue Mühle und Demzin grenzen nämlich an einander.

„Süh,“ meinte Reuter, „des' Gelegenheit kunn mi passen, — Du nimmst mi doch mit?“ Als der Wagen vor der Thür hielt und ich mich vernehmen ließ: „Na, Fritz, kumm man 'rut, wi möten upstiegen!“ erwiderte er: „Stieg man up, ich stieg nah!“ Als er aber der beiden Sitzsäcke mit Decken ansichtig wurde und aus ihnen die eigentliche Absicht der Fahrt errieth, kam er in Zorn. Er versetzte mir einen Schlag über den Mund und rief: „Säuf Di en Dämlicheren ut, as id bün!“ Ich konnte also seinem Vater keinen tröstlichen Bescheid bringen. Von ihm wieder auf die Suche geschickt, fand ich Fritz im ersten Hotel bei Kosel. Auf der Oberstube kniepten wir. Er merkte es mir augenscheinlich an, wie es mir darum zu thun war, seinem Vater Kunde zukommen zu lassen, weshalb er mich nicht von sich ließ. Endlich fand ich dennoch eine Gelegenheit, Etwas seiner Schwester sagen zu lassen, und sie verständigte den Vater, der denn auch alsbald bei uns war. Diese Scene zwischen Vater und Sohn will ich nicht schildern; sie schloß damit, daß Fritz ausrief: „Hier, Vater, meine Hand, daß ich morgen in der Frühe abreise!“ Nachdem der Vater fort war, blieben wir noch zusammen, und am anderen Morgen löste Fritz sein Wort ein.

Interessant ist die von Ritte Risch herrührende Mittheilung, daß Fritz Reuter während seines Aufenthalts in Stavenhagen eine Karte der städtischen Feldmark anfertigte, wofür er dreißig Thaler aus der Stadtkasse erhielt.

Die alten Spielfameraden sind später noch mehrere Male in Beziehung zu einander getreten. Ritte Risch hielt sich während seiner letzten Lebensjahre bei Verwandten in Kladrup bei Erivitz auf und starb daselbst am 18. Januar 1893.

Stadtdiener Luth.

Den Stadtdiener Luth hat Reuter in der „Franzosenzeit“ und in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ verschiedentlich herangezogen; auch rühmt er ihm nach: „Luth war ein überaus brauchbarer, thätiger und ehrenhafter Mann, an welchem wir Kinder (nämlich die des Bürgermeisters) mit großer Liebe hingen.“ Sonst beschreibt er ihn nicht näher und läßt ihn nur so und so viele Male auftreten. Was nun an all diesem fehlt, ergänzen wir dahin:

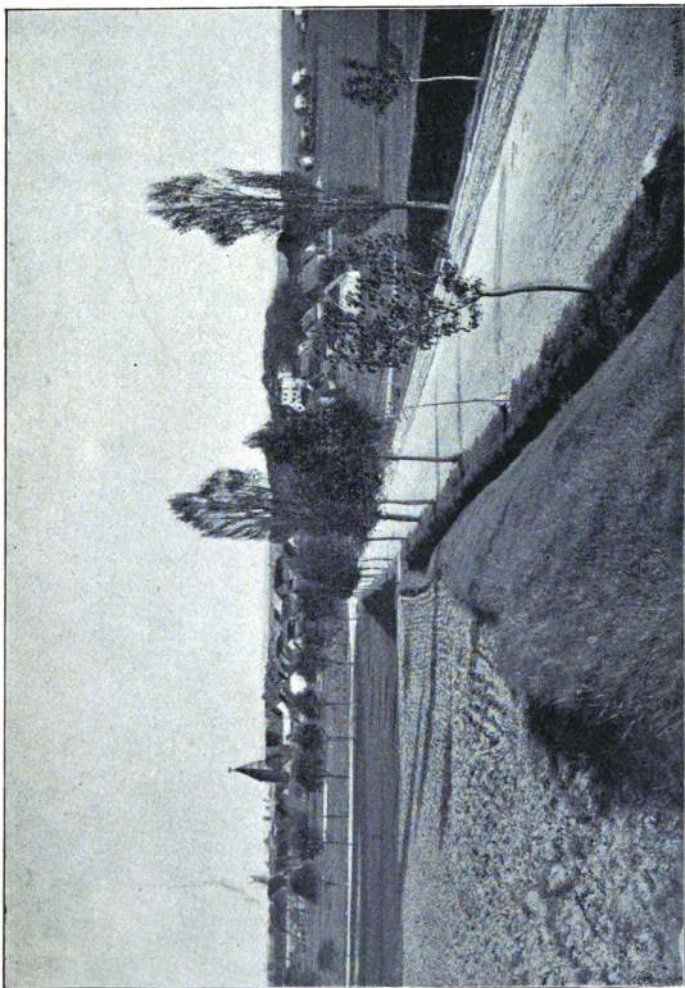
Luth war ein ziemlich großer Mann ohne sonderliche Leibesfülle. Er hatte dunkle und ziemlich starke Haare, dunkelblaue Augen, ein längliches und gesund aussehendes Gesicht mit Backenbart und fiel durch einen etwas hastigen Gang auf. Aus den Augen leuchtete ein finsternes Wesen heraus, noch verschärft durch Grobheit und Heftigkeit; ob diese Eigenheiten und seiner Neigung und Befliessenheit, dem Bürgermeister jede Lappalie zu melden und allerhand zuzutragen, besaß er just nicht allzuviel Liebe und Ansehen in der Gemeinde. Dem Bürgermeister konnte freilich an dem sonst sehr gewissenhaften und geschickten Unterbeamten und Vollzieher seines Willens viel gelegen sein, und diese Werthschätzung übertrug sich natürlicher Weise auch auf die Familie und im engeren Sinne auf Fritz Reuter. Ueberdies wußte Luth den Bürgermeister ohne offen zu Tage liegende Absicht und Ausdringlichkeit zu nehmen und sich ihm unentbehrlich zu machen, und so ähnlich hielt er es auch mit der Familie. Der nachfolgende Bürgermeister dagegen hatte eine andere Anschauung von der Stellung und den Pflichten eines Stadtdieners und außerdem dicke Ohren für jede Art von Angeberei. Es ließ sich nicht feststellen, wann Luth geboren wurde, obschon an 1785 zu denken wäre. Fritz Risch mit seinem guten und treuen Gedächtniß meinte

nämlich, er müsse es für fraglich halten, daß er schon zur Franzosenzeit angestellt war; andererseits hielt er dafür, er habe für seinen Schwiegervater, den eigentlichen angestellten Stadtdiener, den Dienst besorgt. Somit kann er also an den geschilderten Ereignissen recht wohl handelnd theilgenommen haben, wenn auch nur als aushelfender Stadtdiener.

In seiner Häuslichkeit bekundete sich ein gutes Einvernehmen, wozu seine Nüchternheit und Anspruchslosigkeit das Ihrige beitrugen. Seinem Sohne hinterließ er so viel, daß dieser einen kleinen Kaufmannsladen übernehmen konnte. Er starb erst nach 1860, so daß Neuter in der „Franzosenzeit“ von ihm noch zu melden vermochte, unter den bereits Entschlafenen wäre er der letzte gewesen.

Frau Weber Stahl.

Frau Weber Stahl ist vom Dichter getreu nach dem Leben gezeichnet, insonderheit ihre unverwüßliche Unterhaltungsgabe. Sie war weder groß noch kräftig und besaß ein schmales Gesicht. Weil ihr Mann nicht viel zu thun hatte und fünf Kinder, darunter ein Knabe, satt gemacht sein wollten, so wies sie als sorgende Mutter keine gebende Hand von sich und am wenigsten die der Wamsell Westphalen. Mit dem Topfe und der leeren Schürze war sie ein fast ständiger Gast in der Schloßküche, und was man daselbst aus der Stadt nicht wußte und wissen wollte, bekam man alsdann zu erfahren. Sie übernahm sich keineswegs bei allem Erzählungs- und Klatschdrange, immer bewahrte sie Gelassenheit, und auch schon ihre etwas schwere Sprache hielt sie von schnellen Sätzen ab, so daß ihre Mittheilungen immer viel Zeit wegnahmen. Weil sie in ihrer Art nicht uninteressant zu erzählen verstand, so hörte man sie gern an, und in erster Reihe die auf Neuigkeiten schier verjessene Wamsell Westphalen, welche der Frau Weistern, als welche sie die hilfsbedürftige Person stets respektirte, all die Stadtposten mit einem vollen Topfe oder einer vollen Schürze vergalt. Wie alt die Stahl zur Zeit der Erzählung eigentlich war, bleibe dahingestellt; doch meinte man, sie befand sich in mittleren Jahren. So um 1840 starb sie.



Aufsicht von Statenjagen. (Gegenwart.)
Nach einer Photographie.

III. Hanne Nüte.

Klöster Suhr.

In „Hanne Nüte“ sind, wie als sicher anzunehmen ist, außer dem Pastor und dem Kloster Suhr, alle Figuren die Früchte freier dichterischer Gestaltung. Wie aber die charakteristischen Seiten des Pastors auf den Pastor Kunze, den Schwiegervater des Dichters, zurückzuführen sind, ist schon in einem früheren Abschnitt (Pastor Behrens) nachgewiesen, und was den Kloster anbetrifft, so hat für diese Gestalt Neuter ebenfalls eine bestimmte Person vorgeschwebt, deren drollige Eigenheiten dem Dichter reichen Stoff boten für seinen arbeitenden Humor.

Suhr, sein Vornahme ist Heinrich, wurde zu Zabel (einem Kirchdorfe zwischen Malchow und Waren, etwa sechs Meilen südwestlich von Güstrow) am 15. März 1800, also zehn Jahre vor Neuter, geboren. Sein Vater war daselbst Schneider und Kloster. Von ihm erlernte er das Handwerk und ließ sich dann am 27. Dezember 1832 zu Güstrow für's Lehramt prüfen. Am 2. Februar 1833 wurde er seinem Vater als Lehrer und Kloster beigegeben. Nach dessen Tode (1846) übernahm er die Stelle und verwaltete sie bis Ostern 1871. In diesem Jahre mußte er sich wegen eines gichtischen Leidens, welches ihn bald so sehr fesselte, daß er, an Beinen und Händen gelähmt, sich fast gar nicht mehr bewegen konnte, pensioniren lassen. „Wie ein Kind mußte er gefüttert werden, jedes Stück Brot, jeder Tropfen Wasser ihn von Anderen gereicht werden.“ Erst am 28. Februar 1882 erlöste ihn der Tod von den elfjährigen und überaus qualvollen Leiden.

Noch ein Glück für ihn, daß er auf dem Schmerzenslager der Nahrungsjorgen überhoben war. Denn das Kloster Malchow, Patron von Zabel, hatte ihm eine „sehr gute“ Pension gewährt. Auch als Inhaber der Kloster- und Lehrerstelle hatte er niemals mit Entbehrungen zu kämpfen, weil sein Einkommen nicht übel war und die Zabel'sche Klosterei zu den besser dotirten in der Klosterbegüterung gehört. Somit sah er sich zu keiner Zeit genöthigt, „Kipen zu verhören“, d. h. in den Brotkorb Anderer zu langen, sich an ihren Tisch

zu drängen, ihr Mitleid und ihre Barmherzigkeit anzurufen. Das hätte er, selbst wenn er eine sorgenvolle Existenz gehabt, auch schwerlich über sich vermocht.

Sehen wir ihn uns nur an, und man wird dem beipflichten. Von sehr stattlicher Gestalt und das Antlitz von einem langen Vollbarte umrahmt, machte er einen ehrwürdigen Eindruck und imponirte zugleich durch seine Kraft und Energie verrathende Erscheinung. Er ließ sich von Niemandem auf die Zehe treten, vergalt Grobheiten mit Grobheiten, und wenn sich Jemand beikommen ließ, ihn ungerechter Weise wegen der Behandlung der Kinder in der Schule zur Rede zu stellen, so war ihm die offene Thür gewiß. Andererseits hatte er durchaus etwas Sympathisches und Einnehmendes an sich, daher man ihm das bei Gelegenheiten gefallene wuchtige Wort nicht lange nachtrug. Es leuchtet ein, daß ein Mann mit derartigen Eigenschaften keine vorübergehende Erinnerung zurückläßt, und wohl selten hat eine Gemeinde sich mit gleicher Anhänglichkeit am Leichenbegängniß ihres Küsters und Lehrers betheiliget, wie die Zabel'sche am 4. März 1882, trotzdem Suhr schon länger als ein Jahrzehnt außer Dienst gewesen.

Zwar war seine Frau, wie sich aus der Zeit ihrer Verheirathung ergibt, nicht gebildet im modernen Sinne; dafür war sie aber sehr tüchtig in der Wirthschaft, von lauterem Wandel und von einer Frömmigkeit, die sie nicht so sehr mit dem Munde als vielmehr mit dem Herzen bekundete. Bis zu ihrem letzten Athemzuge hing sie ihrem Manne in Liebe und Treue an, und das eheliche Einvernehmen war ein so gutes, wie es kaum besser gedacht werden kann. „Während ist mir,“ schrieb Pastor Benz dem Verfasser, „die Treue und Hingebung gewesen, mit welcher die Frau den völlig gelähmten Mann gepflegt hat. Sie ging ein Jahr vor ihm heim, sie hatte sich in der Pflege aufgerieben.“

Aus Vorstehendem haben wir ersehen, daß „Köster Suhr“ so ganz anders gestaltet und geartet war, als wie ihn uns der Dichter vorgestellt hat. Was veranlaßte Fritz Reuter nun dennoch, ihn als lustige, gehänselte und genarrte Person mehrfach in den Vordergrund seiner Dichtungen zu stellen?

Köster Suhr hatte Schwächen. Seine Mängel und Unvollkommenheiten, zurückzuführen auf die dörfliche Erziehung und auf die engbegrenzte Sphäre, in der er sich bewegte, fielen natürlich um so greller in die Augen, je mehr sein sonstiges Wesen imponirte und Ehrfurcht einflößte. Zuwörderst besaß er eine Bildung, die nur die

eines Dorfschneiders war, der sich zum Lehramt nothdürftig vorbereitet hat, weshalb er in Religion nur Genügendes und im Lesen, Schreiben und Rechnen nicht mehr als Mäßiges zu leisten vermochte. Sodann machte er sich merklich durch seine komische, wenn auch keineswegs unlogische Ausdrucksweise. Sein Hochdeutschsprechen glich sozusagen einem ersten Gehen auf Stelzen; wo ihm ein passendes Wort im Satze fehlte, stückte er flugs ein plattes hinein, und wo er das hochdeutsche hatte, aber um die Deklination u. s. w. verlegen war, stützte er es sich nach Gutdünken zurecht. Er kultivirte mithin, wie man in Mecklenburg bezeichnend sagt, das „Mißingsch“, welcher Ausdruck von dem zusammengesetzten Metall Messing herzuleiten ist, und das Mißingsch sogar aus dem Munde eines Jugendbildners und eines Mannes, welcher der „Geistlichkeit zugehört“, zu vernehmen, eines Mannes also, bei dem man ein geläufiges und unverfälschtes Hochdeutsch als Erstes voraussetzen sollte, rief in dem Hörer eine eigenartige und komische Wirkung hervor. Endlich fiel Suhr durch sein Benehmen bei Hochzeiten und Kindtaufen auf. Da pflegte ihm seine Ehrbarkeit und Rücksternheit abhanden zu kommen, er legte sich nach einem „guten Trunke“ gar keinen Zwang auf und äußerte dann zuweilen ein allzu lebhaftes und derbes Wesen.

Neuter wußte um Alles. Hatte er doch als Strom (Wirtschaftsinspektor) häufig genug mit Suhr verkehrt und auch nicht selten mit ihm geangelt. Diese Lehrerfigur mit ihrer dürftigen Bildung, ihrem Mißingsch und ihrem manchmal originellen Benehmen war ihm, der sich damals schon mit schriftstellerischen Plänen beschäftigte, ein kapitaler Fund. An dem ernststen und gemessenen Manne war ihm nichts gelegen, solche Leute gab es überall, dafür um so mehr an dessen komisch wirkenden Schattenseiten, wie deren ein zweiter Küster schwerlich in sich vereinigte. Damit nun der Humor behender, zwangloser und natürlicher walten konnte als möglich war in Verbindung mit einer achtungsgebietenden Gestalt, so verlieh der Dichter Suhr ein ganz anderes Gepräge; er ließ ihn zusammenschrumpfen, den festen Blick sehen und befangen, den starken Rücken geschmeidig, den bedächtigen Fuß behend und die gerade Gesinnung unterwürfig werden. In dieser Verfassung schob er ihn in all' die Situation hinein, die wir genugsam kennen.

Heinrich Suhr traute seinen Augen nicht, als er 1855 die „Reis' nah Belligen“ und bald darauf die anderen Dichtungen seines früheren Angelgenossen vor sich liegen hatte. Aber er durfte nicht länger

zweifeln, wer mit dem Kötter in „De Reif“ nah Vellingen, in „Ganne Rüte“ und in „De Kötter up de Kindelbir“ gemeint worden war. Stand sein eigener Name doch deutlich gedruckt da, und dazu fand er die ganze Ausdrucksweise und das ganze Benehmen der Gestalten, wenn auch wesentlich ausgeschmückt und übertrieben, sich auf den Leib geschrieben. Es leuchtet ein, daß der energische Mann bei diesen Entdeckungen in den heftigsten Zorn gerieth und den bittersten Groll gegen Neuter an den Tag legte. Aber trotz der ihm vor aller Welt zu Theil gewordenen komischen Rolle fiel es Niemand ein, in seiner Gegenwart darauf auch nur anzuspähen, vielmehr wurde das Mitleid und das Bedauern darüber laut, daß ein Mann, der „so beliebt und geachtet“ in der ganzen Gemeinde und in der ganzen Umgegend war, in geschehener Art mitgenommen werden konnte.

Neuter scheint auch bald inne geworden zu sein, daß er von der dem Dichter gestatteten Freiheit übermäßigen Gebrauch gemacht. Ausfragen konnte und durfte er aber nicht mehr den Namen und ihn gegen einen anderen eintauschen, da sich seine Werke schon in den Händen Tausender befanden. Und somit wartete er auf eine Gelegenheit, wo er er dem tiefgekränkten Manne öffentlich die Veröhnungshand bieten konnte. Sie kam. Denn im Jahre 1859 brannte ganz Zabel und auch die Küsterei ab, wobei Suhr viel einbüßte. Sofort veröffentlichte Neuter in der „Rostocker Zeitung“ das nachfolgende Gedicht, auf welches hin viele Gaben an die Geschädigten zur Linderung ihrer Noth eingingen.

So oft hett Männig tau mi spraken
 Hei wier mi gaud un wier min Fründ,
 Wiel ic sin Trurigkeit hadd braken
 Un em en lustig Lachen gönnt.
 Güt kam 'd tau Zug in arge Truer,
 Un reck Zug hen de Snurrer-Hand
 Denn denkt Zug mal, oll Kötter Suer —
 Ganz Zabel liggt in Schutt un Brand. — —
 Dat liggt nu Allens in de Nisch,
 Nu griep mal Jeder in sin' Tusch
 Un denk doch mal an Kötter Suren
 Un denk doch an de Annern all.
 Ik red' hier nich von Luggeduren,
 Doch wat Ein' will, dat ginw hei ball!

Suhr erkannte des Dichters Entgegenkommen an, er wußte, was es besagen sollte, auch söhnte er sich etwas mit dessen Werken aus,

aber das für alle Zeiten Geschehene ganz vergessen zu machen, vermochte der Ausruf nicht, so warm er auch geschrieben war — die Wunde war zu tief gewesen.

Unter diesen seelischen Eindrücken litt Suhr sechzehn Jahre, andere elf Jahre hindurch hatte er die größten physischen Schmerzen zu ertragen — fürwahr, ein hartgeprüfter Mann!

IV. Festungstid.

Franzof' 3.

Reuter schildert diesen Festungsgenossen und „ehrliehen, treuen“ Freund, als einen großen, stattlichen Mann, der als solcher der Stärkste von Allen war. Durch die Verkündigung des Todesurtheils und die harte Behandlung in Magdeburg hat sein Geist gelitten und er bildet sich ein, prophezeien zu können und außerdem Offenbarungen von einer schönen, in schwarzer Seide gekleideten Frau zu erhalten, die sich allabendlich an sein Bett setzte. Zwar treffen nicht alle Voraussetzungen ein, doch aber die vom Tode des Herzogs Karl von Mecklenburg, der als Präsident des Staatsraths den Ausschlag über die Fortdauer der Haft gegeben hatte und darum bei sämmtlichen Gefangenen, d. h. den „Demagogen“, in üblem Andenken stand. Ebenso bestätigt sich später die Voraussetzung von Reuter's Auslieferung an Mecklenburg und der Geldbrief von dessen Vater. Sein geistiger Zustand verschlimmert sich, und als ihm etliche Kanarienvögel erkranken und andere sterben, zeigt er sich darüber dermaßen aufgereggt und sogar gestört, daß ihn der Stabsarzt in's Lazareth nimmt und ihn darauf nach Berlin in die Charité schickt. Nach neun Monaten wird er wieder von dort entlassen; indessen ist seine Gesundheit nur eine scheinbare; als er mit einigen Schicksalsgenossen in Graudenz eintrifft, liegt er noch mehr, als zuvor, dem Prophezeien ob. Stundenlang legt er sich die Karten, und ebenso strebt er danach, aus zufälligen Stellen in der Bibel und im Virgil die Zukunft und den Ausgang seines Schicksals zu erforschen. Um ihn auf andere Ge-

danken zu bringen, schlägt ihm sein Stubengenosse Charles douze (Neuter) die Einrichtung einer Selbstwirthschaft vor. Sie schaffen sich eine Beesseatmaschine an, machen Einkäufe und kochen und schmoren, daß es nur seine Art hat. Weil sich aber der Franzose dabei, und ebenso beim Kartoffelschälen, stets gedankenlos, linksch und unbeholfen benimmt, so erhält er manche Vorwürfe, bis er auftrumpft, es sei ungebührlich, von ihm Etwas zu verlangen, womit er sich bis dahin niemals abgegeben; wenn er auch vielen französischen Köchinnen über die Schultern geguckt, so hätte ihn dies doch niemals zum Studium der Kochbücher angereizt.

Ihren Höhenpunkt erreichte die Selbstwirthschaft in der geradezu prachtvollen Karpfengeschichte des 20. Capitels.

Johannes Guittienne, einer der Söhne des Gutsbesizers Johann und seiner Frau Margarethe, geb. Heiß, in dem von der französischen Grenze zwei Kilometer entfernten und im Kreise Saarlouis gelegenen Niedaltdorf, wurde am 9. April 1809 geboren. Nach dem Besuch der Schulen zu Frier und Saarbrücken bezog er 1829 die Universität und studirte nacheinander in Bonn, München, Heidelberg und Berlin die Rechte. 1833 wurde er wegen seiner Mitgliedschaft zur Burschenschaft zu Bonn, der „Germania“ zu München, der „Franconia“ zu Heidelberg und zum „Presbverein“ verhaftet und 1834 nach Magdeburg gebracht. Erst hier erfuhr er von seiner Verurtheilung.

Die allgemeine Burschenschaft hatte 1832 ihre Anhänger in Tübingen (Geschäftsführung), München, Erlangen, Würzburg, Heidelberg, Halle, Jena, Kiel, Greifswald, Marburg und Gießen. Jede Burschenschaft entsandte jährlich zwei Abgeordnete zum Burschentage. Im Herbst 1832 wurde ein solcher Burschentag zu Frankfurt abgehalten, auf welchem auch Guittienne und Körner als Abgeordnete anwesend waren. (Letztem gelang es, wie hier eingeschaltet werden möge, nach Amerika zu entkommen, wo er später Mitglied des Repräsentantenhauses wurde. Als ihm das Vaterland nicht mehr verschlossen war, ließ er sich in Frankfurt als Advocat nieder.) Auf diesem Burschentage wurde das Programm: Herbeiführung der Einheit und Freiheit Deutschlands vermitteltst moralischer, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung des Einzelnen während seines ganzen Lebens und in jeder Stellung auf's Neue unverändert bestätigt. Bevor man aus einander ging, warf Jemand die Frage auf: Was sollen die Burschenschafter thun, im Falle eine Revolution ausbricht? Nach

langem Hin- und Herreden wurde beschlossen, daß die Burschenschafter jedem illiberalen Streben entgegenzutreten hätten. Aus diesem Beschlusse wurde der Conat zum Hochverrath ausgetüftelt und in ihn hineinquirirt. Doch sah kein Gericht, außer dem preußischen Kammergericht, den Beschluß der Burschenschafter als Conat zum Hochverrath an, und auch die Urtheile in den übrigen deutschen Ländern und ebenso die Gutachten verschiedener Facultäten bewiesen dieselbe Auffassung. Daher war es den Studenten unmöglich, das ihnen vom Kammergericht angezonnene Verbrechen zu begreifen. Weil nach preußischem Landrecht auf den Versuch zum Hochverrath die einfache Todesstrafe durch das Beil stand, so wurde Guittienne als Mitglied der Burschenschafter zu München (Germania) zum Tode, als Mitglied der Burschenschafter zu Heidelberg (Franconia) zum Tode, als Mitglied der Burschenschafter zu Bonn zu sechs Jahren und als Mitglied des Preßvereins zu sechs Monaten — summa summarum zur einfachen Todesstrafe mittelst des Beils vom Leben zum Tode zu bringen verurtheilt.

Reuter folgt nur der Wahrheit, wenn er Guittienne als einen großen und stattlichen Mann schildert, was auch aus dem Bilde zu ersehen ist, das etwa zehn Jahre später entstand. Aus diesem Kopfe blicken unter buschigen Brauen große und edelgeformte Augen heraus, fest und zugleich sinnig, wie überhaupt die mächtige Gestalt innere Kraft und Gutmüthigkeit in sich paarte mit einem Anflug von sympathischer Schwermuth. So hat ihn der Dichter in Magdeburg und noch näher in Graudenz kennen gelernt; doch war es nur eine persönliche Annahme Reuter's, wenn er Guittienne's Neigung zur Schwermuth als Geistesgestörtheit bezeichnet und diese mit dem Todesurtheil in engste Beziehung stellt. Allerdings wurde Guittienne's Melancholie durch die harte Haft gefördert und außerdem auch durch Einwirkungen religiöser Natur. In Magdeburg wohnte er nämlich mit Peter Haßlacher zusammen, den Reuter in einem Briefe vom 2. Juni 1868 an L. König in Posen erwähnt. Dieser, der Sohn eines Advocaten in Coblenz, hatte seine medicinischen Studien bereits hinter sich, als er sich wegen einer ihm nur durch Freundschaft erwiderten Liebe zum Studium der Theologie entschloß, um sein tiefempfindendes Herz in der idealen Liebe aufgehen zu lassen. Er befeiligte sich eines äußerst frommen Wandels und lag mit eiserne Fleiße der Theologie ob, und da er mit seinem ehemaligen Universitätsfreunde zusammenwohnte, so lag es nahe, daß er auch auf diesen einzuwirken suchte. Guittienne befand sich auf einem andern katholischen Standpunkte, und die An-

sichten gingen daher weit aus einander. Das hielt aber Peter Haßlacher nicht davon ab, sich ihm immer wieder zu nähern, um ihn in seine Richtung hineinzubringen. Endlich hatte er mit seiner Beredsamkeit und mit seinen Beweismitteln gesiegt. Guittienne aber war durch all die Zweifel und harten Seelenkämpfe geradezu tiefstünnig geworden, und der Sieger, ein sonst „durchaus ehrlicher, braver und humaner Mann“, der später ein berühmter Jesuit wurde und in allen großen Städten, darunter auch in Berlin, sich als Kanzelredner einen Namen machte, konnte aus Grund des Herzens über seine Erzungenschaft nicht frohlocken; es war ihm nur gelungen, ein Licht auszulöschen, nicht aber dafür ein anderes anzuzünden. Daß es mit Guittienne so weit kommen konnte, hatte die Abgeschlossenheit wesentlich mit verschuldet, und in einem Briefe an den Verfasser läßt er sich in dieser Beziehung dahin aus, daß er in der Freiheit und in anderer Umgebung, wie z. B. in Graudenz, schwerlich in jenen seelischen Zustand hineingerathen wäre. Sobald er die Festungsmauern hinter sich hatte, kam er wieder zu sich selber, und in späteren Jahren, als es nöthig that, stand er wacker und fest in der Reihe der Culturkämpfer.

Wenn sich demnach Reuter in Bezug auf die Geistesbeschaffenheit seines Genossen auf falscher Fährte befand, so hat er mit den Prophezeiungen so unrecht gerade nicht, nur daß sie keine gewollten, sondern vielmehr unwillkürliche waren; die Voraussetzungen entstammten lediglich prophetischen Träumen. Guittienne theilt dem Verfasser über diesen vom Dichter wiederholt mitgetheilten Umstand Folgendes mit: „Ich hatte geträumt, daß Herzog Karl von Mecklenburg (Präsident des Staatsraths) darauf angetragen hätte, mich, weil ich Officier war, zu erschießen — spätere und sichere Nachrichten haben den Traum bestätigt; dann hatte ich seinen Tod geträumt und gleich Morgens den Traum mitgetheilt — anderen Tages bekam man von Berlin aus von diesem Ereignisse zu wissen; später (in Graudenz) träumte ich und erzählte es Reuter noch im Bette, er werde einen Geldbrief von seinem Vater bekommen, und zwar mit der Nachricht von seiner Auslieferung an Mecklenburg, — Tags darauf traf ein solcher Brief des Inhalts ein.“ Für den Dichter der um all das wußte, lag es demnach überaus nahe, auch andere Umstände mit diesen gewiß staunenerregenden Träumen in Verbindung zu bringen, den magischen Kreis um seinen Schicksalsgenossen zu erweitern und ihn mit hypnotischen Kräften auszustatten. In Wirklichkeit nehmen jedoch diese Merkmale ein ganz anderes Gepräge an. Das Kartelegen löst sich auf in ein



„De Franzos“.
Johannes Guittienne.
Nach einer Lithographie.

zum Zeitvertreib häufig vorgenommenes Patiencepiel, das Suchen nach Drakelstellen im Virgil und in der Bibel reducirt sich auf ein fleißiges Lesen der letzteren mit Haßlacher, wobei ihnen einzelne Stellen zur „Meditation“ dienten, und die allabendliche prophetische Erscheinung am Bett weckt ein zu jenem Traum, in dem seine zu derselben Stunde sterbende Mutter Abschied von ihm nahm. Doch wer wollte es dem Dichter verübeln, daß er dergleichen nach eigenem Gefallen veränderte?

Wegen zunehmenden Tieffinns, der also nicht auf den Verlust von Kanarienvögeln zurückzuführen war, wurde Guittienne auf Veranlassung des mitfühlenden Stabsarztes ins Lazareth genommen. Dort sollte er in heiterer Gesellschaft wieder zu sich kommen und aufleben. Dann erfolgte seine Ueberführung nach der Berliner Charité — leider! Denn „Onkel“ Dambach, dessen sich auch er noch in späteren Jahren nur unter den bittersten Gefühlen erinnern mochte, nahm ihn sogleich wegen der räthselhaften Flucht der Genossen W. und R. aus Magdeburg in das peinlichste Verhör, und als er darüber aus bestem Gewissen Nichts anzugeben wußte, wurde er als Simulant in dem großen Wachtjaale untergebracht. Was er hier auszustehen hatte! Den einen Fuß Nachts mit der Kette ans Bett geschlossen, mußte er ständig unter den neueingekerkerten Verbrechern und Arrestanten zubringen, und daß er unter dem Auswurf der Gesellschaft während dieser, unter solchen Umständen eine Ewigkeit bedeutenden Zeit nicht um seinen Verstand kam, nicht verrückt wurde, betrachtete er noch in hohen Jahren als ein Wunder; der Dichter ist zugleich Historiker, wenn er bemerkt, Keiner von ihnen hätte während der Haft gleiche Qualen zu erleiden gehabt wie der Franzos. Die Ueberführung in die Charité war übrigens gar nicht nothwendig; er war ja geistig gesund und zur Beseitigung des Tieffinns fehlte ihm weiter Nichts, als Freiheit und eine menschenwürdige Behandlung. Beides sollte ihm nach entsetzlichen neun Monaten endlich in Graubenz werden. Hier ließ der Commandant angebrachte Milde walten, und dem Gefangenen war außerdem das Betreten der getrennt liegenden Stadt nicht verwehrt. So wohlthuennd Dies und noch Anderes auf das Gemüth Guittienne's auch einwirkte, so vermochte der Wechsel doch nicht sogleich das tief eingewurzelte Uebel zu beseitigen. Langsam vollzog sich die Wandlung, und sie ward erst vollkommen, als die Festungsthore hinter ihm lagen.

Guittienne widerspricht übrigens dem Bericht, daß er sich in der Hauswirthschaft linksch und unerfahren benommen haben sollte; vielmehr wäre er seinem Freunde Reuter, außer im Malen, in allen

Dingen überlegen gewesen. Denn während sich dieser nur mit norddeutscher Hausmannskost abzufinden wußte, vermochte er feine und leckere Gerichte zuzubereiten, und er bemerkte dazu weiter: „Es wundert mich, daß er nichts von der Frosch- und Schneckenzubereitung, die ich ihn gelehrt, geschrieben hat. Anfangs hatte er und alle Andern einen Abscheu vor diesem Gerichte, doch aßen sie es nachher sogar gern. Auch zog er meinen Salat, der mit mehr feinem Del als Essig zugerichtet war, dem seinen in Essig schwimmenden und mit Zucker verführten vor, und so noch vieles Andern.“ Uebrigens legten sie sich in der Wirthschaft keine Einschränkungen auf, sie lebten sogar flott, da es an Wechseln und gutem Credit nicht fehlte.

Was nun die unvergleichliche Karpfengeschichte anlangt, so entspricht dieselbe der Wahrheit, allerdings mit dem Unterschiede, daß es Reuter war, der das Gerichte verdorben hatte. Auch giebt Guittienne es als möglich zu, daß er hungrigen Magens Abendbrot verlangt und beim Eierkuchenbacken die Maschine verdorben hätte, ebenso, daß er während der ganzen Zeit das meiste Geschirre zertrümmert und nach dem Eingehen der Selbstwirthschaft auf Theilung der Unkosten und Vorräthe bestanden habe. Nicht allein er, sondern auch Reuter war herzlich froh darüber, daß es mit der Kocherei, die zwei Monate gedauert hatte, endlich aus war. Von da ab ließen sich beide wieder aus der Offiziersküche speisen, und es ist humoristische Zuthat, wenn Reuter berichtet, wie er von nun allein für sich gekocht habe und den Freund steinharte Linsen (Flintenugeln) herunterwürgen läßt, während er ihm zum Verdruß selbstbereiteten Braten vorschmaust. Auch das ist dichterische Zuthat, daß Guittienne, weil er selbst Offizier gewesen, sich den Offizieren kameradschaftlich zu nähern suchte, vielmehr bediente er sich der Anrede „Kamerad“ erst dann, als die Offiziere ihn als Thesegleichen respektirten und ihn aufforderten, er möge sich danach verhalten. Uebrigens lag es Reuter wohl fern, seinen treuen Genossen mit dem „Herr Kamerad“ wirklich zu verspotten, es war weiter Nichts als eine Schalkheit, wie er sie sich auch bei anderen und ihm lieben Figuren gern gestattete.

Als Guittienne später von seiner Verwendung und Stellung in der Dichtung erfuhr, war er darüber weder erbaut, noch verdrießlich; er legte der Sache überhaupt keine Bedeutung bei. Erst dann nahm das Interesse zu, als er von dem steigenden Ruhme des Leidens- und Stubengenossen vernahm, und er läßt sich darüber, sowie über Andern folgendermaßen aus: „Ich hielt ihn längst für verschollen und hätte

nimmer angenommen, daß er, trotzdem er ein aufgeweckter und witziger Gesellschaftler war, namentlich wenn er Platt sprach, mit dem gut zu verkehren, dieser berühmte Mann werden würde. Außer mit naturwüchsigter Malerei, die jedoch das Gute hatte, daß sie uns in mancher Art eine von den vielen Hausregeln abweichende Behandlung verschaffte, hat er sich mit Nichts beschäftigt. Positive Kenntnisse hatte er nicht, und am allerwenigsten verstand er von Politik. Da wir uns später dem Ackerbau widmen wollten, kauften wir uns landwirthschaftliche Bücher, um uns theoretisch vorzubereiten. Das ging nicht recht und nicht lange. Das stete Hoffen, frei zu kommen, der öftere krankhafte Zustand Neuter's und das viele Malen — alles Das trat störend dazwischen. Da überhaupt Keiner von den Grandenzern politisch gebildet war, so hielt ich es außer mit Neuter und Kopernikus, der unter uns wohnte, mehr mit dem Professor Drecksmit aus Marienwerder, der sich mit einem Bürgermeister geholt hatte und mit noch einigen anderen außerhalb der Burschenschaft stehenden politischen Gefangenen. Grasshof und ich waren die einzigen Leidensgefährten, die Neuter im Brustbilde mit Farben malte.“ — Darin hat sich G. geirrt. Wie sehr er als Figur in der „Festungszeit“ geschätzt wurde, das wurde ihm eigentlich recht während des deutsch-französischen Krieges klar, als viele Neuter-Berehrer in Offiziersuniform bei ihm vorsprachen, um seine Bekanntschaft zu machen, und auch Vorleser und Redacteure ihn aufsuchten. Fortan war es ihm vollkommen recht, als „Franzose“ verewigt worden zu sein.

Nach seiner 1840 durch die Amnestie erfolgten Freilassung ließ er sich in seiner Heimath Niedaltdorf nieder und verheirathete sich sechs Jahre später mit einer Französin. Der Ehe entstammten sechs Kinder, von denen vier ziemlich frühzeitig starben. Ob seiner Respekt einflößenden Persönlichkeit, seiner Liebenswürdigkeit und seines Vertrauens erweckenden Wesens, welche Eigenschaften ihm auch von Unbetheiligten nachgerühmt worden sind, übertrug man ihm bald ehrenvolle Posten. Er wurde Mitglied des Gemeinderaths, des Bürgermeisterraths, des Kreistags, Abgeordneter zum Provinziallandtage, 1848 Bürgermeister und Mitglied der Nationalversammlung und 1849 Abgeordneter der zweiten Kammer. Wegen seiner Zugehörigkeit zur äußersten Linken wurde er 1851 seines Amtes entsetzt, worauf er sich ausschließlich der Bewirthschaftung seines Gutes widmete. In seiner Eigenschaft als Abgeordneter nahm er Theil am Krönungsfeste in Königsberg und an den Guldbigungen inachen, Köln und Düsseldorf.

dorf. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges bedauerte er es sehr, seines Alters wegen das Schwert für Deutschland nicht ziehen zu können; doch diente er dem Vaterlande, und dazu nicht ohne Lebensgefahr, auf andere Weise, was durch Verleihung des Kronenordens und durch seine Wiedereinsetzung in's Amt gebührend anerkannt wurde. Wegen guter Verwaltung und starrer Haltung während des Culturkampfes erhielt er den rothen Adlerorden vierter Klasse.

Bei zunehmendem Alter zog er sich zu Gunsten seines 1860 geborenen und als Offizier dienenden Sohnes in den Ruhestand zurück. Im Mai 1889 starb er.

Kaptein.

In dem Kaptein lernen wir einen Mann von feinen Lebensformen und hochidealen Anschauungen kennen, und wir müssen es an Neuter bewundern, daß er eine solche Figur, mit der so mancher Dichter und Schriftsteller auf die Dauer nichts Rechtes anzufangen weiß, bis zum letzten Punkte unterhaltend und interessant erhalten hat. Vorwiegend sehnt sich des Kapteins reine Seele inmitten der Mauern und Gitter nach einem Widerklang aus der Brust des Ewigweiblichen; weil er aber eine so durchaus subjektive und innerliche Natur ist, geht es ihm ab, mit rascher Hand die Brücke zu schlagen, und er steht seufzend am Bach, den er überschreiten könnte. Das Schicksal solcher Geister!

Wenn wir uns unter dem Kaptein vorzustellen haben, erfahren wir in Briefen aus den sechziger Jahren von Neuter selbst. 1862 kam die „Festungstid“ heraus. Seine Bücher hatten schon Verbreitung über das engere Vaterland Mecklenburg hinaus und füllten die Abende so vieler Familien aufs Unangenehmste aus. Da war einer in der Provinz Posen, dem die Lektüre ans Herz griff, und der von Seite zu Seite mehr und mehr mit sich zu kämpfen hatte, ob er einräumen müsse, daß der nicht selten mit Satire und leichtem Spott umwobene „Kaptein“ kein Anderer als er selbst sei, nämlich Justizrath Schulke in Meseritz. Die Bedenken schwanden allmählig, und die Erinnerung an die Jugendzeit half getreulich dabei; ja, er fühlte alsbald den nicht mehr zurückzudrängenden Wunsch, seinem Freunde von der Festung her, der ihm während der dazwischen liegenden dreiundzwanzig Jahre vollständig aus den Augen gekommen war, einen herzlichen Gruß nach

Neubrandenburg zu senden. Sie hatten sich wieder, und dreimal war später die Familie Schulze Reuter's willkommener Gast in Eisenach.

Schulze wurde am 4. September 1808 zu Berlin geboren, wo sein Vater Jurist mit dem Titel Hofrath war. Nachdem die Eltern an der Cholera gestorben waren, kam er mit zehn Jahren in das Pädagogium und Waisenhaus zu Züllichau in der Mark Brandenburg und bezog dann die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Hier trat er in die Verbindung der Burschenschaft. Es war gerade die Zeit, da man alle Diejenigen, die sich für den deutschen Einheitsgedanken begeisterten, zu verfolgen begann. Schulze theilte das Geschick der Elfhundert, er gerieth in Berlin in Untersuchungshaft und wurde dann auf die Festung Magdeburg gebracht. Hier machte er Reuter's Bekanntschaft, aus welcher sich eine enge Freundschaft herausbildete, die den Dichter noch nach Jahren beseeelte und ihm diesen Festungsgenossen in warmer anhänglicher Erinnerung bewahrte. Davon giebt die Art, wie er den Freund in der „Festungstid“ behandelt, beredtes Zeugniß. Obwohl es Reuter ganz und gar nicht nöthig hatte, mit dem wahren Namen des Freundes zurückzuhalten, so geschah die Verschleierung der Person wohl nur des Einklanges wegen, da er auch die übrigen Figuren, und zum Theil aus recht augenscheinlichen Gründen, mit ihren charakteristischen Spitznamen auftreten ließ.

Schulze war damals von schmal-schlankem und mittelgroßem Wuchse, hatte blonde (nicht gelbe) Haare und pflegte einen gleichfarbigen Schnurrbart, den er sich schon als Primaner und nicht erst als Student hatte wachsen lassen. Dieser Schnurrbart trug ihm in Verbindung mit seiner militärischen Haltung, was auch Reuter bemerkt, auf der Universität den Spitznamen „Kapitän“ ein, obschon er niemals Soldat gewesen war, und er demnach nicht bei den Jägern in Halle gestanden haben konnte. Doch nahm man an ihm eine große Vorliebe fürs Militär wahr; vollkommen richtig ist sein abgeschabter Mantel erwähnt, aber die Soldatenmütze ist ihm angedichtet; die besaß er nicht.

Mit seiner guten äußeren Erscheinung stimmten die seelischen Eigenschaften überein; mit peinlicher Sorgfalt hielt er auf seinen reinen unbescholtenen Ruf. Er vermochte sich über ein ihm zugefügtes Unrecht gewöhnlicher Art ohne Groll hinwegzusetzen, nicht aber, wenn die Ehre auf dem Spiel stand. Dann loderte es in ihm auf, und er erwog nicht erst peinlich, ob sein Zorn und seine Entrüstung nicht ein vernichtendes Gewitter auf ihn selbst herabbeschwören würde. So stand er auch dem General und Commandanten Graf Hade gegenüber, von dem er

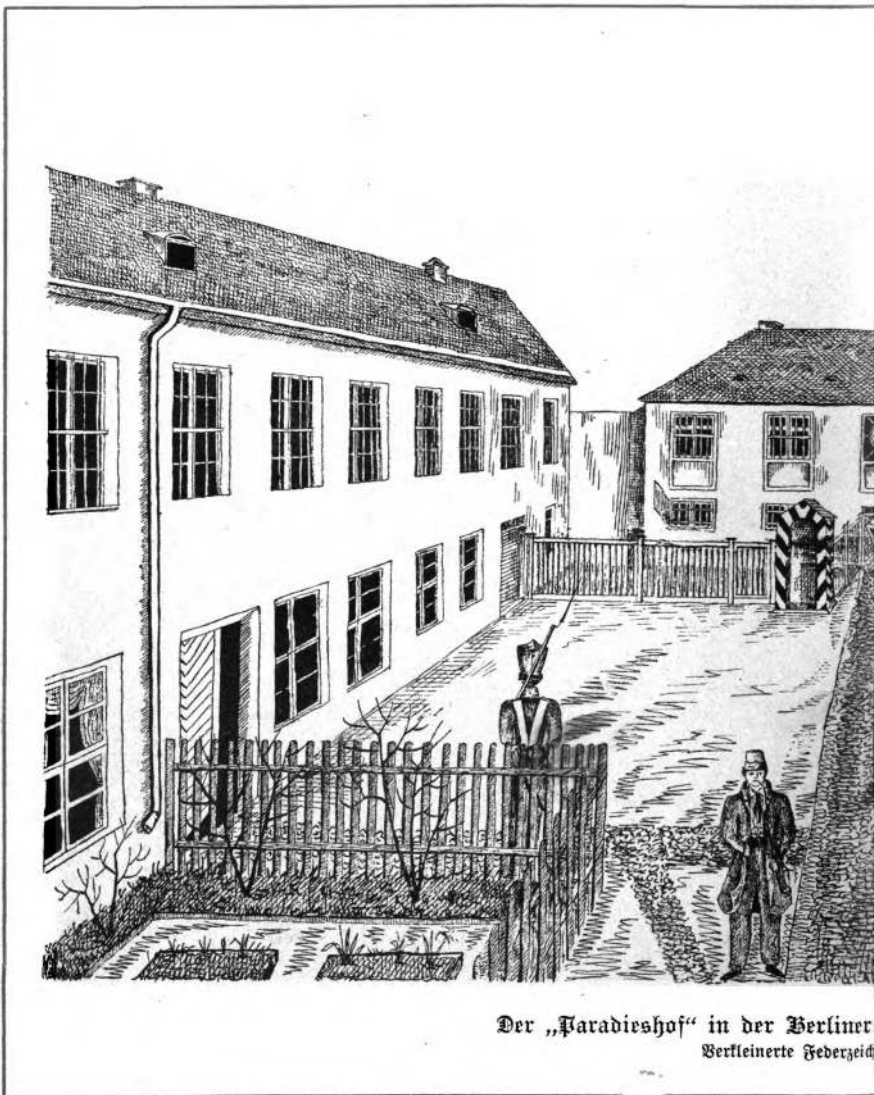
sich die Anrede „Demagoge“ mit Entschiedenheit verbat; beruhigte er sich erst, als das Kammergericht dem Commandanten aufgegeben hatte, die Bezeichnung „politischer Verbrecher“ zu wählen. Diese Charakterzüge hat Reuter unverändert gelassen und sie in hübsche Beleuchtung gestellt.

Die außerordentlich harte Behandlung, die er in Magdeburg zu erdulden hatte, und die in ihrer Kleinlichkeit so weit ging, daß ihm das Tragen des Schnurrbartes verboten wurde, sowie der sehr gesundheitschädliche Kerker, veranlaßten ihn, um Veretzung einzukommen. Eine noch kurz vorher, auch von seinen Genossen getheilte Hoffnung, der König werde sein vierzigjähriges Regierungsjubiläum durch eine Amnestie verherrlichen, hatte sich als trügerisch erwiesen. Er athmete förmlich auf, als er im März 1838 mit Reuter Magdeburg den Rücken kehren durfte, um nach Graudenz befördert zu werden. Unterwegs erkrankte er in der Hausvoigtei zu Berlin; eine Art Lungenentzündung war über ihn gekommen, nachdem seine Gesundheit durch die harte Haft zu Magdeburg schon stark gelitten hatte. In der kalten Zelle auf dem nackten Fußboden liegend, nur mit dem Mantel zugedeckt, klagte er dem Himmel sein Leid und suchte aus der Bibel Trost und Stärkung zu erlangen.

Im 12. Kapitel der „Festungstid“ hat Reuter erschütternd geschildert, mit welcher raffinierten Grausamkeit der Criminaldirector „Onkel“ Dambach damals ihn und seinen armen Freund behandelt hat, wie er die jungen Leute bei bitterkaltem Februarwetter vier Nächte hindurch in ungeheizter Zelle auf nacktem Boden liegen ließ, wie er Klagen und Bitten mit kaltem Hohn erwiderte. Dies ist das einzige Kapitel, in dem Reuter seinen Humor, in dessen goldenes Licht er seine Festungs- und Leidenszeit getaucht, bei Seite schiebt, um die tiefe Erbitterung zu Worte kommen zu lassen, die ihn immer wieder ergriff, wenn er sich jener Nächte in der Hausvoigtei erinnerte. Und wahrlich, jeder Leser fühlte sie ihm aus tiefster Seele nach.

Bekanntlich hatte Reuter, ehe er nach der Festung Silberberg abgeführt wurde, ein volles Jahr in der Hausvoigtei in Untersuchungs-haft geseßen. Aus jener Zeit rührt eine Zeichnung von Reuter's Hand her, die den sog. „Paradieshof“ in der Hausvoigtei darstellt. Auf diesen Hof gingen die Fenster der Gefängnißzellen hinaus, deren eine Reuter damals allein bewohnt hatte, und in der, wie in diesem 12. Kapitel berichtet ist, die Leidensgefährten nun jene unvergeßlichen bitteren Nächte gemeinsam verlebten. Die Fenster der Zellen waren mit schrägen Blechkästen verwahrt, die nur das nothdürftigste Licht





Der „Paradieshof“ in der Berliner
Verkleinerte Federzeit



Die Hausvogtei mit dem „Schlöfchen“.
Illustration von Fritz Neuter

von oben in den Raum einließen, den Gefangenen aber den Ausblick auf den Hof verwehreten. Reuter hatte das hier verkleinert wieder-gegebene Bild dem damaligen Hausvoigtei-Inspektor Wintersberg zum Andenken geschenkt und aus den Händen von dessen Erben gelangte es in den Besitz der Verlags-handlung. Die auf dem Bilde bei einem Blechkasten beschäftigte Person stellt den Schließer Adler dar; die über den Hof eilende Gestalt ist der Inspektor Wintersberg; in der Mitte sieht man den Gefängnißwärter Hünke, welcher den Gefangenen das Mittagseffen zuträgt; die vierte Person ist ein lustschöpfender Gefangener. — Der Mittelbau auf dem „Paradieshof“ wurde das „Schlößchen“ genannt; der Gebäudetheil links vorn mit einem kleinen eingefriedigten Gärtchen gehörte zur Dienstwohnung des Inspektors.

In Graudenz erfuhren die Gefangenen eine ungleich mildere Behandlung und es war Jedem möglich, wie in der Dichtung zu lesen ist, innerhalb der Bestimmungen des Reglements sich nach Gefallen zu beschäftigen. Dem Kapitän aber war die Sehnsucht nach Liebe Lebens-element und so beherrschte ihn denn bald eine zarte Neigung zu Aurelie, der Tochter des Proviantmeisters Kucke. Seine Begeisterung schmückte sie mit allem Liebreiz mädchenhafter Jugendfrische aus, und Reuter in seinem gutmüthigen Humor stellt die Unmuth des Bildes auch nicht weiter in Frage, als daß er mit dem Kapitän verschiedentlich darüber verhandelt, ob sie rothe, blonde oder goldene Haare, und ob sie blaue oder grüne Augen habe. In Wirklichkeit soll Aurelie indessen nach der unparteiischen Schilderung eines anderen Festungsgenossen ein schwächlich aufgeschossener Backfisch mit rothen Haaren und Sommersprossen gewesen sein, der keinesweges, wenigstens damals schon, aller der Reize theilhaftig war, die der Kapitän in ihm erblickte. Indessen ihm gefiel sie, ihn begeisterte sie und es läßt sich dies wohl verstehen; hatte doch der arme Gefangene, der sich nach dem Eindruck weiblichen Liebreizes sehnte, keine Wahl im engen Festungsringe. Bartels, der zur Aufsicht der Gefangenen bestellte Unteroffizier, war ihm ein störendes Hinderniß in seinen Bemühungen, sie zu erblicken und ihren Spuren zu folgen. Uebrigens mochte keiner der Festungsgenossen den Bartels, der sich als ein allzu dienstwilliger Zuträger und ein Allen unangenehmer „Kommißknüppel“ erwies.

Als der „Kapitän“ Aurelie aufgegeben oder vielmehr der Verze-herung des „Kopernikus“ überlassen hatte, suchte er Auguste v. Mar-

tini, die Tochter des Blazmajors, für sich einzunehmen, und was Reuter von der fortgewehten Nachtmütze erzählt, die der Kapitän zart-sinnig als die „Fülle der Träume“ verherrlicht, ist als vollkommen richtig von Schulze bestätigt worden. Auch die zwerchfeller-schütternde Käsemacherei in des Kapitäns hirschledernen Beinkleidern hat sich im Wesentlichen so zugetragen, wie Reuter sie erzählt; die dichterischen Zuthaten, mit welchen sein Humor sie ausschmückte, haben das wunderbare Unternehmen nur noch lebendiger aus dem Einerlei des Festungslebens herausgehoben.

Reuter schließt mit dem Kapitän im 24. Kapitel mit der knappen Bemerkung ab: „An de Kapteihn blew leddig un los, bet hei en Brüdjam würd. Un wenn sei beid (Kopernikus mit inbegriffen) noch lewen, denn wünsch ic ehrl vel Glück, vel Glück; denn sei wiren en por brave Kirks un hewwen mi männig Gauds andahn.“

Schulze war vor Reuter freigekommen und zwar in Folge der Bemühungen einer seiner Schwestern, die nach dem Tode der Eltern in der vortrefflichen Gräfin Solms-Lichtenfels eine Pflegemutter erhalten hatte. Durch Vermittelung der Gräfin und deren einflußreiche Verbindungen erhielt sie endlich eine Audienz bei der Fürstin von Liegnitz, und diese sagte denn auch ihre Fürsprache bei ihrem Gemahl, Friedrich Wilhelm III., zu. Kurz vor seiner Erkrankung unterzeichnete der König die Begnadigung, und an seinem Geburtstag (3. August) ließ Friedrich Wilhelm IV. die Freilassung erfolgen. Das Wiedersehen Schulze's mit seinen Angehörigen soll ein überaus ergreifendes gewesen sein, denn tiefe Wehmuth rankte sich um die Freude. Galt es doch, nun wieder da anzuknüpfen, wo vor sechs Jahren der harte Richterspruch die Laufbahn durchschnitten, — keine leichte Aufgabe das. Doch es machte sich über alles Erwarten, und ganz abgesehen von anderen Vorgesetzten, unterzog sich der Chef-Präsident S. seiner juristischen Ausbildung so emsig, daß nach ziemlich kurzer Zeit das zweite und sodann das dritte Richterexamen abgelegt werden konnte. Bis zu Anfang der fünfziger Jahre war Schulze Kreisrichter in Friedeberg in der Neumark, dann ließ er sich wegen besserer Einnahmen in Meseritz als Rechtsanwalt nieder; später erhielt er den Titel Justizrath. Wie er als solcher gewirkt, ersehen wir aus Briefen von achtbaren Zeugen. In dem einen heißt es: „Er war hier eine hochgeehrte Persönlichkeit, als Mensch, wie als Beamter; ein Ehrenmann in des Wortes wahrster Bedeutung, ein geschiedter Jurist, der als Anwalt in dem Rufe stand, niemals eine „faule Geschichte“ zu übernehmen, und der einst als



„Der Kapteihn“.

W. Schütze.

Nach einem Originalgemälde von Fritz Meuter.

Vertheidiger vor dem Schwurgerichte die Worte sprach: „Ich bin nicht dazu da, dem Geseze und der Wahrheit mit der Faust ins Gesicht zu schlagen — meine Herren, ich habe nichts mehr zu sagen!“ (Die Zeugenaußsagen hatten nämlich die Schuld des von ihm vertretenen Angeklagten erwiesen.) In einem anderen Briefe wird gleichfalls seine Rechtsschaffenheit als Jurist hervorgehoben, wegen der er in der ganzen dortigen Gegend bekannt war und die ihm aus allen Klassen der Bevölkerung die größte Liebe, Achtung und Verehrung eintrug.

Und ganz dieselbe Rechtsschaffenheit durchwehte auch seine politische Gesinnung, weshalb man ihn mit einem Mandat für die Nationalversammlung betraute. Seinen Idealen, welche jene sechs düsteren Jahre im Kerker nicht zu erschüttern vermochten, war er unentwegt treu geblieben; sie gipfelten in der Verehrung des Hohenzollerngeschlechts, zugleich wurde er ein Anhänger der Bismarck'schen äußeren Politik. Nach 1870/71 war er sogar ein glühender Verehrer Bismarck's, hob dabei aber stets hervor, daß er seine politische Gesinnung nicht ändert habe.“

Seine Frau Mathilde, die Schwester des auf Silberberg inhaftirt gewesenen Amtsgerichtsraths Wachsmuth zu Croßen a. d. Oder, war eine Jugendbekannte von ihm. Als sie ihn nach der Freilassung wieder sah, war sie so ergriffen, daß sie ihm auf der Straße fast um den Hals gefallen wäre. Beide legten nicht lange darauf am Altar ihre Hände zum ewigen Bunde zusammen, und wie glücklich sich diese Ehe gestaltete, erfährt man aus einem kurz vor seinem Tode an eine nahe Freundin gerichteten Briefe Schulke's, aus dem die hohe Liebe und Verehrung, die er für seine Frau gehegt, in überströmenden Worten zum Ausdruck kommt. Sie war ihm, nachdem sie fast 30 Jahre lang Freude und Leid mit ihm getheilt, am 4. Februar 1876 am Typhus gestorben. Zwar hatte sie ihm nicht Geld und kaum Geldeswerth zugebracht, aber desto reicher war sie ausgestattet mit einem trefflichen und anschniegenden Gemüthe, und von ihrer feinen Bildung zeugt das 1868 erschienene Werk „Denkmäler der Liebe“.

Wie erwähnt, veranlaßte seine Vermögenslosigkeit Schulke zum Rücktritt von dem Amte eines Kreisrichters und die Aufnahme der einträglicheren Advokatur in dem kleinen Meseritz; es waren vier Söhne standesgemäß auszubilden, nämlich Walter (Hauptmann und Batteriechef im Posen'schen Feld- und Artillerieregiment Nr. 20 in Glogau), Richard (Amtsrichter in Breslau), Alfred (Premierlieutenant a. D. und Postdirektor, welcher infolge schwerer Verwundung im deutsch-

französischen Kriege seinen Abschied aus der Armee, Regiment 37, nehmen mußte) und Reinhold (praktischer Arzt in Berlin).

Ein Vierteljahr nach dem Tode seiner Frau legte Schulze seine Praxis nieder. Er fühlte sich vereinsamt in seiner Häuslichkeit; auch machte ihm neben der Kräfteabnahme die aus der Festungshaft hervorzuleitende gesteigerte Schwerhörigkeit zu schaffen. Nachdem er sein hübsches Besitzthum verkauft, verzog er nach Weissenfels zu seinem Bruder Justizrath Ernst und seiner Nichte Luise. Das Jahr darauf, am 13. November 1877, segnete er im Alter von 69 Jahren das Zeitliche.

Bis zu Ende seines Lebens legte er auf seine äußere Erscheinung, obwohl sich der Körper schon nach vorn über beugte und der Backenbart ins Grau hinüberspielte, der Jugend getreu, die äußerste Sorgfalt; auch war ihm das ritterliche und artige Benehmen, besonders Damen gegenüber, eigen geblieben. Ohne gerade Pessimist zu sein, faßte er das Leben von der ersten Seite auf; doch stand ihm der sentimentale Zug sowohl bei Ausbrüchen der Zuneigung als auch des Zorns gut an. Seine akkuraten und klaren Schriftzüge, ingeleichen die Vornehmheit in der Darstellung weisen ebenfalls auf seine ideale Geistesrichtung hin. Dem geselligen Leben hatte er sich bei fortschreitenden Jahren fast völlig entzogen, selbst im Familienkreise zeigte er sich der mangelhaften Verständigung wegen einer längeren Unterhaltung nicht besonders zugänglich. So geschah es, daß er erst auf eindringliche Fragen über seine Stellung in der Dichtung Aufschlüsse ertheilte.

Daß ihn die allerdings auf den Leib geschriebene Rolle von vornherein angennüthet hätte, kann nicht behauptet werden. Er soll zuerst sogar verstimmt gewesen sein, eben weil Neuter nicht Weniges dick ausgemalt und mit Satire und Spott durchwoben hatte, nicht zu gedenken der erfundenen Zuthaten. Doch vergegenwärtigte sich sodann der klar blickende Mann den Standpunkt des Schriftstellers oder vielmehr den des unvergleichlich freieren Dichters, weshalb er denn seinen Mißmuth von sich that und sich dem für verschollen gehaltenen Neuter wieder näherte. Später ist denn die alte Freundschaft zwischen beiden wieder in aller Wärme aufgelebt und hat bis an ihr Lebensende gedauert. Nicht wenig stolz war die Frau Justizrath auf die Berühmtheit, zu der ihr Gemahl durch Neuter gelangt war; mit welcher Vorliebe die Schriften des alten und nunmehr wieder neuen Freundes im Hause gelesen wurden, davon zeugte die häufige Anwendung von Citaten aus seinen Werken.



„Der Erzbischof“.
Anton Witte.

Nach einem Originalgemälde von Fritz Keuter.

Schulze's Figur, die schon in der Dichtung genug anspricht, dürfte nach der Kenntniß von seinem Lebensgange von der Wiege bis zum Sarge noch mehr fesseln. Vergleichen in Idealen lebender und wirkender Geister kann man nicht genug haben.

Der „Erzbischof“.

In der Festung Graudenz hatte sich das Gerücht von der bevorstehenden Einbringung des renitenten Erzbischofs Dunin aus Posen verbreitet. Wenige Tage darauf hält eine Kutsche vor der Commandantur, und die herbeigeeilten Katholiken lassen sich, um den Segen zu empfangen, auf die Kniee nieder. Niemand von den Gläubigen setzt in die Persönlichkeit des in einen langen braunen Ueberzieher gehüllten kleinen, behäbigen, kahlköpfigen Herrn, der mit seinem rundlichen Gesichte so ehrwürdig oder vielmehr so priesterlich dreinschaut, irgend einen Zweifel, bis auf einmal einer der durch den Auf-
lauf herbeigelocten Festungsgefangenen fröhlich und erstaunt ausruft: „Donnerwetter, Dicker, wo kommst Du her?“

Wegen dieser lustigen Verwechslung hatte der neue Festungs-
genosse seinen Epithamen weg. Was er verbrochen hatte, um auf die Festung zu kommen? Dasselbe, was die Anderen und wohl noch weniger. Er hatte in Zürich weiter gesetzt und gedruckt trotz des Verbots Friedrich Wilhelms III., wonach jedem Preußen der Aufenthalt in der Schweiz strengstens untersagt war. Kaum zurückgekehrt, wird er wegen Nichtachtung jener Verordnung zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt und bald darauf von Magdeburg nach Graudenz geschickt. Schon in Magdeburg war sein bedenklich kahl gewordener Kopf die Zielscheibe der heiter aufgenommenen Satire, und Freund Don Juan hatte sich in dieser Beziehung so weit verstiegen, daß er ihm gelegentlich ein violettes Käppchen mit der Widmung überreichte: „Diesem Kürbis fehlt ein Stengel!“ Beide Freunde läßt der Commandant von Graudenz unter der Motivirung, daß zwischen Schriftsteller und Buchhändler eine natürliche Beterschaft bestände, zusammen wohnen.

Welche Rolle der biedere Erzbischof nun in der lustigen „Festungstid“ weiter spielt, ist allbekannt. Er war den Leidensgenossen im Alter um einige Jahre voraus, und sein ältliches, gefetztes Aussehen machte es erklärlich, daß unter den Genossen er es war, der sich die

Sympathien der dicken Bäckerfrau gewann. Und nicht nur diese. Satten doch die Leute mitleidig über ihn geäußert: „Um die jungen Leute (Neuter und die Anderen) sei's nicht schade, daß sie auf der Festung säßen; aber um so einen alten, kahlköpfigen Mann, dessen Frau und Kinder zu Hause nach ihm sich sehnten, um den sei's schade.“

Neuter hat den Erzbischof in einem Briefe vom 18. Juli 1838 an seinen Freund und Leidensgenossen König zu Magdeburg sprechend ähnlich an den Rand gezeichnet. 1866 schreibt er an den Kapteihn über ihn, er wäre todt oder verschollen. 1868 meldet er jenem Königl, der sich bereits in Posen als Privatmann niedergelassen, der Erzbischof wäre in Landsberg a. d. Warthe gestorben, worüber er jedenfalls vom nicht zu entfernt wohnenden Kapteihn aufgeklärt war. In den beiden letzten Briefen meldet er übrigens den Spitznamen.

Anton Witte, geboren 1805, schloß sich nach Erlernung der Schriftsezererei und Buchdruckerei der Verbindung „Das junge Deutschland“ an. Weniger aus Wandertrieb, als vielmehr zu eigener Sicherheit, da die Verfolgungen der jugendlichen „Demagogen“ bedenklich um sich griffen, begab er sich nach der Schweiz und fand, wie auch Neuter erzählt, Beschäftigung bei Drelli in Zürich. Hier verblieb er auch nach jener königlichen Ordre, und erst um Neujahr 1838 wagte er sich wieder in die Heimath zurück, wohl unter der Voraussetzung, daß man ihn nicht behelligen werde, da er ja weiter nichts als jene so gut wie verjährte Mitgliedschaft auf dem Conto hatte. Diese Vertrauensseligkeit rächte sich bitter, denn sehr bald hielt er folgendes Erkenntniß vor den stirrenden Augen, das wir als charakteristisches Merkmal damaliger Zeit hier unverkürzt folgen lassen.

„Auf die wider den Schriftsezer und Buchdrucker Witte und Genossen von dem Criminal-Direktor Dambach geführte Untersuchung erkennt der Tribumalshenat des königlichen Kammergerichts den Akten gemäß für Recht:

Daß

10. Der Inquisit Schriftsezer und Buchdrucker Anton Julius Ludwig Witte wegen Theilnahme an der hochverrätherischen Verbindung „das junge Deutschland“ außerordentlich mit dem Verluste des Rechts, die preußische Nationalkofarde zu tragen, mit zwanzig-jährigem Festungsarreste zu bestrafen.

Von Rechts wegen.

Berlin, den 15. Februar 1838.

Herliß.“

Witte, damals 33 Jahre alt, wurde auf die Festung Magdeburg gebracht, die bei den politischen Gefangenen ob der Behandlung, der sie dort ausgesetzt waren, unter allen preussischen Festungen als eine wahre Hölle in Ansehen stand. Indeß lächelte ihm das Glück, denn schon wenige Monate später wurde er nach Graudenz veretzt, wo sein Erscheinen wirklich das von Reuter geschilderte Aussehen hervorrief. Er kam mit Extrapost an und zwar gerade zu der Zeit, als man den widerstrebenden Erzbischof Dunin aus Posen (nach anderer Mittheilung den Erzbischof aus Köln) daselbst zur Haft erwartete. Einmal die Extrapost und sodann das Wesen Wittes führte zu jener fälschlichen Annahme, bis man auf den Schnurrbart und die Kleidung aufmerksam wurde. Diese, vor allen den Festungsgefangenen unvergeßliche heitere Scene hat sein Freund und Genosse Kopernikus ein halbes Jahr später in drolligen Versen ausgemalt: da heißt es u. A.:

Doch was sein Rang und Name wäre,
 Gab Stoff zu mancher Conjectur.
 So schlossen zum Exempel Mehr're
 Aus seiner stattlichen Tonfur,
 Dem Embonpoint und Unterlinne,
 Er sei der Kölnner Erzbischof,
 Den, bis er endlich sich besinne,
 Hier deponirt der preuß'sche Hof.
 Auch war er ihm gewissermaßen
 So ziemlich ähnlich von Person,
 Jedoch der Schnurrbart wollt' nicht passen,
 Drum rief die Mehrzahl bald: quod non!

Der „Erzbischof“ hieß es bei seiner Ankunft, und „Erzbischof“ hieß er fortan bei seinen Leidensgefährten, und er bei seinem jovialen und harmlosen Wesen, das ihm auch später eigen blieb, nahm diese ihm verliehene hochpriesterliche Würde ohne Abwehr an, wie er sich gleichfalls nichts daraus zu machen schien, daß man ihn eines „allzeit bereiten Gefoses“ zieh und ihn für einen Muselman mit drei Roschweifen ausgab. Auch der von Reuter erwähnte lange braune Ueberzieher, sowie das von Don Juan gewidmete Kläppchen sind nicht erfunden; nur war das Kläppchen nicht violett, sondern roth mit Goldtressen und mit einem Mond bestickt.

Ob der „Erzbischof“ noch einem anderen weiblichen Wesen als der uns von Reuter nicht näher benannten Bäckerfrau (deren Name übrigens Radtke war), den Hof machte? Das ist wohl anzunehmen, weil sonst nicht Kopernikus ihm in die Augen hinein von seinem

allzeit fertigen Gefoße gesprochen hätte, „sobald er eine Schürze sieht.“ Jedenfalls hatte Witte jedes schmucke Mädchen gern, nur mit dem Unterschied, daß seine Neigung weniger ernst war, wie beim Philosophen, Kapteihn und Kopernikus. Dem Dichter genügten, damit seine Erzählung nicht zu viele Nebenwege ginge, die Beziehungen, die der Erzbischof mit der Bäckerfrau angeknüpft hatte. Und hier muß erwähnt werden, daß Frau Radtke nicht mehr ganz jung war; sie lebte bereits in zweiter Ehe, in die sie einen Sohn und zwei Töchter mit hinübergebracht hatte. Daß es aber Witte nicht auf sie, sondern auf die eine Tochter abgesehen hatte, erfährt man aus einem Gedicht des Kopernikus, wo es bezeichnend heißt:

„Und horcht gelegentlicherweife
Den Bruder und die Alte aus.“

Er handelte also nach dem alten Rath: „Wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten“, fand sich bei der Mutter unter allerlei Vorwänden ein und wurde der beste Brot- und Semmelfunde. Neuter hat wahrscheinlich recht gut um die wahren Absichten Witte's gewußt, weil ihm aber die unbedeutende Tochter nicht in den humoristischen Rahmen paßte, vielmehr die pummelige, redelustige und heitere Mutter mit ihren noch nicht allzu hochziffrigen Jahren, so knüpfte er zwischen dieser und dem kahlköpfigen Dreiunddreißiger die zarten Beziehungen, die zwischen ihm und einem jungen Dinge, das bei einem Liebhaber volles Haar und erste Jugend voraussetzt, unnatürlich erschienen hätten.

Die harmlose Fopperei Witte's in der Dichtung erstreckt sich auch auf seine Hände, die als unnatürlich groß ausgegeben und mit Waschlößern verglichen werden. Indeß läßt die Gesichtsbildung auf eine solche Mißgestaltung nicht schließen, wie auch seine Verwandten nur kleine und wohlgebildete Hände haben, und namentlich die ihm ähnlichste Tochter.

Witte hat nicht lange auf der Festung gefessen, da schon nach zwei Jahren, anläßlich des Thronwechsels, Amnestie erfolgte. Er kaufte sich in Landsberg a. d. Warthe eine Buchdruckerei und verheirathete sich 1843 mit Emilie Wendland, aus welcher Ehe drei Töchter hervorgingen, die mit Ausschluß der zweiten, die gestorben, angemessen verheirathet sind; die älteste mit dem Regierungsrath Vater in Bromberg und die jüngste mit dem Oberbaurath Wieske in Wilhelmshaven. Leider war es ihm nicht beschieden, sich seiner Familie

und seines materiellen Glückes lange zu erfreuen, da ihm die wahrscheinlich aus der Festungszeit stammende Zuckerkrankheit viel zu schaffen machte, der er am 5. Juni 1849 erlag. Er, der musterhafte und fürsorgliche Gatte und Vater wurde nicht allein von seinen Angehörigen tief betrauert, sondern auch in weiten Kreisen der Einwohnerschaft bewahrte man diesem überaus beliebten und rechtschaffenen Manne ein warmes Andenken. Er hat nicht, wie seine Genossen, es noch erlebt, durch Fritz Reuter und seine „Festungstid“ berühmt zu werden.

Der „Philosoph“ Schr...

Wohl kaum ein Leser der „Festungstid“ hat ein Gefühl des Bedauerns darüber unterdrücken können, daß Reuter den einen seiner Genossen, den „Philosophen“ Schr . . . , im Gegensatz zu den übrigen, mit übermüthiger Laune und schalkhaftem Humor gezeichneten Gestalten, als einen Menschen von fragwürdigem Charakter hingestellt hat. Er ist eitel, anmaßend und von unedler Gesinnung, mit keinem der Genossen lebt er in Frieden und Freundschaft, alle betrachten ihn als einen Verräther, der in den Verhören mehr ausgesagt habe als nöthig und der dadurch Unglück und Leiden mancher Commilitonen verschuldet habe. — Die kleinen Schwächen der übrigen gehen auf in dem fröhlichen Glanz des Humors, mit dem der Dichter sie umspielt; vor dem „Philosophen“ aber macht der Humor Halt und unverhüllt in seinen wenig anmuthenden Eigenschaften erscheint jener vor dem Leser. Das wirkt dann wie ein Mißklang in der Harmonie der lustigen Musik, in die der Dichter das freundschaftliche Zusammenleben der Leidensgenossen gesetzt hat.

Es hat sehr schwer gehalten, hinter den Namen und Stand des „Philosophen“ Schr . . . zu kommen; erst nach vielen Anfragen konnte beides in Erfahrung gebracht werden. Später erst erfuhr der Verfasser den Aufenthalt und nach und nach die Einzelheiten aus dem Leben des „Philosophen“, die hier dem Leser mitgetheilt werden.

Prediger Dr. Karl Schramm zu Nordhausen — so Stand und Name der Figur — wurde am 11. März 1810 zu Hüdeswagen im Regierungsbezirk Düsseldorf geboren. Er war das einzige Kind seiner Eltern und wuchs in Münster auf, wohin das Regiment, dem sein Vater angehörte, nach dem Kriege von 1815 von Düsseldorf verlegt

worden war. Ende der zwanziger Jahre ließ sich sein Vater nach Gleiwitz in Oberschlesien versetzen. Um Theologie zu studiren, bezog Schramm 1828 die Universitäten und brachte vier Jahre in Halle, Jena, Breslau und nochmals in Jena zu. Als erster Sprecher der Germania wurde er zu einem gesteigerten Duell (auf 10 Schritt, drei Kugel mit Zielen) gezwungen, da der von ihm wegen Ehrenwortbruchs zum Ausschluß vorgeschlagene Gegner nicht auf Stoß gehen wollte. Er erhielt einen Schuß durch die Kniekehle, während er in zwei anderen und gleichfalls nicht gesuchten Duellen unverletzt blieb. Bei jenem ersten Duell war der pensionirte Gerichtsssekretär Karl Schmidt in Bismar, dem später Reuter „Schurr-Murr“ widmete, sein Sekundant und mußte deswegen vierzehn Tage sitzen. Schramm selbst hatte sechs Wochen im Weimarschen Criminalgefängniß zu verbüßen.

Als es ans Aufräumen unter den sogenannten Demagogen und Königsmördern ging, glaubte die Justiz an ihm, dem nunmehrigen Candidaten in Gleiwitz, einen guten Fang gemacht zu haben. Am 11. Oktober 1833 wurde er in die Berliner Stadtvogtei eingeliefert und später an die Hausvogtei abgegeben. Das fünf bis sechs Schritt lange und bedeutend schmälere Zimmer, das er hier bezog, lag halb im Erdgeschoß, hatte starke Doppelthüren und hoch oben ein Fensterchen; unten am Mauerwerk befanden sich eiserne Ringe zum etwaigen Anschließen. Es war dieselbe Zelle, in der sich ein Jude aufgehängt und weiter vorher ein Verzweifelter den Hals durchschnitten hatte. Decke und Matratze waren so ekelregend schmutzig, daß er vorzog, sich mit Schlafrock und Mantel zuzudecken. Ehe er sich zur Ruhe begab, verlangte er vom Inspektor in dem Glauben, daß sein Vater hundert Thaler für ihn eingesandt, einiges Geld, worauf ihm bedeutet wurde, es wäre keine Anweisung eingegangen. Unter Bedenken handigte ihm der Inspektor 2½ Sgr. ein, wofür ein Groschenlicht, und ein Brötchen zu sechs Pfennig und eine auf zwei Tage berechnete Flasche Weißbier gekauft wurde. So lernte auch er die Hausvoigtei kennen, in der so manche seiner Genossen die bittersten Stunden verlebte. — Unausgesetzt machte ihm die Frage zu schaffen, warum er festgenommen wäre und ob man ihn etwa für einen Theilnehmer am Frankfurter Attentat hielte; zugleich beschäftigte ihn die Erwägung, wie er sich von diesem Verdachte entlasten könnte, falls Einige gegen ihn ausgesagt hätten. Einsam in dem schaurigen Gemach und ohne ableitende Beschäftigung, stimmten ihn diese Gedanken, obwohl sein Muth nicht gebrochen war, nieder; die Drohung des Referendars Adler in der



Der „Philosoph“.
Karl Schraumm.
Nach einem Oelgemälde.

Stadtvoigtei mit „lebenslänglicher Haft, Ausrottung des Verbrechers mit Stumpf und Stiel“, die er vorher nicht ernst genommen, hielt er nun, auf das Unwürdigste eingekerkert, nicht mehr für unbegründet.

Ueber seine Betheiligung an der Burschenschaft und über die vermuthliche Ursache seiner Verurtheilung ließ er sich später wie folgt aus: „Ich steckte lediglich durch eine vierwöchentliche Verwaltung des Sprecheramts und als Sekretär eines durch v. d. Hude eingeführten geheimen Ausschusses, in welchem ich nie eine Zeile zu schreiben gehabt, ferner durch ein paar überschwengliche Festreden, welche bereits vor meiner Inhaftirung von den in Eisenach zuerst Inquirirten, vor Allem einem früheren Corpsburschen Quentin, wörtlich diktirt waren, so tief im Verdachte großer Bedeutendheit, daß kaum ein Anderer von Dambach so verarbeitet worden ist, wie ich! Vom Frankfurter Attentat wußte ich nichts, da ich gerade damals sechs Wochen im Weimariſchen Criminalgeſängniß wegen des Pistolenduells saß, und sollte doch mit $\dagger\dagger\dagger$ gewalt Alles wissen vermöge meiner vier Studienjahre. Da ich eben vom Frankfurter Attentat direkt nichts wußte und ich dasſelbe auf die bloße, ins Gefängniß gelangte Kunde hin, in einem durchgeschmuggelten Briefe an Emil Müller in Koburg als eine uns auf zwanzig Jahre zurückwerfende Ueberſtürzung verurtheilt hatte, (dieß deutete Dambach ganz beſonders gegen mich als „Revolutionär, der keine bloße Emeute“ gewollt habe, aus), so konnte ich, wie gewiß die Mehrzahl aller Inhaftirten, durchaus nicht begreifen, wie man uns zu so schweren Verbrechen stempeln könne, und fühlte keine andere Schuld auf uns, als die, einer „geheimen“ (?) akademischen Verbindung angehört zu haben. Darin beſtärkten mich bei meiner Abführung von Gleiwitz, wo ich Sonntags zuvor gepredigt hatte, zahlreiche Bekannte, und alle meinten, wenn mein Alibi dargethan sei, so würde ich sofort wieder entlassen werden. Ich selbst hielt weder mich, noch meine Verbindungsgeſen für Demagogen. Diese, unsere Vorgänger von 1819/20 und 24, standen wenigstens mir auf einer ungleich höheren Stufe, schon von 1813 her. Daß ich vielleicht einige Namen hätte verſchweigen ſollen — wenn ich anders gekonnt! — gebe ich zu; doch wurden mir bereits vollständig erſcheinende Liſten in der Stadtvoigtei vorgelegt, ſowie Maſſen unſerer Stammbuchblätter, amtliche Namensverzeichniſſe der Univerſitäten mit kennzeichnenden Bleiſtiſtrichen, Pfeifenköpfe mit gleichen Dedikationen u. ſ. w.“

Die Verkündigung des Todesurtheils und der „Begnadigung“ zu dreißigjähriger Haft nahm Schramm mit geſaßtem Lächeln hin. Der

Auditeur v. Bauern, ein dereinstiger Jenenser Deutone, flüsterte ihm insgeheim unter einem Händedruck zu: „Nun wird Ihr Kopf um so fester sitzen; und grau werden Sie hier auch nicht werden; haben Sie irgend Erbschaft in Aussicht, so lassen Sie bei nächster Gelegenheit sich enterben.“ Am 1. Oktober 1834 wurde er von zwei Gendarmen in Graudenz eingeliefert.

Reuter hat geglaubt, Schramm wäre vom Criminalrath Dambach nach Graudenz geschickt worden, um daselbst wegen seiner Denunziationen von keinem Genossen belästigt zu sein. Doch ist daran zu erinnern, daß um fast dieselben Tage auch Behn-Eschenburg dort eintraf. Auch versicherte Schramm auf Ehre und Gewissen, daß bis zum Eintritt eines besonderen Anstandes die ersten Jahre hindurch (er kam etwa viertelhalb Jahre vor Reuter nach Graudenz) die Behandlung eine durchaus rücksichtslose und von der jeweiligen Laune des Commandanten abhängige war, mithin von Dambach'schen Erleichterungen nicht gesprochen werden durfte. Die verschiedenen Parolebefehle unterstützen diese Angabe, und weil sie für die damalige Zeit charakteristisch sind, so lassen wir einen in seinen Hauptpunkten folgen. Der vom 2. Oktober 1834 lautet:

„Gestern ist hier der Candidat der Theologie Karl Schramm von Berlin, welcher wegen Theilnahme an hochverrätherischen Verbindungen zur Kriminaluntersuchung gezogen ist und Festungsarrest verurtheilt hat, behufs Antritts seiner Strafe eingeliefert worden . . . Bei der Schwere seines Verbrechens verdient er die größte Aufmerksamkeit und strenge Behandlung. Zu dem Ende ist das Gefängnißlokal desselben immer verschlossen, und den Schlüssel hierzu wird der Platzmajor aufbewahren. Der Arrestant hat die Erlaubniß, täglich Vormittags von 10 bis 11 Uhr vor der Wache in einer Entfernung von höchstens 30 Schritten spazieren zu gehen, um die frische Luft zu genießen. Zu Anfang dieser Stunde holt der Polizeiunterofficier den Schlüssel zum Arrestlokal vom Platzmajor ab, öffnet im Beisein des wachthabenden Unterofficiers das Arrestlokal und läßt den Arrestanten heraustreten. Der Posten vor dem Gewehr und noch ein vom Wachthabenden aus den Mannschaften der Wache zu kommandirender Mann mit Seitengewehr werden den Arrestanten genau beobachten und streng darauf halten, daß er sich keine weitere Entfernung und noch weniger Unterredungen mit anderen Personen erlaubt; ebenso wird weder der Polizeiunterofficier, noch die Wachtmannschaften oder irgend Jemand vom Militär — er mag sein, wer er wolle — sich Unterredungen mit dem bezeichneten Arrestanten

erlauben. Der Polizeiunterofficier bleibt, so lange der Arrestant sich im Freien bewegt, gegenwärtig und beobachtet denselben genau. Nach Verlauf der Freistunden wird derselbe nach dem Lokal geführt, solches fest verschlossen und der Schlüssel sofort dem Platzmajor überliefert. Frühstück, Mittag und Abendessen wird dem Arrestanten im Beisein des Wachthabenden und des Polizeiunterofficiers, der zu diesem Behufe den Schlüssel vom Platzmajor abgeholt, gereicht. Die Person, welche das Essen bringt, muß sich sofort entfernen und kann das Geschirr in den Stunden, wo sich der Arrestant im Freien befindet, abholen, eben dann auch das Lokal reinigen. Jede schriftliche Correspondenz, d. h. wenn an den Arrestanten Briefe von Privatpersonen eingehen sollten, wird nicht zugelassen, vielmehr werden die Briefe von der Wache in Empfang genommen und mir übergeben . . . Auch muß der kommandirende Officier sich öfters überzeugen, daß meine desfallsigen Befehle pünktlich befolgt werden. Bei dieser Gelegenheit muß ich erinnern, daß ich mir jede Verbindung des Militärs mit den hiesigen Staatsgefangenen streng verbitte."

Dieser Parolebefehl ließ also an Strenge nichts zu wünschen übrig, ja noch mehr, damit unter dem Militär keine Theilnahme für ihn entstehen möchte, hatte man verbreitet, Schramm hätte den König ermorden wollen. Auch der Commandant soll Aehnliches geglaubt haben, und um jeden Fluchtversuch zu verhindern, nahm er alsbald die Schlüssel selbst in Verwahrung, weil er in die Zuverlässigkeit des Platzmajors Zweifel setzte.

So von aller Welt abgeschnitten, suchte sich Schramm durch Studien vor geistiger Verkümmernng zu bewahren; allerdings je nach Stimmung, die sehr oft wechselte und nach und nach durch körperliches Leiden niedergedrückt war. Daneben zeichnete und schriftstellerte er, letzteres, wie er versicherte, indessen nur für seine Eltern, Verwandte und älteren Freunde. In dieser Zeit schrieb er auch das religiöse Epos „Paulus“, über das Reuter sich wiederholt lustig macht. Es wurde den Eltern als Weihnachtsgeschenk gewidmet und erschien erst nach seiner Entlassung bei Julien in Soran. Ebenso verfaßte er ein kleineres Epos „Hermann“, dann ein Bändchen lyrischer Gedichte „Mauerschwalben“ und dergl. mehr. Außer diesen Arbeiten schrieb er unter dem Pseudonymon Karl Berg Beiträge für Gutzkow's Telegraphen und Hermann Hauffs Morgenblatt in Stuttgart. Wegen die vernichtende Kritik Reuters legte er Verwahrung ein und meinte, er dürfe sich nicht über seine Hexamater lustig machen, worin doch selbst manch großer deutscher Dichter bekanntlich gestümpert habe.

Erst nach etwa drei Jahren trat eine wesentliche Aenderung in der bis dahin harten Haft ein, während Neuter solche Erleichterungen als von vornherein bestehend angenommen hat. Es geschah anlässlich des Besuchs seiner Eltern, die den weiten Weg von Oberschlesien in eigenem Wagen gereist kamen. Bei ihrem Erscheinen ergab sich eine Erkennungsscene, und der alte Commandant schüttelte dem Vater Schramm's, einem Freunde aus dem Kriege von 1815 her, herzlich die Hand. Denn dem Vater, der als Westfale in französischen Diensten gestanden und als solcher auch in Spanien aktiv thätig gewesen, war er zu Dank verpflichtet, weil er von ihm bei Waterloo verbunden und dann durch seine Vermittelung nach Brüssel gebracht worden war. Das Gefühl der Dankbarkeit war so nachhaltig, daß er dem Sohne hinfort Begünstigungen zu Theil werden ließ. Jetzt war der Gefangene einem begrenzten Verkehr mit mittheilsamen Menschen wiedergegeben, und bald lernte er ein Wesen kennen, das sein ganzes Herz erfüllte. Ida Burggraf hieß die Angebetete, die Tochter eines in der Stadt ansässigen Bäckermeisters, der ob seines Lesedranges in seinem Geschäft zurückgekommen war. Als man ihr später vorstellte, sie möchte sich aller Hoffnungen entschlagen, weil er vor dreißig Jahren nicht frei käme, antwortete sie mit Entschiedenheit: „Nun, dann nehme ich doch nie einen Andern!“ Das Band zwischen Beiden war im Hause des Garnisonlehrers Neuschäffer geknüpft worden, wo Ida mit ihrem Bruder, einem Geometer und Landwehrlieutenant, häufig zu verkehren pflegte. Sie war hübsch gewachsen und galt als eine Schönheit. Ihr elterliches Haus bekam Schramm nicht zu sehen, und selbst dann nicht, als er sich nach Silberberg versetzen ließ. Nach dem Parolebefehl durfte er sich Sonntags, Dienstags und Donnerstags von ihr auf ein paar Stunden in der Kasematte besuchen lassen, und dann erschien sie entweder in der Begleitung der Eltern oder der Schwester oder des Bruders. Die von seinen Eltern gutgeheißenen Verlobung, die in dem Herzensbunde ein Mittel zur Genesung sahen, zeigte er pflichtgemäß dem Commandanten und dem Ministerium an, und sie blieb auch ohne Widerspruch. Später schickte er Ida zu dem inzwischen verwitweten Vater nach Gleiwitz, der sich vereinsamt fühlte.

Als Neuter mit den übrigen Schicksalsgenossen einige Jahre später nach Graudenz versetzt wurde (er selbst kam im März 1838 nach Graudenz), benahm sich der Commandant von Toll bei weitem nicht mehr so strenge gegen die vermeintlichen Demagogen, wie er auch über die „Königsmörder“ nach und nach zu einer anderen Einsicht gekommen

zu sein schien. Sie gingen zur Stadt und verkehrten mit einander, wobei kleinere Reibungen nicht ausblieben, die aber den freundschaftlichen Grundton nicht weiter störten, wie dies ja aus der humorvollen Erzählung Reuters hervorgeht. Hieran anknüpfend, verwahrt sich übrigens Schramm gegen die Anschuldigung, als hätte er die Verlegung des Spazierganges beantragt oder auch nur gewünscht; vielmehr wäre sie auf die eigene Initiative des Commandanten zurückzuführen gewesen.

In Silberberg, wo Schramm in Begleitung von zwei Unterofficieren am 28. Februar 1839 ankam (die Verletzung hatte sein Vater betrieben), nahm sein in Graudenz entstandenes Leiden (Herzfehler) dermaßen zu, daß er alsbald ins Lazareth mußte. Da sich die Krankheit nicht legen wollte, so wurde er auf Anrathen des Stabsarztes und des Kreisphysikus vorläufig gegen Kaution aus der Haft nach Gleiwitz entlassen, um unter der ärztlichen Pflege seines Vaters zu genesen. Erst das Jahr 1840 gab ihm die Freiheit anläßlich der allgemeinen Amnestie zurück, und im November desselben Jahres verheirathete er sich.

Von nun an lernte man ihn als einen entschiedenen Verfechter seiner politischen und religiösen Ideale kennen, die sein empfängliches Gemüth bereits in früher Jugend im elterlichen Hause in sich aufgenommen hatte, wofelbst patriotische Männer und Offiziere aus dem Befreiungskriege häufig aus und ein gegangen waren. Insbesondere war Sands That auf seine Richtung von Einfluß gewesen, aus der er nie ein Fehl machte, und die er auch in den Jahren reiferer Erfahrung ihrem inneren Wesen nach unverbrüchlich bewahrt. „Verstellung und Lüge waren mir,“ so schrieb er, „von Jugend auf verhaßt gewesen und geliebt, ich konnte mich nie in eine fremde Rolle hineinfinden.“ — Hierin ist vielleicht mit die Erklärung für die vielen Mißerfolge seines späteren Lebens gegeben, die mit dem Verluste seiner amtlichen Lebensstellung — er war seit 1845 Konrektor in Langensalza gewesen — ihren Anfang nahmen. Als Abgeordneter für Langensalza während der Jahre 1848/49 schloß er sich in der Nationalversammlung der äußersten Linken an und war alsdann von der Pfalz aus Delegirter der provisorischen Regierung. Ueber sein Verhalten als Abgeordneter äußert sich sein ehemaliger Leidensgefährte Guittienne (Franzose J.), der ebenfalls der Versammlung angehörte, folgendermaßen: „Schramm war ein befähigter, entschiedener und gesinnungstüchtiger Abgeordneter und der Erste, der das Wort „Republik“ von

der Tribüne zum Schrecken der Rechten aussprach und in der Abtheilung, der ich und auch der Cardinal v. Geißel aus Köln angehörte, dem Cardinal zurief: Nicht wir sind es, die das Volk corrumpiren und die Fackel der Zwietracht unter es werfen, sondern Sie und der gehorsame Klerus, die es in geistiger Stumpfheit erhalten wollen. Der Cardinal, ob dieser Kühnheit erstaunt, erhob sich, ging fort und kam nicht wieder.“

Wegen seiner politischen Stellungnahme wurde er im Juli 1849 flüchtig und fand in der Schweiz ein Asyl, wo er mit Frau und fünf kleinen Kindern unter Einbuße seiner letzten Mittel eine dornenvolle Sorgenbahn zu durchmessen hatte. Nur durch den Beistand von Freunden und Parteigenossen, insbesondere durch Vermittelung von Heinrich Simon und durch die direkte Beihülfe von Jean Jacques Mayer in St. Gallen war es ihm 1852 möglich geworden, nach Amerika auszuwandern. Vorn wäre er in der Schweiz geblieben; doch schon er die erforderlichen Prüfungen für's Lehramt bestanden, und er vom Seminardirektor Keller in Wettingen warm empfohlen worden war, so konnte man sich doch zu der Anstellung eines Mannes, der eine mehr als sechs Jahre lange Festungshaft hinter sich hatte, nicht entschließen. Mit hoffendem Blicke betrat er den Boden Amerikas, um daselbst als Prediger freireligiöser Gemeinden zu wirken; doch folgte eine Enttäuschung der anderen, und er hatte Nothjahre zu bestehen, an die diejenigen in der Schweiz in ihrer Schwere nicht heranreichten; dazu kamen die harten Kämpfe, die mit einem Amte dieser Art unausbleiblich verknüpft sind.

Schon glaubte er das Schwerste überstanden zu haben, als ihn ein Schlag traf, unter dessen Wucht er zusammenzusinken drohte. Er sah sich als ein Verräther mit anwidernden Eigenschaften gebrandmarkt, und zwar so deutlich, daß jeder ihm von früher her Nahestehende an der gemeinten Person nicht zweifeln konnte. Neuter hatte alle anderen Hauptfiguren in der „Festungstid“ mit ihren Spitznamen bezeichnet, bei ihm aber außerdem die Anfangsbuchstaben mit dahinter abgezählten Punkten angegeben. Schramm, obwohl er von Unbeginn an Neuter innerlich nicht nahe stand, hatte mittlerweile an dessen ihm zur Hand gekommenen Werken Gefallen gefunden und sich sogar sein Bild aus Europa zuschicken lassen. Um so größer war deshalb seine Erbitterung, als er später auch die „Festungstid“ kennen lernte. Nun galt's, angesichts der Familie, der Gemeinde und der Bekannten jenseits und diesseits des Oceans seinen ganzen Mann zu stehen und

einen Kampf um die Herstellung der Ehre mit Entschiedenheit durchzufechten.

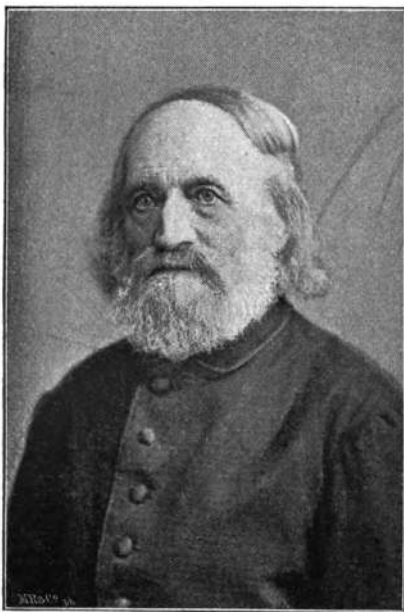
Man nimmt es ja öfter wahr, daß selbst die prächtigsten Menschen von einem unerklärbaren und durch keine äußeren Ursachen verschuldeten Widerwillen gegen einander erfüllt sind, nach welchem sie sich gegenseitig abschätzen und ihre Urtheile bemessen. Je mehr der Verfasser die Neuter'sche Darstellung der Persönlichkeit Schramm's mit Allem verglich, was er selbst von ihm und über ihn erfahren, desto mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß eine solche Voreingenommenheit auch zwischen diesen Beiden bestanden und jede freundschaftliche Annäherung verhindert hat. Schramm selbst äußerte auf eine Anfrage in dieser Richtung, daß für sie Beide keine Berührungspunkte vorhanden waren, und Jeder dem Andern durch seine Eigenart unsympathisch blieb trotz Jena und des Zusammenlebens in Graudenz.

Erst im Herbst 1865, also drei Jahre nach dem Erscheinen der „Festungstid“, hatte Schramm erfahren, welche Rolle er in diesem Werke spiele. Ihm war eine Nummer der New-Yorker Staatszeitung eingehändigt worden, welche einen Artikel der Leipziger Gartenlaube aus „Ut mine Festungstid“ mit Zusätzen von Otto Glagau gebracht hatte. Die Staatszeitung, eine erklärte Feindin aller Achtundvierziger, machte eine auf seine Person zugespitzte Sensationsgeschichte daraus. Sofort richtete er auf Anrathen von Dr. Adolf Wiesner (ehemaliges Mitglied des Frankfurter Parlaments) einen Brief mit ziemlich scharfen Vorhaltungen an Neuter, den dieser am 18. Januar 1866 von Sieden-Bollentin aus antwortete:

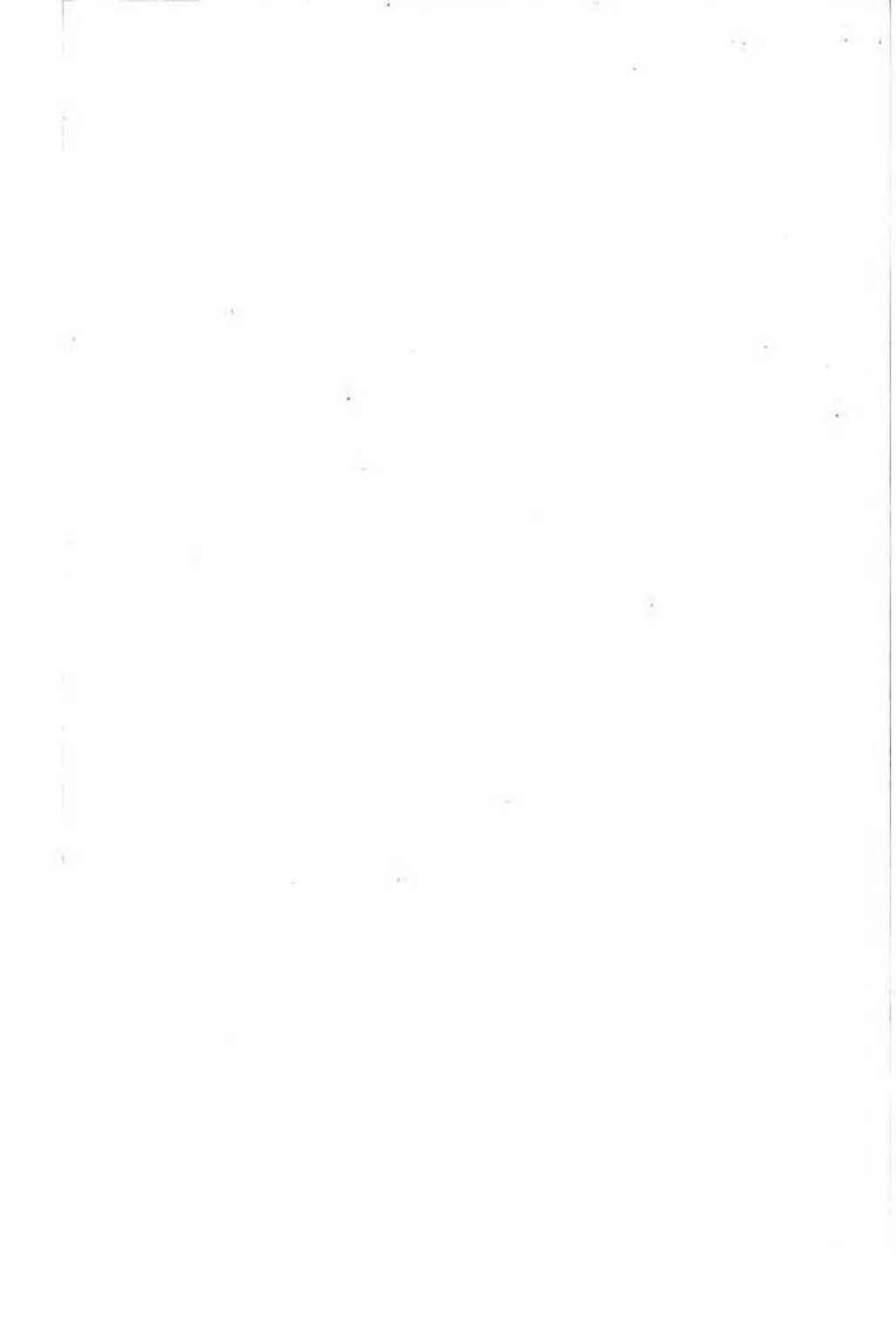
„Mein lieber Schramm! Du hast mir einen Brief geschickt, auf welchen Du bald Antwort verlangst. Du würdest dieselbe sogleich erhalten haben, wenn ich zu Hause gewesen wäre; so aber ist Dein Schreiben erst an den Rhein und dann in das Pommerland gegangen, wo ich meine Weihnachten zugebracht habe, und dort traf es mich an dem schweren Krankenslager meiner Frau; daher die Verzögerung. Was in der Gartenlaube gestanden hat, weiß ich nicht, ich habe nie für dieses Blatt oder ein anderes geschrieben. Herr Keil wird mir dies bezeugen; auch ist es mir hier in Pommern auf dem Lande nicht möglich, Einsicht in die betreffende Nummer zu nehmen. — Es scheint mir aber, als wenn der dort gebrauchte Ausdruck „Denunziant“ Dich zu der ersten Frage veranlaßt hat. Diesen Ausdruck, der im gewöhnlichen Leben einen Menschen bezeichnet, der aus dem Denunziren ein Geschäft macht, habe ich entschieden nie geschrieben, ich habe nur

gesagt, daß Du in der Untersuchung arg gebeichtet, auch denunzirt habest. Zu bekennen war weiter nichts Neues, wir gestanden Alles, was wir gethan und gedacht hatten, aber merke! wir gestanden nicht, was Andere gethan und gedacht hatten. Ob noch Einer, der „ein gutes Gedächtniß hatte“, mehr Schuld hatte, noch mehr ausgefagt hat, weiß ich nicht; von Jena hat er nichts gewußt, und mit mir ist er nicht konfrontirt worden. Ob Dambach wirklich so gutmüthig gewesen ist, Dich absichtlich von uns abgesondert nach Graudenz zu bringen, wird wohl für immer unaufgeklärt bleiben. Das Verhältniß Deines Vaters zu dem alten braven Toll habe ich nicht angetastet; ich habe einfach angeführt, daß Du mehr Freiheiten genossen habest, als wir Uebrigen, und ist dem nicht so? Du hattest dreimal wöchentlich Deine Braut und die Angehörigen Deiner Braut zu Deiner Unterhaltung, wir den Unteroffizier Bartels. Du hattest Deine Braut doch auch schon früher kennen gelernt, hattest Umgang mit einem Schul-lehrer auf der Festung, mußtest also schon vorher viele Freiheiten genossen haben, die uns abgingen. Endlich fragst Du, warum ich erst nach 25 Jahren mit diesen Geschichten zu Raum gekommen bin, und da ist meine Antwort, daß ich erst spät auf die Schriftstellerei verfallen bin, und daß ich recht froh bin, mit diesen Geschichten so lange gezögert zu haben, bis Gift und Galle in mir etwas abgedampft waren; und wenn Du mir dennoch leichtsinnige Frivolität vorwirfst, so muß ich Dir sagen, daß ich der Durchsichtigkeit der Schilderung wegen das Verhältniß zu meinen Mitgefangenen nicht unberührt lassen konnte, und vor Allem mußte ich von Dir sprechen, der Du in Jena, auf der Stadtvogtei, auf der Hausvogtei und in Graudenz mit mir zusammen warst und uns Allen leider Grund zur gerechten Klage gegeben hast. Ich schließe, und wenn Du wirklich als christlicher Prediger zu Gott hoffest, mir in „diesem Leben Auge in Auge zu schauen“, und dieser Wunsch erfüllt wird, so sollst Du sehen, wie wenig mir die alten traurigen Zeiten mit ihrem Haß im Gemüth und Herzen haften geblieben sind. In diesem Sinne bitte ich Dich, rühre nicht an den Nasen, der jene finsternen Gräber deckt; eine Schrift von Dir, in derselben Festigkeit abgefaßt, wie Dein Brief an mich, würde Entgegnungen hervorrufen, die den Weg über den Ocean finden würden und Dir in Deiner Stellung höchst empfindlich werden könnten. Ich grüße Dich und die Deinen als alter Jenenser; auch meine Frau würde dies thun, wenn sie nicht krank wäre. Dein Friß Reuter, Dr.“

Ueber diese Correspondenz mit Schramm schreibt Reuter am



„Der Philosoph“.
Karl Schramm, Prediger in Nordhausen.
Nach einer Photographie.



14. December 1866 an seinen alten Freund Schultze („Kapitän“), um sich dessen Zeugniß zu sichern, falls es zu noch weiteren Auseinandersetzungen kommen würde. Der erwähnte Brief hat unter den nachgelassenen Schriften Neuter's (Bd. II) Aufnahme gefunden. Andererseits fand auch Schramm in dieser für ihn traurigen Zeit aufmunternde Zusprache. So schrieb ihm Pastor Arminius Riemann in Friedland (Mecklenburg): „Es wird von Dir Niemand glauben, was er Dir angedichtet; davor sichern Dich Deine Antecedentien, vor Allem Deine Haltung in der preußischen Kammer.“ Auch sein früherer und schon erwähnter Leidensgenosse, der spätere Professor Hermann Behn-Eschenburg zu Zürich schrieb im selben Jahre an ihn: „In seinem Roman brauchte er (Neuter) einen Contrast von Charakteren und starke Schlaglichter, und da hat er denn in einem Anfall von poetischer Rücksichtslosigkeit Dich schwarz und den alten Toll weiß angestrichen — gerade als wärest Du nicht mehr unter den Lebenden und nur noch eine res publica, mit der man nach Belieben schalten könnte.“

Bis 1867 hatte es Schramm an ausreichenden Mitteln gefehlt, um von New-York, wo er Prediger an einer deutschen Kirche war, nach Europa zu reisen, um persönlich mit Neuter zu verhandeln. Vorher schrieb er an ihn nach Eisenach, er möchte ihm mittelfeilen, wann er von Mitte Juli bis Mitte September in seiner Wohnung oder an einem beliebigen Orte anzutreffen wäre; doch blieb die Anfrage ohne Antwort. Um so fester stand nun sein Entschluß, von dem er selbst dann nicht abzubringen gewesen wäre, auch wenn Glagau in jenem Gartenlaube-Artikel die Angelegenheit nicht verschärft hätte. (In einer neuen Auflage seiner Schrift hat Glagau die betreffenden Stellen ausgelassen und nur noch vom „vermeintlichen“ Denunzianten gesprochen.)

In der That führte Schramm im September 1867 seine Abjicht aus. Otto Glagau bemerkt darüber in seiner Neuter-Biographie das folgende: „Wirklich kam der Pastor ein Jahr oder ein paar Jahre später nach Europa. Er kam nach Eisenach und verlangte Fritz Neuter zu sprechen. Der aber lag krank und die Frau empfieng ihn. Sie erklärte, daß ihr Gatte bei dem, was er geschrieben, verbleibe, daß er nichts zurücknehmen könne und nöthigenfalls das Zeugniß verschiedener noch lebender Leidensgefährten anrufen werde. Schr. . . widersprach und ging mit der Ankündigung, daß er wiederkommen werde, hat aber nichts weiter von sich hören lassen.“ — Schramm selbst berichtet über seinen Besuch im Wesentlichen dasselbe; er fügt hinzu, daß Frau

Dr. Reuter sich auf einen engeren Familienrath mit nahestehenden Freunden berief, der beschloffen habe, ihn, falls er erschiene, nicht mit Reuter zusammenkommen zu lassen. Da Reuter krank lag, so verbot sich übrigens an jenem Tage ein Zusammentreffen von selbst. Schramm richtete noch ein Schreiben an die Gattin des Dichters, in dem er betonte, daß er keinen Groll mitgebracht hätte und auch ohne Groll, aber mit der Hoffnung scheidet, daß einst die Stunde komme, wo Reuter erkennen würde, daß er ihm Unrecht gethan. Dann reiste er ab.

Um Näheres über den Gegensatz zwischen Reuter und Schramm zu erfahren, wandte sich der Verfasser an einen Hauptzeugen aus der Festungszeit, nämlich an Joh. Guittienne (Franzose 3.). Dieser hatte eine bessere Meinung von Schramm und fand das, was Reuter ihm als Verrätherei angerechnet hatte, erklärlich und entschuldigbar: Unterm 21. April 1887 schreibt er: „Wie konnte man von denen, die zuerst verhaftet wurden und einfach Alles eingestanden, wie es war, dieses übelnehmen! In der festen Meinung, daß wir höchstens zu sechs Jahren nach den bestehenden Gesetzen verurtheilt werden könnten, habe ich selbst Alles zugegeben, wie es war. Schramm war nun einer der ersten Jenenser Studenten und hat wahrscheinlich bona fide, daß er nichts Gefährliches thue, Alles gesagt, was er wußte. Das wurde den später Verhafteten vorgehalten, und die schrien dann Mordbrot, der Schramm ist ein Verräther!“ Und in den „Burschenschaftlichen Blättern“, Nr. 12, 1887, schreibt Guittienne: „. Ich für meine Person nahm Reuter Nichts übel, aber um Schramm, der es gewiß nicht verdiente, that es mir leid. Schramm war ein tüchtiger Jenenser Burschenschaftler, war einer der ersten, die verhaftet wurden. Er, sowie Alle, sahen in unserer Verhaftung nichts Gravirendes; denn in dem Frankfurter Burschentagsbeschuß konnte nur eines Demagogenriechers Nashornangeßicht den Conat nicht heraus-, sondern hinein- inquiriren, und so nahm er keinen Anstand, das, was wir wußten, die Inquirenten schon lange wußten, unbesangen mitzutheilen. Jedemfalls konnte Schramm keinen Verheiratheten mit Kindern unglücklich machen; denn Leute dieser Kategorie, die also vor 1832 Burschenschaftler waren, wurden entweder nicht verhaftet oder wurden bald wieder entlassen . . . Dieses öffentlich zu bekunden, auch gegen Freund Reuter, zur Ehrenrettung Schramms, habe ich für meine Pflicht gehalten.“

Im Jahre 1879 verließ Schramm Amerika und wurde in Nordhausen freireligiöser Prediger. Er nahm sich vor, Reuter nicht weiter



„Don Juan“.

Wilhelm Cornelius.

Nach einer Bleistift-Skizze von Karl Schramm.



zu großen, das Alter hatte ihn milder gestimmt. Auch unterschied er je länger, je mehr zwischen dem Menschen Reuter und dem Dichter Reuter, und erkannte dessen Ruhm neidlos an. Dazu lebte er der festen Ueberzeugung, daß ohne das Dazwischentreten jenes Familienrathes eine Verständigung mit Reuter nicht ausbleiben wäre. Dafür bot ihm die Persönlichkeit Reuter's eine Gewähr, wie sie ihm aus seinen Schriften mehr und mehr überzeugend entgegentrat. Er erkannte in ihm die kräftige gute Natur des Niederdeutschen, der, wenn Zorn und Unwillen verraucht, sich in angeborener Herzlichkeit und Gutmüthigkeit wiederfindet.

Schramm starb am 17. Oktober 1888.

Don Juan.

Im Jahre 1866 schrieb Reuter an den Kapteihn nach Mejeritz, Don Juan sei todt oder verschollen; 1868 meldete er L. König in Posen, er wäre schließlich verwirrten Geistes geworden und in diesem Zustande nach Amerika ausgewandert und verschollen; in einem anderen Briefe deutete er auch ein altes Leiden bei ihm an.

Wahrheit und Dichtung liegen bei Wilhelm (Gustav Friedrich Ewald) Cornelius nicht zu weit auseinander und begegnen sich in mancherlei Punkten. Er war das siebente und jüngste Kind des Schiffsbauemeisters Johann Cornelius und seiner Ehefrau Eva Isabe in Stralsund und wurde am 27. Mai 1809 geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, erlernte darauf in Kassel den Buchhandel und hielt sich später u. a. in Stuttgart auf. Er maß, wie auch Reuter zutreffend bemerkt, gegen sechs Fuß; es reichte aber sein Gewicht, da er mehr schlank, wenn auch breitschulterig gebaut war, schwerlich an zweihundert Pfund heran. Er imponirte durch stramme Haltung und durch ein scharf markirtes interessantes Gesicht. Die hellblauen schönen Augen unter der hohen Stirn blickten lebhaft und ausdrucksvoll, das ausgeprägte Kinn deutete auf Selbstbewußtsein, und noch kühner erschien das Gesicht durch die auch von Reuter beschriebene gebogene Nase und den herabhängenden Schnurrbart, der braun war, wie das Kopfhaar. Ein Festungsgenosse meinte von Cornelius, er erinnerte an die Portraits neugriechischer Bandenführer, wie eines Canaris, Bozzarris, Maurocordato u. a., und diesen Eindruck verstärkte er durch

seine auffällige Tracht. Er bevorzugte bunte oder silbergraue Weinkleider, einen frackartig ausgeschnittenen, pelzverbrämten und mit Querschnüren besetzten Schlafrock, aus dem er das seidene Taschentuch hängen ließ, und eine gestrickte Troddelmütze. So ähnlich schildert ihn auch Neuter und eine Federkizze von Schramm („Philosoph“), die in Graudenz entstand, läßt sein Bild mit allen charakteristischen Eigenschaften erkennen. Sich seiner Schönheit und Stattlichkeit vollauf bewußt, gefiel er sich in einem majestätischen Gange. Seine zur Schau getragene Eitelkeit, die manchmal in prahlerische Vordringlichkeit ausartete, gefiel allerdings seinen Genossen nicht. Es lebte eine Falstaff-Natur in ihm und eine ziemlich grobe Sinnlichkeit. So mochte er am liebsten Schnurren erzählen, bei welchen sich Mancher die Ohren zuhält. Im Uebrigen aber war seine Unterhaltungsgabe unübertrefflich und hinreißend, und nicht wenig unterstützte ihn dabei sein tieflegendes, kräftiges, modulationsfähiges Organ und eine ansprechende Singstimme.

Die Veranlassung zu seiner Verhaftung und Verurtheilung zu sechs Jahren Festung war seine Rede über das „konstitutionelle Deutschland“ auf dem Hambacher Feste gewesen; außerdem stand er als Redakteur eines Straßburger konstitutionellen Organs auf der schwarzen Liste. (Auf dem Hambacher Feste, unter einer Betheiligung von etwa dreißigtausend Menschen am 27. Mai 1832 auf Schloß Hambach, jetzt Mayburg genannt, bei Neustadt a. d. Hardt wurde von den verschiedenen Rednern Folgendes gefordert: Souveränität des Volkes, Republikanisirung Deutschlands, dessen Einigung, und das Zusammenhalten der europäischen Freistaaten.) Daß er mit verhältnißmäßig so wenigen Jahren abkam, läßt die Folgerung zu, er habe sich weniger als die anderen Redner in die Sache vertieft gehabt, und übrigens lauten die Aussagen über ihn, er hätte in politischen Dingen wohl eine die Aufmerksamkeit anregende, keineswegs jedoch eine radikale und reformatorische Rolle gespielt, ganz seinem Wesen angemessen.

Als er sich in Berlin in Untersuchungshaft befand, verlangte er wiederholt von Dambach die Herausgabe seines beschlagnahmten Vermögens von 10 000 Thalern, das ihm die Eltern hinterlassen hatten. Er wollte nach Amerika auswandern und die preußischen Gerichte von seiner Person entlasten. Sein Gesuch ward jedoch jedesmal abgeschlagen, „Erst absitzen,“ sagte „Onkel“ Dambach. Darauf verurtheilt, kam er auf die Festung Stralsund und wie gut er es hier hatte, geht schon daraus hervor, daß ihm gestattet war, in Begleitung eines Nachwächters auszugehen, so oft und wohin er wollte. Derlei

Annehmlichkeiten hörten für ihn in Magdeburg unter dem strengen Regiment des Generals Hade natürlich auf. Hier in Magdeburg führt Reuter ihn zuerst ein, als er — „hei kunn dat Mul nich gaud hollen un was ümmer Hans vör allen Hügen,“ — aus Anlaß der Flucht zweier Mitgefangenen die Genossen durch eine unbedachte Aeußerung beinahe in große Verlegenheit gebracht hätte.

Erst in Graudenz lehrt Reuter ihn uns näher kennen. Aus seiner Bemerkung „Hei was' ne Ort von Dichter un dorüm freute ik mi, dat wi nu doch einen mang uns hadden, mit den wi „Paulussen“ dümpeln können“ (es bezieht sich dies auf Schramm's Heldengebicht), erfährt man schon, daß ihm der Ruf dichterischer Begabung voran ging. Daß jedoch Cornelius wirklich von Reuter veranlaßt wurde, „Paulussen zu dümpeln“, ist unwahrscheinlich; auch Schramm erinnert sich dessen nicht. Das machte sich übrigens von selbst und es mögen wohl die beiden Dichter, wie Reuter in harmloser Laune berichtet, aneinander gerathen sein, als Don Juan gegen den „Paulus“ sein Abendlied „Hesperus, Hesperus, bring dem Liebchen Gruß und Kuß“ ausspielte. — Die übrigen charakterisirenden Hindeutungen Reuters auf die Persönlichkeit des Cornelius sind zutreffend. Er nennt ihn einen „argen Sünner, sogar von Geburt all en Stralsünner,“ und macht über ihn die wichtige Bemerkung, daß er, „meindag nich, als de Kapteihn, sterblich, ne, ümmer bi lewigen Biew verleiwt was“ — und zwar „nich einmal för ümmer, ne, ümmer för einmal.“ Das bestätigen auch die anderen Festungsgegnen, welchen sein allzu lockeres Wesen und sein sinnliches Temperament nicht gerade sympathisch war. Er konnte, wie sich einer derselben ausdrückt, „keine Dirne im Vorübergehen ohne Muskettier-Huldigung lassen“. Dahingegen erkannten seine Festungsgegnen übereinstimmend seine außergewöhnliche dichterische und rednerische Begabung und sein Unterhaltungstalent an; diese Gaben verführten sie mit seinen unangenehmen Eigenheiten und seinem renomnistischen Auftreten. Freilich hat keiner gern mit ihm zusammenwohnen wollen.

1839 kam Cornelius frei und hielt sich zuerst bei seiner Schwester in Greifswald auf, die mit dem Bürgermeister verheirathet war. Die Sturm- und Drangperiode hatte der nunmehr Dreißigjährige hinter sich; darauf deuten Stralsunder Aufzeichnungen hin. Es heißt von ihm, daß er Zutritt in den besten Familien hatte, daß er als angenehmer und geistprühender Gesellschafter geschätzt wurde und sich hoher Gunst bei den Damen erfreute, so zwar, daß sie in des Wortes

bester Bedeutung für ihn schwärmten. Es lag nur an ihm, daß er keine ernste Anfrage stellte; allein er mochte sich nicht für immer binden und blieb daher Junggeselle. Dagegen zog es ihn unentwegt zur Dichtkunst hin, und manche seiner veröffentlichten Sachen sind noch auf der Straßunder Rathsbibliothek vorhanden. Er verfaßte Lustspiele und Schauspiele, und namentlich verherrlichte er den vier Tage vor seiner Geburt gefallenen Ferdinand von Schill. Von seinen vielen Freiheitsliedern bieten wir folgendes dar:

Elf Bräute sind von mir geliebt,
Die zwölfte mir noch fehlt;
Damit es nun ein Duzend giebt,
Hab' ich Dich, Kind, erwählt.
Doch fürcht' nicht, daß ich's türkisch treib',
Ein guter Christ ich bin und bleib'.

Die erste, meine liebe Braut,
Die Freiheit ist genannt;
Die zweite, früh mir angetraut,
Mein deutsches Vaterland;
Dazu neun Musen wohlgezählt,
Das sind die elf, die ich erwählt.

Und willst Du nun die zwölfte sein,
Und werden mein genannt,
So sei aus Deines Herzens Schrein
Die Eifersucht verbannt;
Denn trotz der Ehe heil'ger Pflicht
Laß ich von diesen Elfen nicht.

Niemals ließ man es ihn fühlen, daß er als „Königsmörder“ gefessen, vielmehr wurde es bedauert, daß ein solcher politisch absolut unschädlicher Mann verurtheilt und aus dem thätigen Leben herausgerissen werden konnte. Er selbst setzte sich übrigens mit seinem glücklichen Temperament über jene Jahre leicht hinweg und liebte es, in humoristisch-satyrischer Weise von seinen Festungserlebnissen zu berichten. Ebenjowenig ließ er es sich anfechten, was Reuter über ihn geschrieben; auch die bedenkliche Abnahme seines Vermögens, herbeigeführt durch flotte Lebensweise, verstand er mit heiterem Gleichmuth zu ertragen. Um sich wieder vorwärts zu bringen, wanderte er schließlich nach Amerika aus. Mancher schüttelte den Kopf darüber, weil er zu diesem Unternehmen nicht mehr die erforderliche Geistesstärke besaß. Geistesverwirrt, wie Reuter in einem Briefe meinte, war er zu dieser Zeit aber keineswegs, sonst hätte man ihn nicht hinübergelassen. Wann und wo er gestorben, hat aber Niemand erfahren.

Lütt Kopernikus.

Erst in der Mitte der „Festungstid“, im 16. Kapitel, machen wir die Bekanntschaft der mit anmuthendem Humor umwobenen Figur des „Lütt Kopernikus“, zu Zeiten auch Krötenbing und Kraßbürste geheißten. Er traf aus Magdeburg ziemlich spät in Graudenz ein, etwa dreiviertel Jahre vor Reuters Auslieferung an Mecklenburg, wog nur 96 Pfund (das heißt nach Reuter) und fiel durch eine krumme, spitze Nase, gelbliche Gesichtsfarbe und durch das geringe Körpermaß von knapp fünf Fuß auf, demzufolge er bei den Füsiliern in Halle linker Flügelmann im zweiten Gliede gewesen wäre. Mit seinem besten Freunde von Halle her, dem Kapteihn, hatte er zugleich gedient, mit ihm den Pandekten und dem preußischen Landrecht obgelegen und in Magdeburg dieselbe Zelle bewohnt; daher war denn auch in Graudenz die Freude des Wiedersehens groß. Bald aber trat die Liebe der Freundschaft feindlich entgegen, und das war unausbleiblich, denn sie liebten beide dieselbe Aurelie.

Friedrich Wilhelm Vogler (so der Name von Lütt Kopernikus) wurde am 14. Juli 1811 zu Cönnern a. d. Saale geboren, woselbst sein Vater, Christian Friedrich, Kaufmann war. Nach dessen frühem Tode verheirathete sich die Mutter, Karoline Magdalene, eine geborene Lange, mit dem daselbst wohnenden Bruder des Verstorbenen. Friedrich besuchte die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle und bezog in einem ungefähren Alter von 20 Jahren die dortige Universität, worauf er als Auskultator nach Herford in Westfalen kam. Wegen seiner Mitgliedschaft zur Hallenser Burschenschaft wurde er nach Halle zurückgeholt und 1834 in Berlin zum Tode durch das Beil verurtheilt; doch wurde die Strafe sofort in eine vierzigjährige und in eine zwanzigjährige Festungshaft umgewandelt. Auf jeder der Festungen Magdeburg und Graudenz saß er drei Jahre, bis ihm 1840 die Amnestie der Freiheit zurückgab.

Uebereinstimmend berichteten zwei Festungsgenossen, daß er sein schweres Urtheil mit Mannesmuth entgegengenommen und auch während der Haft seine Fassung bewahrt habe, wenngleich ihn eine tiefe Erbitterung beherrschte, von welcher wohl kaum einer der eingesperrten Burschenschafter frei gewesen ist. Diese seine verbitterte Gemüthsbeschaffenheit hat Reuter in der Erzählung weniger hervortreten lassen, da ihm daran lag, seine Genossen in ihren Schwächen und Eigenheiten humoristisch beleuchtet vorzuführen, um auf düsterem Untergrunde ein

heiteres Gemälde zu schaffen. Daß es dabei ohne einige Uebertreibungen nicht abging, ist begreiflich; Niemand wird deshalb dem Dichter grollen. Somit halten das geringe Körpergewicht, der auffällig kleine Wuchs, die spitze Nase, die Gelbsucht und was noch mehr, die Probe auf Wahrheit nicht aus. Thatsächlich war er nicht gelbsüchtig (was ja ein vorübergehendes Leiden gewesen wäre), sondern nur ein bißchen „grau angelauten“. Von seinem Körpergewicht hat Reuter ihm 25 Pfund dichterisch abgezackt, denn er wog in Wahrheit mehr als 120 Pfund und war, was Reuter nicht erwähnt, von außerordentlich zäher und widerstandsfähiger Körperbeschaffenheit. Wäre er gewesen, wie Reuter ihn beschreibt, so hätte er sich schwerlich bei einer jungen Dame dauernd in Gunst gesetzt. Er war ein sogenannter rascher Mann, mit bräunlichen, lebhaft blickenden Augen und mit behendem Gange, dazu von lebhaften Bewegungen und schneller Sprache. Daß er mitunter empfindlich war, stieß bei seinen Genossen nicht weiter an; sie kannten ihn eben als einen äußerst soliden, strebsamen und fleißigen Mann, mochten ihn gerne leiden und schätzten ihn hoch ob seines stets untadelhaften Auftretens. Auch in seiner Kleidung war er von peinlicher Sorgfalt. Zwar nennt ihn der Dichter gelegentlich eine „Kragbüste“, doch dürfte diese Bezeichnung nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung aufzufassen sein. Woran Reuter nicht erinnert, ist, daß Vogler von Halle her im Rufe eines geschickten und muthigen Fechters stand.

Sein früheres und späteres Verhältniß zum „Kaptein“ und die Rivalität Beider sollen nicht näher erörtert werden, weil sich in der Dichtung die Wahrheit abspiegelt. Erwähnt mag werden, daß in Graudenz Vogler nicht mehr die alte Freundschaft zum „Kaptein“ ausschließlich beherrschte; er fühlte sich hier, gleich allen Uebrigen, Reuter mit inbegriffen, mehr zum „Franzosen“ hingezogen. Auch in Bezug auf das Verhältniß Voglers zu seiner Angebeteten geht die Dichtung, und sogar in manchen Nebendingen, den Weg der Wahrheit. Es steht fest, daß des Proviantcontroleurs Lucke (nicht Lucke) zwanzigjährige Stieftochter Aurelie Schöneich (deren Name von Reuter in der Erinnerung vielleicht nicht festgehalten und daher mit dem bekannteren Schönborn verwechselt wurde) trotz ihrer Sommersprossen und röthlichen Haare auf ihn sofort den vortheilhaftesten Eindruck machte und er nichts unverjucht ließ, ihre Zuneigung zu gewinnen. Indes hatte es mit der Erhörnung noch einige Weile, und schließlich sollen Voglers Vermögensverhältnisse (5000 Thaler) den Ausschlag gegeben haben. Sobald aber Aurelie ihr Jawort gegeben hatte, blieb sie



„Kopernikus“.

(Friedr. Wilh. Vogler.)

Nach einem Pastellgemälde von Fritz Reuter.

ihm eine aufrichtig ergebene Braut, woran die unabsehbare Festungshaft nichts änderte. Jetzt hatte ihre Schwester Ida, von den Gefangenen zärtlich Idachen gerufen, nach der Zelle und zurück den regen Verkehr zu vermitteln, wie sie auch schon früher die Ueberbringerin des von Reuter so überaus lustig geschilderten verunglückten Mäusepräsenz war.

Wie er zu seinem Spitznamen Kopernikus kam? Dazu gab wohl sein erstes Anschmachten die Veranlassung. Er pflegte sich gedankenvoll über die Theertonne zu beugen, als wollte er auf deren dunklem Grunde die Weisung lesen, wie er sich der Angebeteten nähern und ihre Gegenliebe erwerben könne. Wie Kopernikus am Himmel das Wesen der Sterne erforschte, so suchte er in der schwarz glänzenden Fläche des Theeres den Stern, der ihn dem Ziele seiner Liebe zuführen sollte. Der Vergleich lag zwar nicht nahe, aber die humoristische Laune der Genossen fand ihn trotzdem.

Noch mag erwähnt werden, daß Vogler ein Meister in Gelegenheitsgedichten war, und von diesen gelangen ihm am besten solche, in welchen ein lustiger Schalk sein Wesen treiben konnte. Dadurch wurde er Reuter befreundet, und wenn man um diese Freundschaft nicht noch durch dritte Personen wüßte, so könnte man sie schon aus der liebevoll-heiteren Behandlung schließen, die er dieser Figur zu Theil werden ließ; kleine Störungen hatten dabei nichts zu sagen.

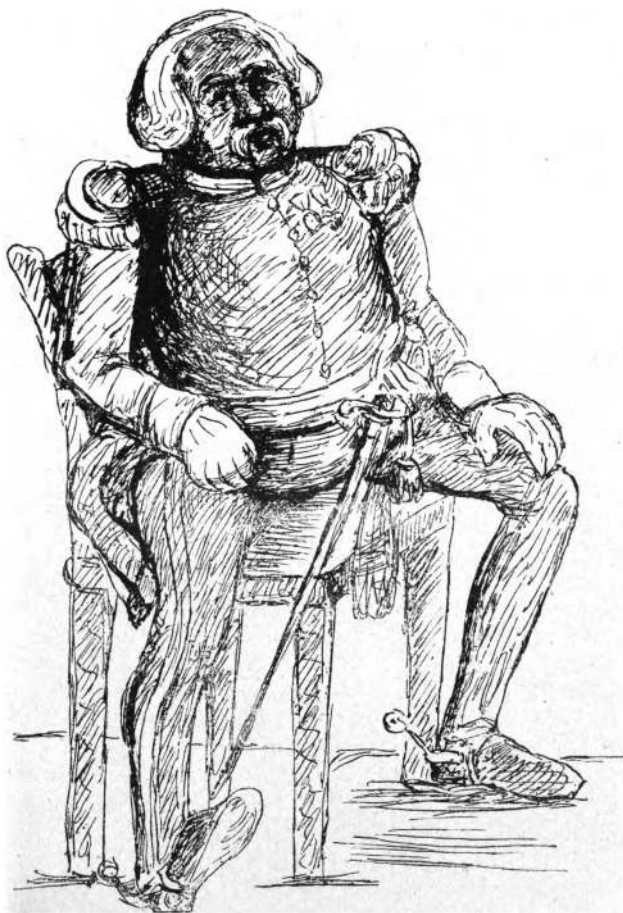
Mit dem Hinscheiden des Königs Friedrich Wilhelm III. erhielt er endlich seine Freiheit wieder, und noch in demselben Jahre wurde er zunächst Auskultator und sodann Referendar beim Kammergericht zu Berlin. In dieser Stellung verblieb er längere Zeit; das läßt sich daraus entnehmen, daß er im Juli 1847 gelegentlich einer Schilderung seiner Schweizer Reise sich noch als einen solchen bezeichnet. Des schnelleren und besseren Fortkommens halber nahm er seinen Abschied, ohne aber mit mancherlei Plänen Glück gehabt zu haben. Das erfährt man aus dem unterm 20. Oktober 1849 an seine Tante gerichteten Briefe, worin es heißt: „Seit meinem durchaus freiwilligen Abgange vom Kammergericht habe ich verschiedene Projekte gehabt, die, soviel Aussichten auch zu ihrem Gelingen vorhanden waren, doch in Folge der unruhigen Zeiten des vorigen Jahres scheiterten. Ich habe deshalb auch manchmal meinen Abgang vom Gericht bereut, was jedoch jetzt weniger der Fall, und wenn ich wollte, könnte ich jederzeit wieder eintreten.“ Sein Bemühen, als Stenograph in der Kammer eine dauernde Anstellung zu finden, hatte ebenfalls keinen Erfolg. Schließlich versuchte er in Verbindung mit einem Berliner Kaufmann die

Durchführung eines Unternehmens, das erst recht zu seinem Schaden ausschlug; denn jener Kaufmann machte Bankerott, entwich nach Amerika, und Vogler mußte mit seinem Vermögen für die Schulden einstehen. Unter diesen bedrängten Umständen war es ein Glück für ihn, daß er 1851 Bürgermeister in seiner Vaterstadt Cönnern wurde.

Bevor wir seinen Lebensgang weiter verfolgen, wollen wir das Verhältniß zu seiner Braut in Betracht ziehen. Es hat sich nicht ermitteln lassen, ob er nach der Graubödenzer Zeit Aurelie Schöneich noch ein Mal sah. Doch schrieben sie sich bis zur Aufhebung des Verlöbnißes. Wann sich ihre Herzen wieder trennten, steht nicht fest, wohl aber, daß er im Jahre 1848 dem „Franzosen“ mittheilte, sie sei verheirathet. Jedenfalls hatte er zuerst den Ring vom Finger abgezogen, und das ist erklärlich, wenn man erwägt, daß er wenigstens in den ersten sechs Jahren nach seiner Freilassung noch nicht abfah, wann er eine gesicherte Existenz haben würde. Somit glaubte er recht zu handeln, wenn er ihr das Verfügungsrecht über sich selber wieder zurückgab. Leicht konnte ihm dieser Schritt nicht geworden sein. Wie hätte er sich sonst seiner nachmaligen Frau gegenüber so warm über Aurelie äußern und ihre Stickerien so hoch in Ehren halten können, wie er es that. Uebrigens wollte sich auch ein Verwandter von ihm noch recht gut erinnern, daß nicht sie es war, die dem Verhältniß ein Ende machte.

Erst zwei Jahre nach seiner Berufung nach Cönnern verheirathete er sich. Er war 42 Jahre alt. Seine Frau war die verwitwete Friederike Harnisch, geb. Freymuth, die ihm fünf Kinder und Vermögen zuführte. Schon am 29. Oktober 1854 starb er, zwei Monate vor der Geburt seines Sohnes Friedrich. Das halbe Jahr vorher erschien er bereits geistig und körperlich gebrochen, bis Gehirnkrämpfe seinen schweren Leiden ein Ende machten. Die Verurtheilung, die Festungshaft und darauf der Kampf um die Lebensstellung hatten ihn um seinen angeborenen Frohsinn gebracht; von dem ehemals so fröhlichen und fesselnden Gesellschafter war nichts übrig geblieben. Aus dieser veränderten Gemüthsverfassung ergab sich ein gesteigerter Mangel an Thatkraft und Selbstvertrauen, eine Abneigung gegen Arbeit, eine düstere Stimmung und eine zunehmende Unzugänglichkeit. Bei alledem büßte sein lauterer Charakter nicht ein, und er behielt bis zu seinem Ende die Werthschätzung und Liebe seiner Mitbürger, die um die Ursachen dieser Veränderung wohl wußten.

Er hatte mit sich abgeschlossen. Die Politik, für die er sich vor-



General von Toll, Commandant von Graudenz.
Nach einer Federstizze von A. Schramm.

dem so sehr erwärmte, begeisterte ihn bald nach seiner Freilassung nicht mehr, und später mochte er gar nichts mehr von ihr hören. So kam es, daß er alle Schriftstücke, die sich auf jenes studentische Verbindungsweesen bezogen, sammt und sonders in's Feuer warf. Dabei leitete ihn zugleich der Gedanke, daß keiner von seinen politischen Freunden in irgend einer Weise jemals bloßgestellt sein sollte. Ganze Körbe voll wurden in die Flammen geschüttet, und keinerlei Briefe, Bilder und Erinnerungszeichen aus der Studenten- und Festungszeit sind von ihm mehr vorhanden.

Seine Frau starb im Jahre 1883. Der Sohn dieser Ehe ist in Apolda Buchhalter. Dieser fragte von Halle aus, wo er die Schule besuchte, beim Dichter an, ob er unter Kopernikus seinen Vater erkennen dürfe, worauf die liebenswürdige Antwort erfolgte, die aus den veröffentlichten Briefen Reuter's bekannt ist. Außer dem von Reuter in Pastell gemalten Bilde mit der Unterzeichnung „F. Reuter s. Vogler 1837“, das wir hier wiedergeben, ist von Vogler noch eine Silhouette vorhanden, die ihn als Studenten mit der weißen Burschenschaftsmütze und dem schwarz-roth-goldenen Bande vergegenwärtigt.

Commandant v. Toll, Schamberg, Köffler und Bartels.

Reuter spricht sich verschiedentlich in warmen, dankbaren Worten über den Commandanten von Graudenz aus; dagegen ist man auf anderer Seite nicht recht geneigt, das ihm Nachgesagte im ganzen Umfange zu unterschreiben; man will es nur unter Bedingungen gelten lassen. Uns deucht, beide Theile sind im Recht. Denn als Reuter nach Graudenz kam, dachte der Commandant nicht mehr wie früher abfällig über das „Demagogenthum“ und behandelte die Gefangenen milder und nachsichtiger.

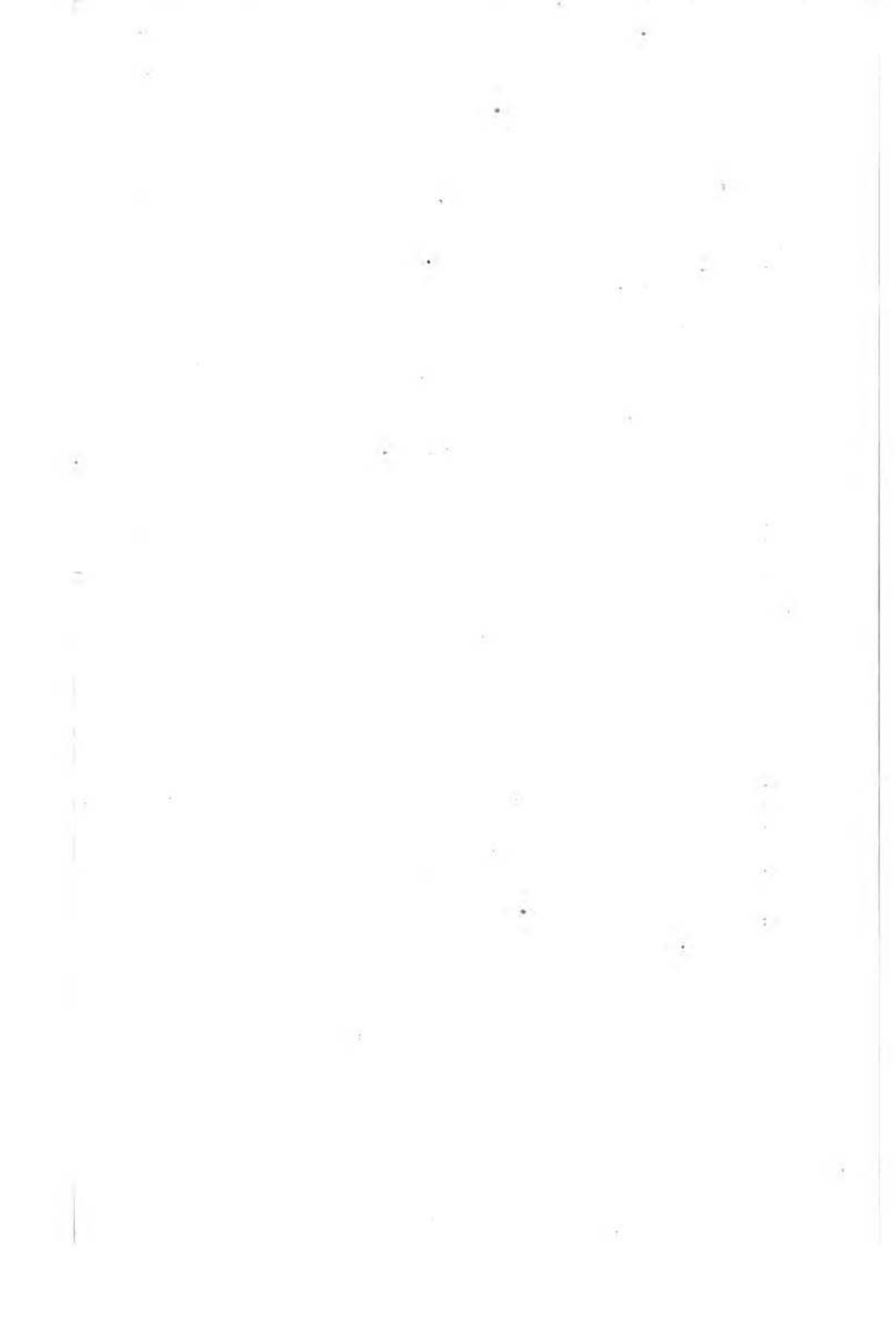
Nach einer Federzeichnung des „Philosophen“, gegen dessen Geschicklichkeit im Zeichnen Reuter nichts einzuwenden fand, war der Commandant eine baumhohe und völlige Gestalt mit auffallend langen, dünnen Beinen. In dem feisten, rundlichen Gesicht mit herabhängendem weißen Schnauzbart herrschte Gutmüthigkeit vor; das sehr üppige, schneelige Haar erregte bei den ziemlich hohen Jahren des Generals einige Zweifel an seine Echtheit; Reuter spricht denn auch verschiedene Male von „sin witte Prüt“. Alles in Allem war der Commandant,

eine Figur aus der Zieten'schen und Dessauer'schen Knopfsperiode; dieser Vergleich rückte noch näher durch seine Gewohnheit, den Degen beim Gehen hinten durch die Rockschöße zu stoßen. Nach damaliger Anschauung war er, was auch die Erzählung bestätigt, nicht gerade ein gebildeter Mann, und seine Gutmüthigkeit, gepaart mit innerer Schwäche, war schuld daran, daß er sich häufig von untergeordneten Personen bestimmen ließ; daß zugleich seine Gutmüthigkeit häufig gemißbraucht wurde, ist leicht erklärlich. Hauptsächlich füllte er seine Zeit mit Paraden, Reiten, Fahren und am liebsten mit Jagen aus, sonst lag er gern im Fenster. Die Familie bestand aus einem hochstämmigen Sohne, der Offizier war, und einer schönen Tochter, von der Reuter meint, sie wäre angenommen gewesen. Die in der Erzählung berichtete Vergangenheit Toll's entspricht ganz der Wahrheit.

Diejenigen Personen nun, welche die hervorgehobenen Eigenschaften des Commandanten zu ihrem Vortheil auszubeuten wußten, waren der Commandanturschreiber Schamberg und der Lieutenant Löffler. Ersterer, eine jener berechnenden Naturen, an denen vielleicht Festungsorte nie Mangel haben (wie Reuter gelegentlich bemerkt), war ein steter Jagdgenosse seines hohen Vorgesetzten. Durch seine Hände gingen auch die Briefe der Festungsgenossen. Sein Mitthelfer Löffler war kein dortiger Beamter, sondern ein zu 22 Jahren Festung verurtheilter Defektant. Er war Lieutenant, Rechnungsführer und Verwalter der Monturkammer des braunen Husarenregiments in Posen gewesen und soll nach und nach Unterschlagungen in der Höhe von zwanzigtausend Thalern verübt haben. Einen Theil der Haft hatte er bereits abgesehen. Infolge seiner außerordentlichen Routine wußte er sich an den Commandanten zu bringen und ihn derartig für sich einzunehmen, daß er in dessen Bureau an allen amtlichen Arbeiten und Verwaltungsgeschäften hervorragenden Antheil erhielt und ihm außerdem die Mitverwaltung der Conduitenlisten der Gefangenen überlassen wurde. Auf dem Proviantamte wurde er auch beschäftigt. Vollste Freiheit genießend und mit einer dauernd gültigen Paßkarte zur Stadt versehen, was auch einer der Parolebefehle des Wachtbuches bestätigt, konnte er sich in seiner sehr wohllichen Kammer auf eigene Kosten eine Leihbibliothek und einen Journalzirkel einrichten; auch hatte er eine Commissionsbuchhandlung, aus der die Gefangenen verbotene Schriften bezogen. Daß ihn der schwache Commandant auch in dieser Beziehung nach Belieben schalten und walten ließ, läßt sich aus dem Umstande folgern, daß nur, als der Inspektions-



Löffler, das Factotum des Commandanten von Coll.
Nach einer Skizze von Karl Schramm.



besuch des Generals v. Bloch angekündigt worden war, schleunigst alles Ungehörige aus der Kasematte entfernt wurde. Löffler war ein mittelhoher und schwächlicher Mensch von einigen vierzig Jahren mit hagerem Gesicht, hoher gewölbter Stirn, Habichtsnase und hervorstehendem Kinn; im Ganzen eine auffallende, charakteristische Erscheinung; Schramm hat auch diese Figur in einer Skizze festgehalten. Reuter beschäftigt sich übrigens mit Löffler nicht.

Endlich gedenken wir noch eines dritten Faktotums Toll's, nämlich des von Reuter oft genannten Unteroffiziers Bartels, der ein schwarzhäariger, schnauzbärtiger, finster und verdroffen dreinschauender Gamaaschenmensch war. Pflichtgemäß mußte er dem Commandanten jeden Abend Bericht über die Gefangenen erstatten, und daneben hatte er ihn mit allerlei Klatsch zu unterhalten. Er that dies mit um so größerem Eifer, als er von einigen der Inhaftirten, bei denen er sich mit seinen Angebereien bis ins Kleinste hinein unliebsam gemacht, aus Vergeltung methodisch geschoren und hin und her gehetzt wurde, von einem Baum zum anderen und von einer Thür zur anderen.

Nebenfiguren aus Magdeburg.

Vorbemerkung.

Zu den Artikeln „Franzof“ und „Kapteihn“ wurde die überaus harte Behandlung der in Magdeburg inhaftirten „Demagogen“ seitens des Commandanten General Graf Hacke hinreichend beleuchtet, so daß bei den nun folgenden Gestalten auf die Verhältnisse in den Magdeburger Kasematten nicht noch einmal eingegangen zu werden braucht. Reuter, der von 1837 bis Februar 1838 dort saß, schuf aus ihnen keine Haupthelden für die „Festungstid“, konnte sie auch dazu nicht erheben, weil der gegenseitige Verkehr durch erschwerende Umstände ein begrenzter war und mithin eine engere Bekanntschaft und Freundschaft außer der Möglichkeit lag. Daher läßt er seine Bekannten meisthin nur in Episoden auftreten, und man vermag sich im Ganzen genommen um so weniger eine rechte Vorstellung von ihnen zu machen, als er überdies ihre Namen nur durch Anfangsbuchstaben andeutet. Zimmer-

hin ist es durch die allbereite Gefälligkeit von Reuter's Leidensgefährten möglich gewesen, nähere Auskunft über die sonst für immer dunkel gebliebenen Existenzen zu erlangen.

Gr

Reuter war mit diesem seinen Zimmernachbarn von links nach eingeholter Erlaubniß zusammengezogen und bewog ihn häufig, ihm bei seinen Uebungen im Zeichnen als Modell zu sitzen. Gr. . . . war Katholik und erhielt vom Geistlichen öfters aufmunternde Besuche. Nach des Dichters Aussage hätte er auf dieser Festung unendlich viel ausstehen müssen, zumal er an der Leber litt.

Grashof war Mediziner und ein hervorragender Burschenschaftler von Würzburg her. Trotz seiner Jugend offenbarte er ein ernstes Wesen, das einen guten Eindruck machte, da er über ein gediegenes Wissen verfügte. Für die Einheit und Freiheit Deutschlands hatte er seine ganze Person eingesetzt, und die Untersuchung gegen ihn hatte sich um so peinlicher und härter gestaltet, als sein Vater, ein Forstrath, im Verdachte stand, denselben Bestrebungen geneigt zu sein. Dennoch ließ sich eine baldige Freisprechung erwarten, weil Grashof wegen seines klugen, geschickten und schlagfertigen Verhaltens durchaus nicht beizukommen war, bis die Angelegenheit durch die Unbedachtsamkeit des Bruders des glücklich entkommenen Reinhard (N. . .) plötzlich eine unglückliche Wendung nahm. Unter den beschlagnahmten Papieren Reinhard's fand sich nämlich eine mit seinem in der Hausvoigtei sitzenden Bruder geführte Correspondenz in Geheimschrift vor, worauf ein überaus strenges und bis ins Kleinliche hinein geführtes Verhör vorgenommen wurde. Es schloß damit ab, daß man über Grashof und mehrere schwer Compromittirte das Todesurtheil aussprach. Daher denn auch seine viel strengere Behandlung und die lange Einzelhaft. Nach der Amnestie blieb er im Elternhause, wo er ein paar Jahre darauf starb.

Bevor dem Verfasser diese Aufschlüsse wurden, nahm er an, daß mit Gr. . . . Hermann Grashof zu Lübeck, der vorher zu Lohe in Westfalen wohnte, gemeint wäre. Mit diesem Grashof hatte Reuter nach einem Briefe von 1867 auf der Festung dasselbe Zimmer inne, ohne dessen hilfreiche Hand wäre er vielleicht schon lange verdorben und gestorben. Dem „biedren Freunde und treuen Leidensgenossen“

aus Magdeburg widmete er die „Festungstid“. 1861 sah er ihn gelegentlich einer größeren Reise unvermuthet in Westfalen nach 23 Jahren wieder, worauf ein Briefwechsel unterhalten wurde und zwar auch nach geschäftlicher Seite hin, weil Grashof von Lübeck aus die Ersparnisse des Dichters vortheilhaft anlegte; das weiß man auch aus Briefen von 1866. Das Dahinscheiden des Freundes am 24. September 1867 ging der Familie Reuter überaus nahe. Einer anderen Mittheilung zufolge hätte Grashof, ein geborener Westfale, in Jena studirt. Er nahm ein durch eine große und stattliche Gestalt mit angenehmem und offenem Gesicht, sowie durch gute Manieren und ein verlässliches, vertrauenerweckendes und ruhiges Wesen.

Wie sich nun aus dem Vorstehenden sich ergibt, scheint es nicht völlig ausgemacht zu sein, welcher Grashof der in der Erzählung erwähnt ist, obgleich der Franzos' B. schreibt, daß es nur der von ihm gemeinte sein könne, also der erstgenannte.

H mann.

Von ihm erzählt Reuter, er hätte die eingeschmuggelten und dann geleerten Weinflaschen künstlich hinter der Kamminthür aufgestellt. Dann wäre sein Bruder vom Rhein her mit einem Duzend 34er für den Inspektor eingetroffen, was eine fröhliche Kneiperei zur Folge hatte. Seinen Studien hätte er in Jena und Bonn obgelegen und bereits fünf Jahre geseffen.

Alexis Heinzmann war der Sohn eines Bergraths in Westfalen und stand im Ansehen eines tüchtigen Burjchenschafters und guten Juristen. Später wurde er Professor in Trier und Elberfeld. Er nahm an dem Aufstande 1848 Theil und floh nach dem Mißerfolge desselben nach London, wo er als Kaufmann in guten Verhältnissen lebte und sich verheirathete. Einige Jahre darauf verstarb er. Was Reuter über ihn geschrieben, kann weder bestätigt, noch ergänzt werden.

Br

Ein Vierteljahr nach seiner Freilassung bewerkstelligte Br in der Verkleidung eines Lazarethgehilfen die Flucht seiner Freunde H und B Reuter schildert ihn als aufgelegt und witzig und

erzählt von ihm, er hätte beim Besuche seines Vaters launig ausgerufen: „Denk' Zug, min Ol hett of all en kahlen Kopp!“ Dann meint er, er wäre ein beliebter Schriftsteller in Wien geworden.

Breur war der Sohn eines hohen Medizinalbeamten in Berlin. Er studirte in Halle Medizin und war Mitglied der dortigen Burschenschaft, die zur allgemeinen Burschenschaft gehörte. Da er erst einige Semester studirt hatte, hielt man ihn nicht für stark belastet, so daß seine Beurtheilung nur auf sechs Jahre lautete. Warum er dennoch nach der Hochburg Magdeburg kam, bleibt unaufgeklärt; doch ist man der Ansicht, er hätte bei seinem Temperamente verschiedene mißliebige Anbeutungen fallen lassen.

Nach erfolgter Freilassung vollendete er in Brüssel seine Studien, ließ sich daselbst als Arzt nieder und erfreute sich einer großen Praxis.

M

M war Priester mit drei Weihen und hatte schon fünf Jahre Haft hinter sich. Wegen seiner Kahlköpfigkeit schafft er sich allerlei Salben an und erfreut sich auch endlich einer Art Lammwolle. Auf dem bei S mann erwähnten Gelage machte er den Inspektor mit studentischen Aneipgebräuchen bekannt.

Messerich, aus Bitburg stammend und zum Priester bestimmt, besuchte das Gymnasium in Trier und studirte ein Jahr Philosophie und zwei Jahre Theologie. Mittlerweile hatte er die kleinen Weihen bekommen. Wegen seiner seltenen Befähigung hatte man ihn zum dereinstigen Professor der Kirchengeschichte ausersehen, doch sattelte er mit acht gleichgesinnten intelligenten Seminaristen um und studirte in Bonn die Rechte. Er wurde Burschenschafter und wegen Theilnahme an der Verbindung zu Heidelberg zum Tode verurtheilt. Nach der Amnestie machte er ehestens seine juristischen Examina und ließ sich als Rechtsanwalt in Trier nieder, wo er es auch in gesellschaftlicher Beziehung zu Ansehen brachte. In der Nationalversammlung und in der zweiten Kammer saß er auf der äußersten Linken und wäre mit dem Franzosen B. wegen Steuerverweigerung beinahe in die Hausvoigtei gekommen. Früher war er sehr dick, so daß er sich der Banting-Cur unterziehen mußte. Wegen seiner Gesichtsbildung erhielt er den Spitznamen „Kladderadatsch“, und darauf deutet auch Reuter in einem Briefe vom 2. Juni 1868 an. Er starb um 1880. Nach

Gaederz (Reuter-Studien) hätte Reuter mit W . . . Haslacher (s. d. „Franzof“) bezeichnet; indeß hat diese Annahme wenig für sich, da die vorstehenden Figuren der Magdeburger Zeit mit ihren richtigen Anfangsbuchstaben bezeichnet worden sind, und kein Grund vorlag, es mit dieser einen anders zu halten.

Auf der Festung „Daems“.

Dömitz, im Volksmunde Daems geheißen, ist eine Elbestadt im westlichen Mecklenburg mit etwa 2600 Einwohnern. Unter Johann Albrecht wurde die Citadelle 1570 vollendet und um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem Zuchthause eingerichtet. Diesem Zwecke diente die Festung bis 1843. Später wurde eine Pflgeanstalt für Irzsinnige daraus; 1880 ward diese mit der Landesirrenanstalt „Sachsenberg“ vereinigt. Seitdem ist Dömitz Staats- und Militärgefängniß.

Hier in Dömitz verlebte Fritz Reuter, auf Verwendung seines Landesfürsten Paul Friedrich endlich aus Graudenz entlassen, von Juni 1839 bis Juli 1840 den Rest seiner Haft, die zwar noch auf 24 Jahre lautete, aber mit dem Hinscheiden des Königs Friedrich Wilhelm III. aller Erwartung nach zu Ende sein mußte. So kam es ja denn auch ein Jahr später. Daß ihm der Großherzog nicht sogleich die Freiheit gab, lag bekanntlich daran, daß sich der preussische König das Begnadigungsrecht vorbehalten hatte. Immerhin war durch die Auslieferung auf die heimathliche Festung viel, sehr viel gewonnen und es waren hoffnungsfreudige Gefühle, die den Gefangenen beseelten, als er den heimischen Boden wieder unter sich hatte, und er inmitten seiner Landsleute trotz des Mauerwerks eine ungleich freiere Bewegung und nachsichtigere Behandlung erwarten durfte. Uebrigens hatte schon früher der Commandant die Instruktion erhalten, gegen die politischen Gefangenen von der Art der Burschenschafters möglichste Rücksicht zu üben.

Wohl hatte Reuter auf all den vorigen Festungen Menschen angetroffen, die später, als er die „Festungstid“ schrieb, seinem schaffenden Humor gar vortrefflichen Stoff boten. Ungleich mehr war dies jedoch bei den Gestalten der Fall, die ihm in Dömitz als seine Vorgesetzten entgegentraten. Hier fand er so viel drollige Eigenheiten, eine solche Fülle unfreiwilliger Komik und so viel heitere Originalität, daß er

nicht dichterisch auszugestalten, sondern nun nur frisch darauf los zu portraituren brauchte. Das waren Leute, die einer vergangenen Zeit angehörten und wie komische Fragezeichen in die Gegenwart hineinragten. Voran der alte Oberstleutnant und Commandant v. Bülow, im Gamaschendienst grau geworden und im täglichen Mergel über seine Offiziere sich einer „Berggrüßheit“ beleißigend, die so gar nicht stimmen wollte zu seiner herzlichen Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit.

Daß Reuter dennoch alle diese Gestalten, so anziehend sie für ihn als Humoristen auch sein mußten, nur flüchtig passiren ließ und sein Dömitzer Festungsjahr nur so obenhin streifte, läßt sich erklären aus seiner Dankbarkeit und vielleicht noch mehr aus seiner Neigung zu einer Tochter des Commandanten. Mit der Erkorenen und einer ihrer Schwestern blieb er nach seiner Freilassung in brieflichem Verkehr, doch hat es sich nicht nachweisen lassen, wie lange. Und als die bevorzugte Jungfrau von dem steigenden Ruhm ihres Freundes vernahm, und es ihr immer mehr klar wurde, daß er bei seinem dichterischen Schaffen von Personen, Erlebtem und Thatsächlichem auszugehen pflegte, daß sie demnach annehmen durfte, er würde auch die Dömitzer Zeit voll verwerthen und ihren Vater lustig in den Mittelpunkt der Schilderung stellen, da legte sie eine kindliche Fürsprache ein, und eine Bitte aus solchem Munde konnte nicht abgeschlagen werden. Gegenwärtige und künftige Leser werden es dem Dichter nur hoch anrechnen, daß er aus diesem Grunde die Dömitzer Zeit, die ihm für seine „Festungstid“ die dankbarste hätte werden können, nur flüchtig behandelte, und daß die breit angelegte Erzählung zuletzt dünn ausfließt.

Als Reuter an Mecklenburg ausgeliefert wurde, setzte er, wie schon erwähnt, eine ungleich mildere Haft voraus, sogar seine baldige Freilassung. Es war ihm nicht verborgen geblieben, wie sein Landesherr über die mit so grausamer Strenge in Preußen gehandhabte Verfolgung der jugendlichen Gemüther dachte; er wußte darum, wie nachsichtig die mecklenburgischen Gerichte gegen die sog. Demagogen vorgegangen waren. Dennoch wurden seine Erwartungen noch weit übertroffen, und ein Frühlingstrahl durchleuchtete und erwärmte das gleichsam während langer Winternacht durchfrosthete und gelähmte Herz, als ihn der alte Commandant mit väterlichem Wohlwollen empfing und ihm nicht nur eine unvergitterte Kasematte anwies, sondern ihn auch aufforderte, in den Kreis seiner Familie zu treten.

Was Reuter hierüber, sowie über den Commandanten und die mit ihm in Zusammenhang gebrachten Persönlichkeiten in knappen Sätzen

berichtet, lehnt sich eng und ohne Ausschmückung an die Wahrheit an. So haben es dem Verfasser zwei höchst ehrenwerthe Persönlichkeiten bezeugt. Die eine ist der Gerichtsssekretär a. D. Karl Schmidt in Wismar, dem Reuter in scherzhaften Reimen „Schurr Murr“ gewidmet hat, und der als stark belasteter Jenerer seine ihm zuerfaunten zwei Jahre vor Reuter's Erscheinen in Dömitz abbüßte; die andere ist der Oberamtsrichter Muffäus in Wismar, der als Schulfreund von Parchim her Freund Friß wiederholt in der Kasematte von Dömitz besuchte.

Der Oberstlieutenant v. Bülow, dessen Geschlecht in Mecklenburg stark verbreitet ist und das in der Doberaner Kirche eine Grabkapelle hat, war um die angegebene Zeit — 1839/40 — schon recht alt; doch dürfte ihn Reuter mit gegen 80 Jahre zu hoch geschätzt haben. Er war etwas über mittelgroß und mehr schlank, und den ziemlich schmalen Kopf bedeckte eine Perrücke. Trotz seines Alters schritt er noch aufrecht einher, und obschon er sich besleißigte, recht soldatisch zu erscheinen, sah er dennoch nicht mehr echt kriegerisch aus. Mit zunehmenden Jahren schlug sein Wesen in komische Verdrossenheit um, wohl aus Mangel an hinreichender Beschäftigung auf der kleinen Festung. So ward er sich mit seinen Gedanken schier selbst zur Plage, und es erleichterte seine Brust, wenn er Gelegenheit fand, sich gehörig auszu-donnern. Das Meiste davon blieb dann auf den gleichfalls seiner Obhut anvertrauten Zuchthäuslern sitzen. Doch schrak Keiner bei solchem Donnerwetter zusammen; man wußte, daß Ausbrüche solcher Art keine üblen Folgen hatten und im Grunde nicht schlimm gemeint waren. Auch Reuter deutet an, daß sich bei ihm manche Eigenthümlichkeiten ausgebildet hatten, die sich zumeist gegen seine Offiziere richteten, und daß er auch in der Häuslichkeit, wenn auch nicht mit besonderem Glück, gebieterisch aufzutreten liebte. Eine schulgerechte Bildung hatte er nicht, und seine militärische Laufbahn begann bei den Musketiern. Als Offizier machte er mit den das Land vergewaltigenden Franzosen auch die Heßjagd auf Schill mit. Vorbeeren brachte er aber nicht heim; auch ward sein Corps bei Damngarten (bei Ribnitz) leider gewaltig aufs Haupt geschlagen.

In Gewohnheiten und Lebensweise war er gut bürgerlich, doch vergaß er dabei nicht Geburt und Stand. Am liebsten ging er, wie auch Reuter andeutet, in Civil, dann war er am zugänglichsten. Im Wirthshause in der Stadt drumten ließ er Wein aufgehen und noch lieber Rum, und Reuter war dabei nicht selten sein Gesellschafter. Da

es nicht viel zu thun gab, so lag er mit einer gewissen Leidenschaft fast tagtäglich dem Maidwerk ob, und er hatte Nichts dagegen, wenn sich die politischen Gefangenen mit der Flinten gleichfalls hinausmachten. Gegen sie war er überhaupt so nachsichtig, daß er sie nicht daran hinderte, wenn sie sich meilenweit, z. B. bis nach Lüttheen oder gar ins Hannoverische entfernten. Er war ja sicher, daß sie wiederkommen würden, weil sie es nirgends besser haben konnten, als bei ihm.

Wilbrandt bringt über die in der Citadelle geübte Milde und Nachsicht in Bezug auf Reuter selbst noch einen anderen Beleg, indem er hervorhebt: „Von 12 Uhr Mittags bis 3 Uhr Nachmittags sollte er zum Essen nach der Stadt von der Festung heruntergehen dürfen; und in einer Nachschrift setzte der menschenfreundliche alte Herr hinzu: „Bis auf weiteren Befehl soll dem Studiosus Reuter noch erlaubt sein, von 3 bis 5 Uhr zum Baden gehen zu dürfen; um 5 Uhr muß er wieder an der Wache sein.“ Doch wußte Reuter die Zeit in seinen Willen zu bekommen, indem er die Uhr stellte. Das wagte er hauptsächlich dann, wenn er die Frau Oberstlieutenant mit ihren fünf Töchtern auf den Ball begleitete, wo sich der Herr Gemahl nicht sehen zu lassen pflegte.

Welche von den schmucken Töchtern, von denen die jüngste sogar als eine Schönheit galt, der dreißigjährige Studiosus in sein Herz geschlossen, muß wohl zweifelhaft bleiben. Nur soviel weiß man, daß es entweder die Emma oder die Adelsheid war, und will man sich von einem Zulkappgedicht leiten lassen, so dürfte auf die Erstgenannte zu schließen sein. In diesem Gedicht feiert er Emma als die den lieblichen Trank spendende Hebe, und dann fährt er fort:

Denn böt' ich Dir mehr, so sagtest Du wohl:
 „Ich danke schönstens, mein Vester!“
 Drum biete, eh' solch eine Ras' ich mir hol',
 Ich lieber das Päckchen der Schwester.“

Warum Reuter die Erkorene sich nicht zu eigen gemacht? Eine Frage, die wohl ungelöst bleiben muß. „Es hat nicht sollen sein!“ Neigung zu einander war zweifellos vorhanden, sonst hätte sich ein späterer Briefverkehr schwerlich entwickelt. Doch Reuter konnte keine Existenz bieten, er hatte noch nicht ausstudirt und in den fast sieben Jahren Vieles vergessen. Für beide Theile galt die Eage von den Königskindern:

Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war gar zu tief.

Vielleicht, daß es sich anders gemacht, wenn Emma, um an diesem Namen festzuhalten, mit einer angemessenen Mitgift hätte aufwarten können. Allein die Eltern hatten mit sich selber zu thun und verfügten nicht über Ersparnisse.

Auch die Frau Oberstlieutenant war von Adel, doch that sie sich darauf Nichts zu Gute. Diese mehr kleine Frau mit hübschen Gesichtszügen nahm ein durch Herzengüte, lauterer Charakter, ungezwungenes Wesen, freundliche Sitte und Hinneigung zu fröhlicher Geselligkeit. Sie erfreute sich allseitiger Zuneigung, und weil sie sich verständnißvoll in gegebene Verhältnisse einzufügen verstand, so konnten Mißstimmungen im Hause nicht aufkommen; sie begegnete der Griesgrämigkeit ihres alten Commandanten durch freundliche Bereitwilligkeit und reizte ihn nicht durch Widerrede.

Daß der Oberstlieutenant viel mit seinen Offizieren haderte und aus ihnen keinen passenden Adjutanten herausfinden konnte, darf man ihm nicht übel nehmen; waren es doch alte Leute mit gar dürftiger Schulbildung, die sich mit den Jahren aus der Reihe der Gemeinen endlich in die Höhe gebient hatten.

Da ist zuerst zu nennen der Premier-Lieutenant König (von Reuter mit R angedeutet). Ehedem war er Kavallerist in Ludwigslust, 1812 kannte man ihn schon als Feldwebel, und endlich hatte er mit 50 Dienstjahren das Patent seiner letzten Würde, das ihm erst kurze Zeit vor Reuter's Eintreffen übergeben sein konnte. Er war ein gutherziger und redseliger Herr und erzählte Jedem, der ihm nachsichtig das Ohr lieh, seine Lebensgeschichte. Reuter schildert seine Rede höchst ergötzlich und das immer wiederkehrende „nämlich“ ist keine dichterische Zuthat. Wenn er auf seine Verdienste zu sprechen kam, meinte er gar ängstlich-bescheiden, von solchen könne wohl kaum die Rede sein, auch hätte er das letzte Patent sicherlich nur seinem Alter zu verdanken. Als seine hervorragendste That bezeichnete er die Führung einer Partie Schlachtochsen nach Polen, als Napoleon gegen Rußland marschirte. Sieht man von der trüglichen Angabe ab, wonach so um 1810 die 50 Reiter zu Ludwigslust nur in halber Anzahl beritten gewesen wären, so lauten dagegen all die anderen Mittheilungen über die Person der Wahrheit gemäß. Denn König galt als ein pflichteifriger Offizier und war nicht nur bei den Soldaten, sondern

auch bei den Bürgern beliebt. Daß sein Wesen und seine Haltung keineswegs kriegerischer Art waren, trotz seiner großen, stattlichen Figur, fiel in Dömitz Niemanden auf.

Der gleichfalls sehr alte Hauptmann v. Hartwig war ein kleiner gemüthlicher Mann, und der Lieutenant Lange (V. . . .) besaß in Bezug auf Wuchs und Gesichtsbildung einige Aehnlichkeit mit Napoleon I. Wegen seiner Absonderlichkeiten mußte er manche Sticheleien und Foppereien über sich ergehen lassen; dennoch hatte man ihn gern, weil er sich stets freundlich, zuvorkommend und gefällig zeigte. Er war es, der dem vorhin erwähnten Burschenschafter Karl Schmidt seine Doppelflinte zu leihen pflegte, wenn der Gefangene Lust hatte, auf die Jagd zu gehen.

Ueber Lieutenant Th. und Quartiermeister B. weiß man nichts Näheres mit Sicherheit. Dagegen ist die ungenannte Tante, die dem Neffen bei seinem Eintreffen in Dömitz die Kasematte wohnlich und anheimelnd hergerichtet hatte, die verwittwete Frau des früheren Direktors Reuter, des ältesten Bruders des Bürgermeisters in Stavenhagen. Ihrer gedachten wir schon in einem früheren Abschnitte.

V. De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti.

Vorbemerkung.

Die Vermuthung lag nahe, daß sämtliche Figuren, die Reuter in diesem heiteren Familienroman auftreten läßt, direkt dem Leben entnommen seien. Spielt sich doch die Geschichte während der Gesellschaftsreise nach Konstantinopel ab, die Reuter und seine Gattin selbst mitmachten. Es hat sich jedoch für diese Vermuthung trotz emsigen Forschens kein Anhalt finden lassen. Offenbar sind die kurz charakterisirten Reisegesellschaftler, die an der Familiengeschichte selbst unbetheiligt bleiben, nicht erfunden. Diese, die nur die Staffage zum Bilde bilden, kommen jedoch weniger in Betracht. Wohl aber scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Helden des Familienromans, Groterjahr und seine gebildete Ehehälfte, der alte Zahn,

Helene, Paul, Jochen Klähn, Franz Kemlich, ja selbst der alte Onkel Vors, frei erdichtete Gestalten sind. Direkt nach dem Leben gezeichnete Figuren sind, wie die übrigen Reisetheilnehmer, die Tante Line und der Student Weiers. Auch mit der fadensteinigen Figur des Barons von Unkenstein knüpft Neuter an einen jungen Mann an, der thatsächlich von Wismar durchgebrannt war, und außerdem ist es der Küster Beerboom, zu dessen Figur und Familienverhältnissen dem Dichter eine bestimmte Person den Stoff geliefert hat.

Tante Line.

Die alte magere „Tante Line“, nach dem Tauschein Karoline Müller geheißten, bringt ein belebendes und anheimelndes Element in die Erzählung. Sie weiß sich ohne Zwang zu benehmen und prächtig und interessant zu schildern, auch nöthigen ihre Belesenheit und ihr nicht gewöhnliches Wissen Erstaunen und Respekt ab. In ihrer herzlichen Art vermengt sie Hochdeutsch und Platt und redet alle Frauen, die hinter ihr an Jahren zurück sind, mit „Min' leiw' Tochter!“ an, unbekümmert darüber, ob es mit Nasenrümphen aufgenommen wird oder nicht. Wegen drückender Verhältnisse war sie bis dahin aus Wismar noch nicht herausgekommen, und erst eine ansehnliche Erbschaft von ihrer Schwester hatte sie in den Stand gesetzt, ihrer alten Sehnsucht nach fremden Ländern und fernen Stätten zu genügen. So hatte sie sich denn entschlossen, die Gesellschaftsreise nach Konstantinopel mitzumachen. Unterwegs schließt sie sich der Familie Groterjahn an und entlarvt den Pseudobaron von Unkenstein. Während der gemeinsam verlebten Reise hat Onkel Jahn aus Klein-Barlow sie dermaßen schäßen gelernt, daß er sie veranlaßt, den Rest ihrer Tage in seinem, durch den Tod seiner Frau verwaissten Hause zu verleben. Sie schlägt ein, und „zwei olle Garten würden noch mal wedder jung“.

Bei der Behandlung des Originals der Tante Line hat Neuter Dichtung und Wahrheit ineinander greifen lassen. Zunächst beruhen auf Dichtung ihre durch Erbschaft bedeutend aufgebefferten Vermögensverhältnisse, sodann ihre Bethheiligung an der Reise nach Konstantinopel und endlich ihr späteres Zusammenleben mit Onkel Jahn. Ueber letzteren Punkt hat sich Neuter in einem Briefe ausgelassen, den er am 21. Dezember 1868 von Stuer bei Plau aus an Frau Lina Loeper auf Wilhelmsfelde (Pommern) richtete. Da heißt es: „Was

num Ihre Anfrage betrifft, so erlaube ich mir zu antworten, daß ich ebenfowenig an eine Heirath zwischen dem alten Zahn und Tante Lina gedacht habe, als die Beiden wahrscheinlich selbst. Ist denn das nicht möglich, daß zwei so alte Leute, auch ohne Heirath, in herzlichster Innigkeit zusammen ihre alten Tage beschließen? Ja, würde es nicht unverbindermaßen auf die Beiden ein Streiflicht von Lächerlichkeit werfen, wenn sie in ihren alten Tagen noch schleppenden, stolpernden Schrittes an den Altar Hymens heranträten?“

Fräulein Luise Hasselbach, so lautet der wirkliche Name der vom Dichter nach Wismar versetzten Dame, war eine Pastorentochter aus Siebenbollentin bei Treptow a. d. Tollense und wurde bald nach 1780 geboren. Nach dem Tode der Eltern wohnte sie mit ihrer Schwester zusammen in Treptow. Bei Fritz Peters in dem nahe gelegenen Thalberg machte sie — sie war damals ungefähr siebenzig Jahre alt — Bekanntschaft mit Neuter und dessen Braut, und diese Bekanntschaft ging in die herzlichste Freundschaft über, als sich Neuter's 1851 in Treptow eingemietet hatten. Man sah sie bei ihnen tagtäglich aus- und eingehen und an Allem theilnehmen, was das junge Ehepaar berührte. Zu ihrem großen Leidwesen gab Neuter 1856 Treptow auf und siedelte nach Neubrandenburg über; doch sobald ihre Schwester gestorben war, folgte sie dem Neuter'schen Paare nach dort nach und wohnte sich bei ihrer Nichte ein, die sich von Handarbeiten ernährte, so gut es gerade anging. Nun hatte sie wieder erwünschten Anschluß, und Neuter's wieder die gemüthliche Alte. Sie starb in Neubrandenburg als eine hohe Achtzigerin.

Wie es auch in der Erzählung ohne Ausschmückung von ihr heißt, waren des Lebens Annehmlichkeiten an ihr vorbeigegangen. Was sie in der Jugend träumte, hoffte, sann und ersehnte, das fand keine Erfüllung. Das war das erste Begräbniß. Dann hieß es, sich zu üben in Genügsamkeit und sich glücklich zu fühlen in kleinem Stübchen und an kleiner Schüssel. Und warum es nicht anders sein konnte? Sie stand eben nicht mit ausgebreiteter Schürze unter dem Füllhorn des Glücks. Nur ein geringes Erbe war ihr zugefallen, kaum hinreichend, um ihre Bedürfnisse zu bestreiten, und ihre Ansprüche auf Lebensunterhalt waren so überaus bescheiden. Daran änderte später wesentlich auch nicht die Hinterlassenschaft ihrer Schwester, und somit blieb auch der heiße Wunsch unerfüllt, einmal heraus zu sein aus der angeborenen Umgebung und reisen zu können in die fernern Gegenden, in die sie immer und immer wieder, ja mit den zunehmenden Jahren eine unbezähmbare Sehnsucht zog. Sie blieb also

daheim, aber auch wieder nicht daheim. Sie verschaffte sich nämlich, wo sie konnte, beschreibende Reise-Werke; durch diese ließ sie sich leiten und führen, so daß sie im Geiste den Rhein, die Schweiz und andere schöne Gegenden sah; und weil ihr eine hochentwickelte Phantasie eigen war, so hielt es bei ihr nicht schwer, die Schönheiten und Erhabenheiten der geschilderten Punkte seelisch zu genießen. Was sie las und im Bilde sah, war ihr unverlierbar, und mit der Karte zur Seite eignete sie sich ein so umfangreiches Wissen über fremde Gegenden, Sehenswürdigkeiten und Menschen an, daß darüber Manche staunten und am meisten diejenigen, die jene ferne Gegenden selbst gesehen hatten. Reuter läßt sie nun, mit einem Erbschatz beglückt, die Reise nach Konstantinopel hochvergnügt mitmachen. Er wollte einem entfangungsvollen Leben einen sonnigen Abschluß verleihen und zeigen, daß man in alten Jahren innerlich nicht abzustarben braucht, im Gegentheil sich jugendliche Empfänglichkeit bewahren kann, wenn man sich in der goldenen Kunst geübt hat, an den häßlichen Seiten des Lebens vorbeizublicken, die freundlichen aber auf sich einwirken zu lassen und mit warmem, willigen Herzen festzuhalten. So war Luise Hasselbach beschaffen, und darum muß sie mit auf die Reise; darum drückt er sie auch nicht in den Hinterraum, sondern stellt sie mitten in die Gesellschaft, die sich gar bald, gefesselt von ihrer heiteren Redseligkeit, um sie drängt. Diese Rolle war ihr auch ganz angemessen. Ist ihr doch von naher Seite nachgesagt worden, daß sie in den Familien, in welchen sie verkehrte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken pflegte, ohne es zu wollen. Ob sie bei alledem geistreich war, was man geistreich nennt? Zu diesem Urtheil wollte man sich allerdings nicht versteigen. Doch was sie erzählte, war so drollig, erheiternd und spannend, daß man des Zuhörens nicht müde ward. Sie unterhielt nicht allein von dem, was sie gehört, gesehen und beobachtet hatte, sondern auch von dem, was sie gelesen, und sogar ernste Männer ließen ihr gerne das Ohr, wemgleich sich ihre Plaudereien mitunter recht in die Länge zogen und sie hin und wieder auch manchen unwahrscheinlichen Aufpuß mit zum Besten gab. Es stand ihr nun mal an, und die Eigenart ihres Wesens ließ höchstens schalkhafte Einwürfe, nicht aber ernste Erwiderungen oder gar Spott und Lachen zu. Man wollte die trauliche Alte nicht anders haben, und schätzte sie so wie sie war. Bei Reuter's aber war der Tag nicht recht gerathen, wenn sie nicht vorgesprochen hatte.

Tante Luise stand früh auf und war dann bald in der Haube.

Dann nahm sie den Korb auf den Arm und ging in die nächste bekannte Thür. Hatte sie sich dort ausgeplaudert und so und so viele Neuigkeiten eingesammelt, so kamen andere gute Freunde an die Reihe und Jeder freute sich, wenn die freundliche Alte erschien. Wer zuletzt daran kam, war natürlich am besten daran, denn der profitirte von Allem, was Tante Line bei Tage lang's an Neuigkeiten aufgeflesen. Vor ihr gab es auch keine Geheimnisse. Jeder vertraute ihr, weil er wußte, daß sie die Harmlosigkeit und Gutherzigkeit selber war, daß sie Neid, Haß und Schadenfreude nicht kannte, und daß ihr freundliches, kluges Wort sich oft wie ein milder Balsam auf Wunden legte, die Jörn und Uebereifer gerissen hatten.

Neuter nahm an ihr von vornherein ein lebhaftes Interesse und hatte ein wahres Behagen an ihren Erzählungen und Schilderungen.

Wie er sie kennen und schätzen gelernt hatte in ihrer anmuthigen Originalität, so stellte er sie in seine Erzählung. Auch ihre besondere Art, plattdeutsch und hochdeutsch durcheinander zu reden (eine Art, die übrigens im gemüthlichen Verkehr gebildeter Mecklenburger nicht selten ist), hat er getreu wiedergegeben. Auch ihr zutrauliches „Min lein Tochter“, das sie an alle jüngeren Geschlechtsgenossinnen zu richten pflegte, hat er ihr in seinem Werke unverändert gelassen.

Küster Beerbaum.

Eigentlich ist der alte Küster Beerbaum nur eine Nebenfigur des überklugen „Semerist Franz Kemlich“, und auch den Seinen gegenüber spielt er eine bescheidene Rolle. Obschon er als verständiger Mann von der Romanleserei nichts wissen will, so kann er sich doch dem Zauber der „Geheimnisse von Paris“ nicht entziehen, und auch ihn schlägt der emsige Vorleser Franz Kemlich in seinen Bann, auf daß er Predigt und Essen und Trinken vergißt.

Neuter kam zu dieser komischen Episode im Küsterhause, als er sich 1847 in Roggenstorf bei Daffow (einige Meilen östlich von Lübeck) bei seinen zukünftigen Schwiegereltern aufhielt. Im Pastorenhause wurde auch über die Familie des Lehrers und Organisten Neumann gesprochen; es reizte ihn an, sie näher kennen zu lernen und er suchte mit ihr in Verkehr zu treten. Das geschah nicht eigentlich Neumann's wegen. Denn dieser hatte wenig Eigenthümliches an sich; er war

nicht von dem Schlage so vieler damaliger ritterschaftlicher Lehrer, die bei dürftigster Bildung Schneiderei, Stellmacherei und dergleichen nebenher betrieben; er hatte vielmehr das Landesseminar in Ludwigslust besucht und war ein tüchtiger Lehrer, dessen Leistungen sich allgemeiner Werthschätzung erfreuten. Als er 1832 die fürstliche Stelle in Roggenstorf übernahm, war er zweiunddreißig Jahre alt. Er verheirathete sich zweimal und verzog, wiederum Wittwer geworden, nach seiner Pensionirung 1872 nach dem nahe gelegenen Grevesmühlen, wo er das Jahr darauf an Lungenentzündung verstarb.

Daß Reuter diesen gesetzten Mann in eine lächerliche Situation versetzt oder, was wohl richtiger gesagt ist, an seine Stelle eine Figur vom Schlage der ritterschaftlichen Dorfschulmeister treten läßt, einfältig und komisch in Sprache und Geberde, geschah offenbar, um ihn in Uebereinstimmung mit der drolligen Lesewuth seiner lieben Familie zu bringen. Frau Neumann war nämlich in Wirklichkeit, wie die Mutter Beerbom Reuter's, dermaßen auf Geschichten und Romane verlesen, daß darüber nicht selten die Mahlzeiten verlesen wurden und der hungernde Mann, da eben zum Kochen einer warmen Mahlzeit keine Zeit geblieben war, zum Brot langen mußte. Zu der Leserei zog sie auch die älteste Tochter Marie und das halberwachsene Dienstmädchen heran. Je gruseliger die Lektüre, um so schöner war sie, ja mitunter wurden die Mutter wie die Mädchen so von den Sputzgeschichten aufgereggt, daß sie sich schenten, zu Bett zu gehen. Bei den engen Dorfverhältnissen konnte diese komische Leidenschaft der Küsterfamilie nicht unbemerkt bleiben. Reuter erfuhr von ihr, wie gesagt, im Pfarrhause und verwerthete sie, ohne Wesentliches hinzuzuthun, in jener ergötzlichen Scene. Was Neumann selbst anbetrifft, so betheiligte er sich nicht an der Leserei, unter der er nur zu leiden hatte, und hörte höchstens nur vorübergehend einmal zu.

Die Tochter Marie, die Rosamunde in der Erzählung, hatte wie ihre beiden Schwestern Line und Lisette, ein hübsches Aussehen und ein feines Wesen. Ehe sie sich mit dem Lehrer Brüggmann in Plate verheirathete, war sie mit einem Hülflehrer verlobt gewesen. Das Verhältniß mit Franz Kemlich ist jedoch zweifellos ebenso erdichtet wie die komische Figur des Kemlich selbst.

VI. Dörchläuchting.

Dörchläuchting.

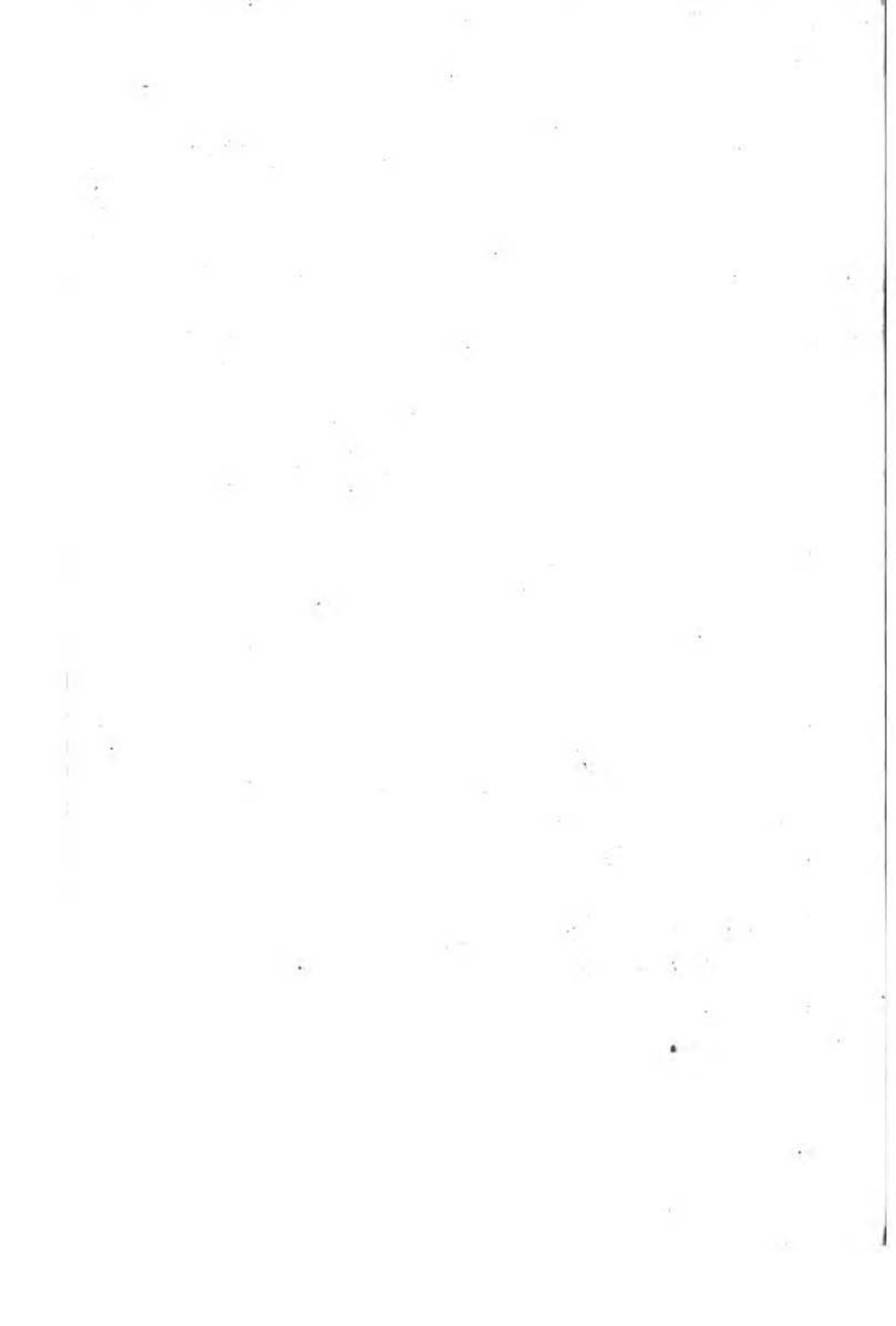
Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz ist in der Erzählung als ein gar schnurriger Herr hingestellt, voller komischer Marotten und Schrullen. Sein stolzes Wort „Wir sind regierender Herr!“ verfängt nicht und sogar auf seinen Kammerdiener macht das Wort des mächtigen Gebieters, dem er es überhaupt an schuldiger Ehrerbietung durchaus fehlen läßt, keinen Eindruck. Noch mehr verflüchtigt sich die Herrschermwürde durch die ewigen Geldverlegenheiten („Uns borgt kein Minsch!“), die Sputzgeschichten und die leidige Angst vor den Gewittern.

Bernehmen wir jetzt, wie die Geschichte und Zeitgenossen über den Herzog urtheilen.

Er war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als er 1752 auf den verschuldeten Thron berufen wurde. Durch das Testament ihres verstorbenen Gemahls, Karl Ludwig Friedrich, zur Vormünderin eingesetzt (welches Testament die kaiserliche Zustimmung fand), übernahm seine Mutter die Regierung für ihn, wogegen jedoch der Herzog von Schwerin, Christian Ludwig, fußend auf frühere Hausverträge, Einspruch erhob. Um die Vormundschaft an sich zu bringen, ließ er — ganz in Uebereinstimmung mit der Erzählung — fünf Compagnien in das Strelitzsche einrücken, „nahm“ (E. Boll's Geschichte Mecklenburgs) „durch ein Mandat vom 29. Dezember 1752 als Obervormund und Landes-Administrator alle Einwohner, die Landeskollegien, Ritterschaft, Bürgermeister und Geistlichkeit in Pflicht und Gehorsam und entließ alle Rätke und fürstlichen Diener, welche ihm als Obervormund nicht huldigen wollten. Der junge Herzog selbst mußte, um nicht von den schwerinschen Truppen aufgehoben zu werden, bei Nacht nach Greißwald flüchten.“ Die Mutter legte über diese Bergewaltigung beim Reichshofrath eine Klage ein, worauf der Kaiser unterm 12. Januar 1753 ihren Sohn für volljährig und regierungsfähig erklärte, und somit der Schweriner Herzog seine Hand von Mecklenburg-Strelitz wieder zurückziehen mußte. Die Regierung vorläufig seiner Mutter überlassend, hielt sich Adolf Friedrich studirens halber noch einig Jahre



Adolph Friedrich IV., Herzog von Mecklenburg-Strelitz.
Überläuchting.
Nach einem Oelgemälde im Rathhause von Neubrandenburg.



in Greifswald auf und begab sich dann auf Reisen; in Frankreich verblieb er ungefähr zwölf Monate.

Wenn schon nun Neuter in seinem „Dörchläuchting“ von den rein geschichtlichen Daten nicht abweicht, so hat er sich dagegen bei der Charakterisirung des Herzogs vollste Freiheit gestattet. Mehrere Geschichtsschreiber bestreiten, daß er thatsächlich schwächlichen Geistes war und sagen von ihm, daß er zwar ein schwacher, aber gutmüthiger, sanfter und leutseliger Herr gewesen sei. Ernst Voll, der mecklenburgische Geschichtsschreiber und wohl hauptsächlich Neuter's Berather, betont allerdings die sehr beschränkte Geistesfähigkeit des Fürsten und seinen Hang zu kindischen Belustigungen. Z. B. erzählt er (was Neuter nur nebenbei erwähnt): „So pfl egte er, wie mir noch ein Augenzeuge erzählt hat, in dem Palais zu Neubrandenburg, mit einer kleinen Handspitze bewaffnet, in Begleitung eines Kammerdieners, welcher einen Eimer Wasser trug, umherzugehen und den Kammerfrauen und Hofdamen durch das Schlüsselloch der Thür einen Wasserstrahl in die Zimmer hineinzuspritzen und sich dann höchlichst darüber zu erfreuen, wenn diese nun ein gewaltiges Angstgeschrei erhoben.“ Gleichfalls historisch ist Dörchläuchtings übergroße Angst vor Gewittern, wovon auch die auf dem Neubrandenburger Schlosse von ihm angebrachten sechzehn Blitzableiter zeugen. Sobald ein Gewitter zu vermuthen stand, wurde nach dem Conrektor Bodinus (Nepinus) geschickt, mit dem er sich dann über alle möglichen Fälle unterhielt und sich durch Experimente und beruhigende Vorstellungen die Angst benehmen ließ. Für solche Dienste bedachte er Bodinus in Ermangelung von Geld mit mancherlei Naturalien, wie Holz und Korn, auch schenkte er ihm hin und wieder ein Paar silberne Leuchter (s. Conrektor Nepinus).

Den Bau des Schosses in Neubrandenburg ließ er 1774 beginnen. Sobald dies stattliche Gebäude fertig war, hielt er am 18. Mai 1778 seinen feierlichen Einzug, woran sich allgemeine Festlichkeiten schlossen. Der Empfang war nicht ein befohlener, sondern ein freiwilliger. Bald darauf baute er das noch vorhandene Schauspielhaus, sowie den fürstlichen Marstall. Weil es ihm in Neubrandenburg so überaus gefiel, so hielt er sich daselbst eine Reihe von Sommern auf, bis er sich 1793 veranlaßt sah, seinen schwächlichen Körper in Karlsbad aufzufrischen. Anscheinend gesund geworden, kehrte er im August wieder zurück, und in den Kirchen wurden Dankgebete abgehalten. Bald aber nahmen die Kräfte bedenklich ab, und am 3. Juni 1794 erlag er einem Schlagflusse. Er war 57 Jahre alt geworden.

Dörchläuchtings Vermögensverhältnisse, auf die Reuter so vielfältig und in aller Lustigkeit anspielt, waren in Wahrheit überaus traurige. Schulden hier und Schulden dort, überall verschuldet bei Groß und Klein, und ein Aehnliches galt auch von der nicht lange nach ihm verstorbenen Prinzess Christel. Weil zur Deckung nicht hinreichend Mittel vorhanden waren, so blieb nichts Anderes übrig, als mit den Gläubigern eine gütliche Vereinbarung zu treffen, zu welchem Zwecke eine kaiserliche Commission unter dem Vorsitze seines Bruders und Nachfolgers ernannt wurde. Einen direkten Erben hatte er nicht; er war unverheirathet geblieben, denn er hatte, wie Reuter ganz richtig erzählt, „en Grugel vor alle Frugenslid.“ — Andererseits war seine Schwester Christel den Männern abhold.

Was es nun mit seiner Furchtsamkeit und Aehnlichem auf sich hatte, desgleichen mit der satyrisch geschilderten Fahrt durch die „Staaten“? Nun, das sind Einzelheiten, die nicht historisch belegt sind, die sich aber bei Dörchläuchtings Persönlichkeit wohl denken lassen. Aehnliches ist Reuter jedenfalls erzählt worden, und daß er sich, soweit er irgend konnte, an Ueberliefertes gehalten hat, geht aus mancherlei Einzelheiten hervor. So ist z. B. der Läufer Halsband keine erdachte, sondern eine in solcher Stellung und unter gleichem Namen vorhandene Person gewesen.

Franz Voll, welcher dem Herzog Adolf Friedrich IV. in seiner Geschichte der Vorderstadt Neubrandenburg ebenfalls einen Abschnitt widmet, bemerkt, daß Reuter die mancherlei Schwächen dieses gutmüthigen und leutseligen Fürsten in seinem „Dörchläuchting“ übertrieben dargestellt und zu scharf kritisiert habe. Er meint, Reuter hätte seine Notizen für seinen Durchläuchting zum Theil aus unzuverlässigen Quellen geschöpft, und fügt hinzu, daß Reuter später selbst seinen Mißgriff anerkannt und ihm sein Bedauern ausgesprochen habe, seine schriftstellerische Thätigkeit nicht lieber mit der „Stromtid“ beschloffen zu haben. (S. a. Gaederz, Reuter-Studien: Reuter und die Gebr. Voll.)

Mit Franz Voll vertraten auch andere Personen eine günstigere Beurtheilung des Herzogs. Es wird nämlich auf drei Zeugnisse hingewiesen, denen gegenüber, wie Friedrich Latendorf schreibt, es schwer fallen möchte, von „Imbecillität“ und kindischer Unreife zu reden. Der Greißwalder Professor Dähnert theilt die Rede mit, die Adolf Friedrich mit vierzehn Jahren in seiner Eigenschaft als Rektor der dortigen Universität unter großem Beifall gehalten hat. Daß das Latein nicht

sein eigenes Fabrikat war, oder nur zum kleineren Theile, ist selbstverständlich; aber ein Schwachkopf hätte es auch nicht vorzutragen verstanden. Noch glänzender sind die Zeugnisse Winkelmann's, der den jungen Fürsten als blühenden Jüngling in Rom sah, und des Engländers Nugent, der geraume Zeit als Gast an seinem Hofe verkehrte.

Es bestehen somit verschiedenartige Anschauungen über die Eigenthümlichkeiten und die Geistesbeschaffenheit dieses Herzogs; zu einem endgültigen Urtheil ist die Geschichte noch nicht gekommen und dürfte voraussichtlich schwerlich dahin gelangen. Am Zutreffendsten beurtheilt man ihn zweifellos, wenn man von Reuter's Zuviel etwas hinwegnimmt und dafür einen Theil der Meinungen acceptirt, die Adolf Friedrich IV. auf eine höhere geistige Stufe stellen wollen. Das Vergnügen jedoch, daß jeder Leser an dem Reuter'schen „Dörschlächting“ empfindet, braucht durch den Streit der Meinungen nicht beeinträchtigt zu werden. So wie Reuter ihn geschrieben, wird er immer gefallen mit allen seinen komischen Schrullen und seltsamen „Grugeln“. Es ist bezeichnend, daß Reuter in jenem Schreiben an Völl, in dem er selbst die Fehler seines Werkes anerkennt, zugleich von dem außerordentlichen Erfolg berichtet, den es beim Publikum gefunden.

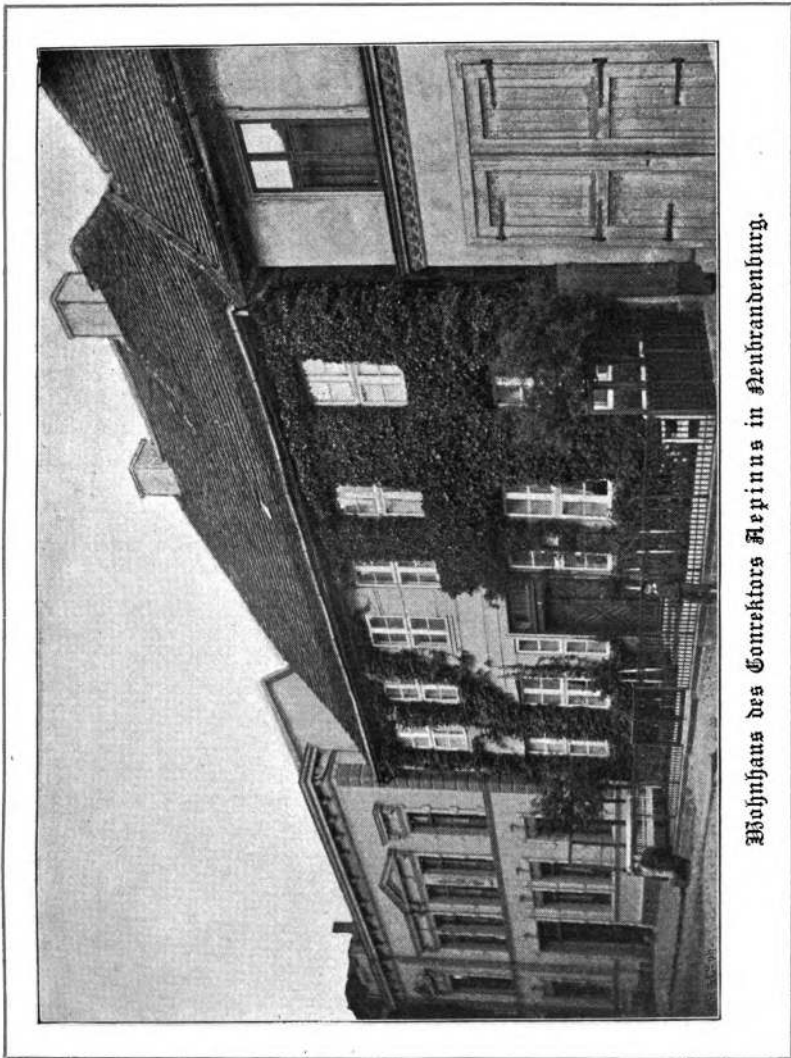
Conrector Aepinus.

Reuter läßt den Conrector Aepinus Mitte der Fünfziger alt sein, als er als kinderloser Wittwer aus Sachsen nach Neubrandenburg verzieht, wo er sich allsogleich so „dägern“ in das Plattdeutsch „verliebt“, daß er darin auch unterrichtet. Grunddeutscher Gesinnung, zeigt er sich entrüstet über fremde Moden und Sitten, sowie über die Bevorzugung der französischen Sprache auf Kosten der eigenen; er fühlt sich angeekelt von einer schwülstigen und naturwidrigen Ausdrucksweise, wie sie dem Hofpoeten Kägebein eigen ist, unerschrocken tritt er für das gekränkte Recht der Unterthanen ein und geißelt die Fürstengnade als eine Krücke, woran die lahme Gerechtigkeit einherhinkt. Solche Ausbrüche verlangen um so mehr, als sie ohne jede dünnleuchtige Anmaßung lediglich einer ehrlichen und schlichten Ueberzeugung und einem seltenen Billigkeitsgefühl entspringen. So giebt sich dieser Mann auch im geselligen Verkehr, und im Gegenjate zu manchen Gelehrten, die ängst-

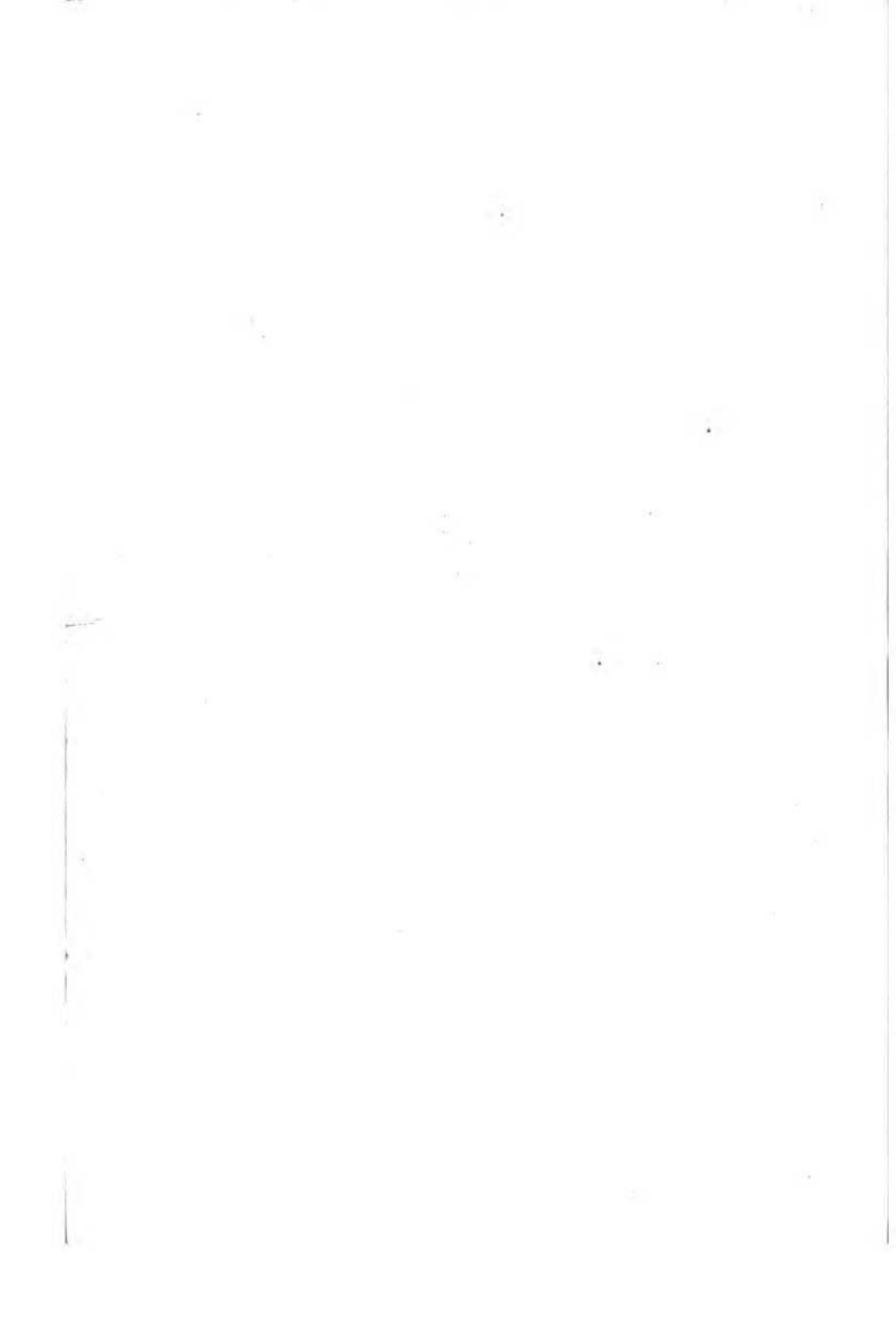
lich über ihren Nimbus wachen, läßt er es sich im Gasthause zwischen schlichten Bürgern gefallen, trinkt mit ihnen Bunsch und singt mit ihnen den Dessauer; und weil ihm alle Scheinheiligkeit verhaßt ist, so macht er sich darüber kein Kopferbrechen, ob er in seiner anderen Eigenschaft als Cantor auch das Gasthaus betreten darf.

Diesen durch und durch biederem Charakter stellt Neuter als einen humoristischen Haupthelden in die Mitte der Erzählung. Und seine Biederkeit und Geradheit ist kein Hinderniß, daß sich nicht auch an ihn der Schalk heranmachte und ihn mit den heitersten Lichtern umspielte. Und dazu giebt die andere Seite seines Wesens, seine Harmlosigkeit, sein kindliches Gemüth und seine Zuneigung zu Dürten, seiner Haushälterin, gar viele willkommene Veranlassung. Dazu kommen noch das karge Einkommen und die sich daraus ergebenden Verlegenheiten, die elektrischen Erscheinungen und Gewitterandrohungen vor Durchläuchting, der Zwist mit dem Schwager und Rathskellervirth Kunst um den Erbstock mit dem goldenen Knopfe, Kunst's Rechnung für während acht Jahre verabsfolgte Gratisgetränke und Gratisbutterbröte, dann der durch Verschulden der Post verfehlt Termin zu Neustrelitz, sowie noch manches Andere, — Alles bot dem Dichter willkommenen Anlaß, seinem Humor Raum zu geben. Aber niemals tritt die Laune verlegend auf, immer zeigt sie sich artig und liebenswürdig; sie gewährt uns einen Einblick in ein reines und unverdorbenes Herz, und wo sich die Hülle nur lockert, schießen allsogleich duftende Blumen empor. So gewinnt der Held stetig mehr an Erscheinung und Wesen, so daß man wünschen möchte, im engsten Verkehr mit ihm gelebt zu haben.

Das, was Neuter dem Corrector in der Dichtung nachsagt, entfernt sich in den Hauptzügen so wenig von der Wahrheit, daß es schwer fällt, dafür einen Anhalt zu finden, warum er ihn nicht als Heinrich Friedrich Bodinus, sondern unter dem veränderten Namen Nepinus vereiwigt hat. Ist doch Alles gut, gediegen und vortrefflich an diesem Manne, und selbst seine Schwächen tragen zur Hebung des Grundcharakters bei. Auch schadet es ihm nicht, vielmehr steht es ihm gut an, wenn der Dichter tüchtig über ihn lachen läßt und Manches hinzufügt, was sich nicht begeben hat. Unzutreffend oder vielmehr erdichtet ist die Angabe, Bodinus oder Nepinus wäre als kinderloser Wittwer und im Alter von einigen fünfzig Jahren 1766 aus Sachsen nach Neubrandenburg gekommen. So alt war er nicht, er zählte, weil 1738 geboren und 1766 angestellt (welch letzteres Jahr



Hochhaus des Konrektors Aepinus in Neubrandenburg.



in der Erzählung auch richtig angegeben worden ist) erst achtundzwanzig Jahre, und er stammte nicht aus dem Königreich Sachsen, sondern aus Frankenhäuser in Thüringen. Als unverheiratheter Mann und nicht als Wittwer in Neubrandenburg angestellt, heirathete er Charlotta Pries, eine Rektorstöchter. Ohne Hinterlassung von Kindern starb sie am 21. Juni 1795, ein Jahr nach dem Tode Dörchläuchtings und also nach den geschilderten Ereignissen. Durch diese Heirath war er mit dem gleichfalls in der Dichtung verwertheten Rathsfellerwirth verschwägert worden; ob dieser nun wirklich Kunst geübt, hat sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln lassen, obgleich der Name für zutreffend gehalten wird. Eine zweite Ehe ging Bodinus nicht mehr ein, und wenn Neuter ihn wieder heirathen läßt, und zwar die Haushälterin, so verfolgte er dabei jedenfalls den Zweck, die Eigenthümlichkeiten und Anschauungen des Conrektors, dem Geburt und Stand nicht so viel galten, als ein vortreffliches Gemüth und eine edle Gesinnung, kräftiger hervorzuheben, sowie an das Verhältniß mit Dürten den übersprudelnden Humor anzusetzen.

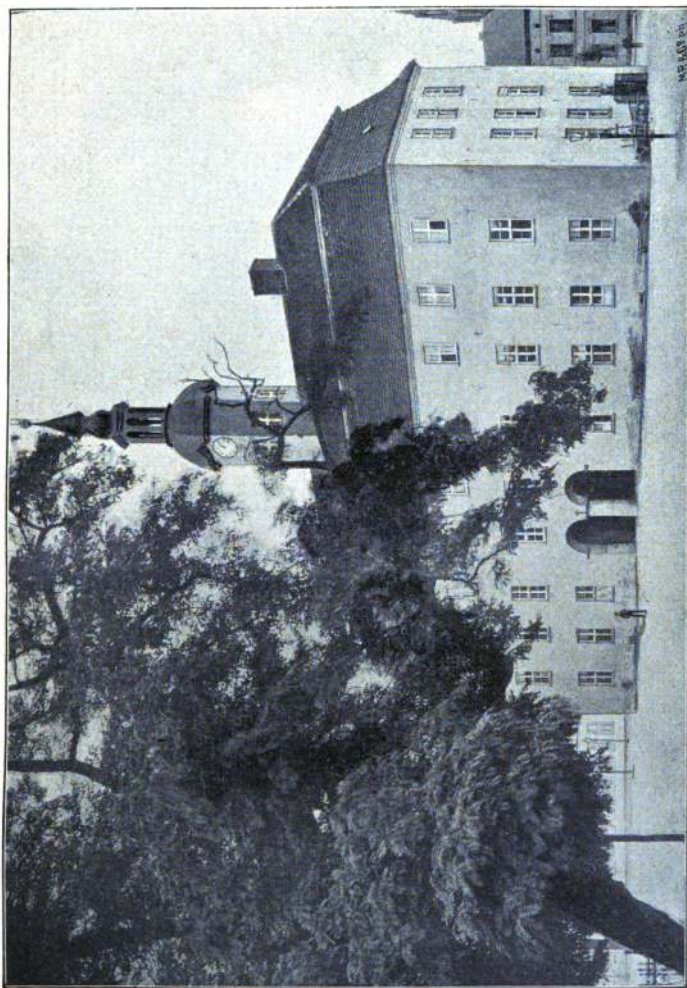
Daß Bodinus ein Mann besonderen Schlates war und mit seiner klassischen und naturwissenschaftlichen Bildung sämmtliche Lehrer an der damaligen Neubrandenburger Schule überragte, ist genugsam von seinen Zeitgenossen bezeugt worden, und ebenso, daß er eine gar segensreiche Wirkksamkeit entfaltete. Die Schüler schwärmten für ihn, und sein Einfluß auf sie war kein vorübergehender. Namentlich wirkte er auf den Knaben und späteren Dichter J. H. Voß ein, dem er obendrein ein Gönner wurde, und den er für die Tonkunst anregte. Da dies verbürgt ist, so können wir es auch als wahr hinnehmen, wenn Neuter erzählt, der Conrektor hätte diesen ihm lieben und strebsamen Schüler in seiner schweren Krankheit tagtäglich besucht und ihm Pflege zu Theil werden lassen, und daß er ihm später gern nachrühmte, dieser vormals unwissende Bauernsohn aus Sommersdorf bei Waren hätte den Homer aus dem ff verstanden.

Doch auch bei so manchen anderen Gelegenheiten machen wir die Wahrnehmung, daß Neuter den Bodinus nach der Wirklichkeit zu zeichnen bemüht war und dieser auch nahe kam, obgleich er erst von ihm erfuhr, als schon längst das Gras das Grab überwucherte. Neuter aber konnte unentwegt darauf loschildern, eben weil er aus der lebendigen Erinnerung zweier Männer schöpfte, die vormals dem Bodinus als Schüler zu Füßen geessen hatten und warmen Herzens von ihm redeten, nämlich aus den Mittheilungen des Geheimen Hof-

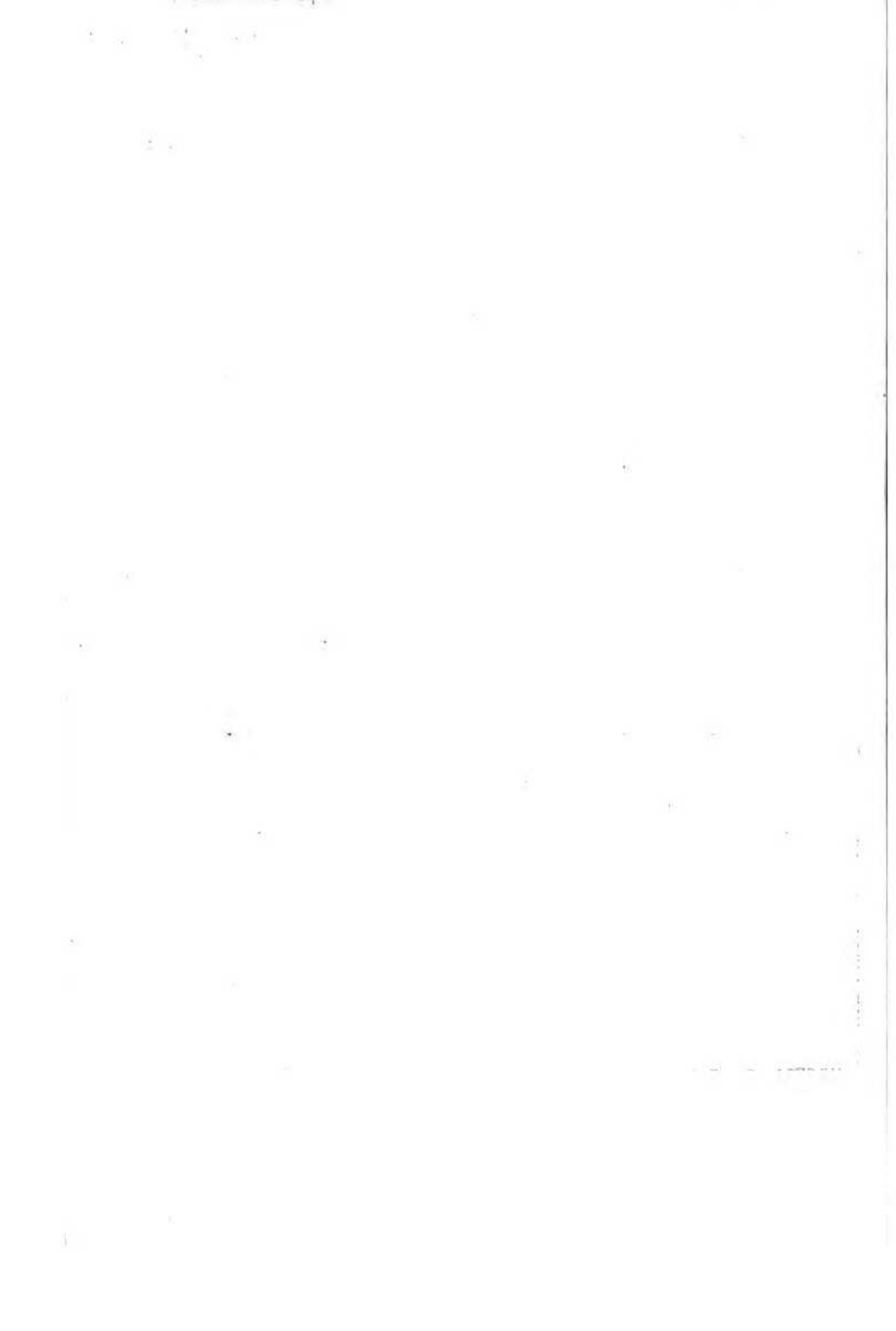
raths Brückner in Neubrandenburg und des eine Meile weiter wohnenden Amtmanns Sier (?) in Klein-Memerow. Außerdem waren in Neubrandenburg noch Leute genug da, die nicht nur den Conrector, sondern auch andere in die Dichtung hineingezogene Personen gekannt hatten und um die einzelnen Umstände wußten. Nach diesen dem Verfasser von hochgeschätzter Seite übermittelten Ueberlieferungen gleicht die Figur und ihr Wesen mit all den ihr anhaftenden Eigenthümlichkeiten dem Bodinus sozusagen auf ein Haar. Denn er erfreute sich eines aufgeräumten Temperaments, war gutmüthig und zugänglich, konnte jedoch unter Umständen ohne Ansehung der Person derb abfertigen; auch liebte er die einfache und bürgerliche Lebensweise, wozu ihn nicht erst sein kärgliches Einkommen veranlaßte. Des Weiteren ist es ausgemacht, daß er großes Gefallen an dem ihn anheimelnden, melodischen Mecklenburger Platt fand, das er sich nicht nur anzueignen strebte, sondern in dem er auch mit den Knaben in und außer der Schule zu verkehren pflegte, wozu Medicinalrath Dr. Brückner Folgendes bemerkt: „Ich habe von meinem Bruder manche Anekdoten über seinen Lehrer Bodinus zu hören bekommen. In der Regel spricht Bodinus dabei plattdeutsch. Als einmal ein großer Seefisch sich die Tollense hinauf nach Treptow verirrt hatte, dort gefangen und hierher (nach Neubrandenburg) zu Markte gebracht war, war die ganze Klasse ausgerückt, um das Wunder zu beschauen. Bodinus empfing die Rückkehrenden mit den Worten: „Kinnings, wat lopt Si dor nu hen; seht mal, dat is ja irstens dumm Tüg, und tweitens is dat ja gor nix!“

Als leidenschaftlicher Raucher ließ Bodinus die Pfeife nicht gern kalt werden, auch liebte er einen geselligen Trunk und vornehmlich im Rathskeller, weil sein Schwager recht oft keine Bezahlung von ihm annahm. Ob nun das Zerwürfniß wegen des spanischen Rohrs mit dem goldenen Knopfe bei einer lustigen Kneiperei entstand, ist nicht nachweislich, wohl aber ist es verbürgt, daß dies Erbstück des Schwiegervaters die beiden, sich mit ihren Ansprüchen darauf im Rechte glaubenden Schwäger dermaßen auseinander brachte, daß es vor Gericht ging. Außerdem klagte der Kellerwirth auf die Bezahlung der Gratisgetränke. „Die betreffende Rechnung über die Gratisgetränke,“ äußert sich der Medicinalrath Dr. Brückner, „befand sich unter den Papieren meines verstorbenen Vaters. Von mir hat sie F. Voll bekommen, als er seine Chronik über Neubrandenburg schrieb. Es ist möglich, daß dieselbe mit Voll's Papieren in die Museumsbibliothek gekommen ist.“

Ueber Bodinus' Verhältniß zum Herzog Adolf Friedrich IV. läßt



Das Rathaus in Neubrandenburg.
Nach einem Lichtdruck.



sich Ernst Voll in seiner „Geschichte Mecklenburgs“ wie folgt aus: „Wenn ein Gewitter im Anzuge war, ließ er (der Herzog) den Conrektor Bodinus, als Naturkundigen, zu sich kommen, und besprach dann mit ihm alle Eventualitäten, welche dies Gewitter herbeiführen könne; der Conrektor suchte ihn dann möglichst zu beruhigen.“ Wir wollen es in Ansehung des Charakters des Conrektors und der Geistesbeschaffenheit des Herzogs annehmen, daß dieser in solchen für ihn fürchterlichen Augenblicken ein Kapitel über Herrscherpflichten und Aehnliches zu hören bekam, doch beweisen läßt es sich nicht weiter. Als Lohn für die aufmunternden und tröstlichen Zusprüche, sowie für die angstbenehmenden Experimente erhielt Bodinus Holz, Korn und andere Naturalien geliefert, auch bedachte ihn der Fürst hin und wieder mit einigen silbernen Leuchtern, nicht aber mit Geld, weil es ihm knapp war.

Am 3. Februar 1813 im Alter von 75 Jahren starb Bodinus, und wie unbergessen er geliebt ist, davon zeugt die Gedenktafel, die die Bürgerschaft um das Jahr 1880 an dem von ihm in der Wagenstraße bewohnten Hause anbringen ließ.

Ein Neffe von ihm war Heinrich Bodinus, der rühmlichst bekannte Direktor des Zoologischen Gartens zu Berlin.

Hofpoet Kägebein.

Gegen die in ihrer geraden Form dennoch feine, liebenswürdige und geistreiche Laune des Conrektors Nepinus sticht die unfreiwillige Komik des Advokaten und demnächstigen Hofpoeten Kegebein höchst ergötzlich ab. Wie Reuter in einem seiner Briefe erkennen läßt, hatte er einen starken Widerwillen gegen Dichterlinge und ihr zumeist zu dringliches und anmaßendes Auftreten. Daß er aber nicht nur Widerwillen gegen diese Gattung empfand, sondern sie andererseits in ihrer unwiderstehlichen Komik zu schätzen wußte, beweist die Art, wie er die Figur des Kegebein in die Erzählung stellt. Er hat aus dem hofhütlichen Dichter eine Figur von außerordentlich komischer Wirkung gemacht, indem er ihn nicht beschreibt, nicht kritisiert, sondern ihn auftreten läßt mit allen seinen selbstgefälligen Schrullen und vor Allem mit seinen ureigensten Gedichten. Daß Kegebein keine erfundene Figur, geht aus der Erzählung hervor, aber daß Reuter ihn, abgesehen von

unwesentlichen Einzelheiten, getreu gezeichnet hat, wie er war, wird mancher Leser nicht geglaubt, vielmehr angenommen haben, es sei die ursprüngliche Gestalt erst durch den Dichter zu ihrem komischen Aufpuß gelangt.

Gerhard Friedrich Kegebein — nach den Kirchenbüchern und Gerichtsakten wird der Name nicht mit ä geschrieben — wurde 1737 zu Hinrichshagen bei Woldegk geboren als Sohn des daselbst 1775 im zweiundneunzigsten Lebensjahre verstorbenen Pastors. Der eine 1801 verstorbene Bruder wurde der Nachfolger des Vaters, während der andere das Kirchengut Sabel bei Stargard i. M. pachtete und im Alter von neunundsiechzig Jahren im dortigen See ertrank. Unser Kegebein studirte in Kostock und Jena die Rechte; doch muß es ihm sowohl an Begabung als auch an Fleiß gemangelt haben, weil er sich erst im Mai 1770, also im Alter von dreiunddreißig Jahren, bei der damaligen großherzoglichen Justizkanzlei zu Neustrelitz zum Advokatenexamen anmeldete. Hierzu wurde dem Verfasser bemerkt, daß die Wahrscheinlichkeit sehr dafür spricht, Kegebein wäre der Prüfungskommission nicht unbekannt gewesen und hätte demnach schon öfter bei ihr sein Glück versucht, und daß diese Annahme sehr viel für sich hat, ist aus einem Zettel zu folgern, welcher sich beim Anmelde-schreiben vorgefunden hat. Auf diesem Zettel findet sich nämlich von der Hand des Vorsitzenden gedachter Behörde die Bemerkung: „Herr Kegebein will Advokat werden! Desto schlimmer für ihn. Meinetwegen mag er sein Glück versuchen!“ Dieser Versuch gelang Kegebein wirklich am 30. Januar 1771, worauf er sich in Neustrelitz als Advokat niederließ. Indeß scheint er nach der Ansicht eines dortigen Gerichtsbeamten kein gesuchter Rechtsbeistand gewesen zu sein, weil in den alten Akten der ehemaligen Justizkanzlei, die 1879 zum Einstampfen verkauft wurden, nur wenige Schriftzüge von ihm aufzufinden waren. In dem mecklenburg-strelitzschen Staatshandbuche von 1806 ist er noch Advokat in Neustrelitz, dagegen in dem von 1808 in Sabel aufgeführt, wo er sich schon bei seinem Bruder, dem Pächter, aufhielt. Im Jahre 1813 wurde ihm wegen eingetretener Geisteschwäche in der Person des Senators Kasack zu Stargard i. M. von der Justizkanzlei ein Curator bestellt, und noch in selbigem Jahre machte am 26. September ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Sein Grab befindet sich in Sabel.

Da er für die Juristerei nur geringe Vorliebe hatte und ihn ein schwärmerisches Gemüth eigen war, so schwang er sich auf den

Pegasus. Er lenkte ihn hoch in die Wolken und träumte von unvergänglichem Ruhm. Ueber die Schranken, die in Gestalt von Rhythmus, Reim und Grammatik sich ihm entgegenstellten, schwang er sich kühn hinweg, und Einwendungen, die so tief unter ihm am Boden klebende Geister, wie der Conrektor Nepinus, ihm machten, würdigte er keiner Beachtung. Seine Poesien gab er 1792 heraus, als er 55 Jahre alt war. Der Titel lautet: „Fabeln, Erzählungen und geistliche Lieder von G. F. Kegelein in Neustrelitz.“ Das 140 Seiten starke Bändchen widmete er seinem Landesherrn Adolf Friedrich IV. Wie originell in ihrer Ueberschwänglichkeit und von welcher unfreiwilligen Komik diese Dichtungen sind, geht aus den von Reuter in „Dörchläuchting“ mitgetheilten Proben hervor, die wörtlich der gedruckten Sammlung entnommen sind, ausgenommen natürlich jene kleinen Strophen, die Reuter ihn bei verschiedenen Gelegenheiten improvisiren läßt. Ob Kegelein mit der so oft besungenen Dorime jene Kammerfrau Soltmann gemeint, wird sich wohl nicht nachweisen lassen, wenigstens hat ihm das Glück der Liebe nicht gelächelt, weil er als Junggeselle aus dem Leben schied. Auch in anderer Beziehung waltete Reuter frei über ihn, indem er ihn 3. B. jünger als den Conrektor Bodinus sein ließ, obgleich er ein Jahr älter war. Das geschah wahrscheinlich deshalb, damit das Urtheil des Conrektors über die Reimereien berechtigter erscheine.

Wenn nun der schon früher genannte mecklenburgische Geschichtsschreiber F. Voll in ungehaltenem Tone bemerkt, daß der Figur in der Erzählung viel Gewalt angethan und sie stark verzerrt worden sei, so hat er dabei wohl mehr die übermüthige freie Laune im Auge, mit der Reuter den Dichter zwischen Rathskeller, Palais und Conrektors Behauptung hin- und herschob, um ihn endlich in die Arme der liebesnennenden Mademoiselle Soltmann sinken zu lassen. In seinem eigensten Sein und Wesen hat Reuter ihn dagegen zweifellos ganz getreu gezeichnet; das geht aus den wunderbaren, urkomischen Gedichten hervor, die auf die Geistesbeschaffenheit des Dichters einen berechtigten Rückschluß gestatten.

Hofrath Altmann.

Dem Hofrath Altmann ist zwar nur eine zweite Rolle zugewiesen, nichtsdestoweniger trägt er erheblich zur Belebung der Erzählung bei, indem er seinen Humor vortrefflich zur Geltung zu bringen versteht, wie z. B. bei den fröhlichen Zechereien im Rathskeller, und durch die zuversichtliche Ueberlegenheit seines Auftretens gefällt. Zwar steht er außerhalb höherer Gedankenkreise, aber es packt dennoch, was er spricht und bemerkt, und zu einem bedeutenden Mittelpunkt der jeweiligen Gesellschaft weiß er sich immer zu machen. Ueberhaupt stellt er einen Mann dar, an dem das feinere gesellschaftliche Leben des damaligen Neubrandenburg in seinen Vorzügen und Schwächen trefflich beleuchtet werden konnte.

Neumann (Friedrich Georg Karl), so lautet der wirkliche Name der Figur, wurde 1761 in Neustrelitz geboren und starb am 3. November 1838, also in einem Alter von 77 Jahren. Reuter konnte ihn also nicht mehr gekannt haben, da er zu der Zeit noch auf der Festung saß; was er von ihm wußte, hatte er vom Hörensagen. Neumann's Großvater soll Briefträger gewesen sein. Diese Andeutung ist indessen zu zweifeln, weil nach unserem Wissen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts es noch keine fest angestellten Briefboten gab, und die wenigen Briefe von Privatpersonen oder durch Gelegenheiten besorgt wurden. Jedenfalls waren seine Eltern, von deren Stand nichts Näheres zu ermitteln war, Vermittelt, sonst hätten sie ihn nicht die Rechte studiren lassen. Nach Beendigung seiner Studien machte er sich in Neustrelitz als Advokat ansässig. Hier trat er bei den engen Verhältnissen mit der Zeit in immer nähere Beziehung zu Herzog Adolf Friedrich IV., dem er in Geldangelegenheiten schließlich unentbehrlich wurde, und der sich ihm u. A. dadurch erkenntlich zeigte, daß er eigens für ihn eine Richterstelle einrichtete, als Streitigkeiten unter einer zu jener Zeit in Mecklenburg-Strelitz wirkenden Schauspielertruppe ausgebrochen waren. Sich seiner Unentbehrlichkeit vollumfänglich bewußt, befandete Neumann seinem Landesherrn gegenüber ein sehr fortdiales Benehmen, was Reuter keineswegs übertrieben erkennen läßt. Das ersieht man auch aus folgendem Vorkommniß, das noch nicht weiter bekannt sein dürfte. Der Herzog hatte bei Neumann's eine Gebatterstelle übernommen und erschien eher, als man ihn erwartet hatte. Neumann befand sich noch in Hemdsärmeln, und indem er die Flügelthüren öffnete, rief er ihn an: „Dörchlächten kamen hüt of



„Kofrath Altmann“.
(Dr. G. R. Neumann) in „Dörchlänchtling“.

verflucht tidig!“ (Volksthümlich wurde der Herzog nicht nur Dörchlächting, sondern auch Dörchlächten angesprochen.)

Ob er von Adolf Friedrich IV. oder erst von dessen ungleich tüchtigerem Nachfolger den Hofrathstitel bekam, muß dahingestellt bleiben. Doch nimmt man an, daß es mit dem Regierungswechsel sofort auch mit der Richterstelle aus war; es hätte sonst Neumann sich nicht nach etwas Anderem umgesehen. Er wurde nämlich Sekretär bei der Neubrandenburger Hagel- und Feuerversicherungsanstalt, wobei er sich übrigens recht gut stand. Nebenher trieb er noch andere Geschäfte, und schwang sich zu einem sehr wohlhabenden Manne auf.

Er war zweimal verheirathet, zuerst 1791 und dann 1804. Daß ihn Neuter, obschon er es anders wußte, noch nach der vierten Frau anschauen läßt, geschah wohl deshalb, um seine Vorliebe für das Ewigweibliche besser ins Licht treten zu lassen.

Neumann sah bei guter Mittelgröße recht stattlich und wohlgenährt aus, auch stand ihm ein ruhiger und zugleich fester Gang gut. Aus dem glattrasierten rundlichen Gesicht blitzten die mehr kleinen Augen schalkhaft heraus, wie er überhaupt immer heiter war und voller Späße saß. Er war ein Liebhaber von Wein und leckeren Gerichten, ein Freund fröhlicher Gesellschaften, ein vortrefflicher Unterhalter — mit einem Worte, er war ein urgemüthlicher und aufgeräumter Lebemann vom Scheitel bis zur Zehe. Als solchen hat Neuter ihn in der Dichtung mit bester Wirkung verwerthet.

Bäcker Schultsch.

Zu den drolligsten und originellsten Gestalten in „Dörchlächting“ zählt die dreiundsechzigjährige Bäcker Schultsch in Neubrandenburg. Das ist eine entschlossene, redegewandte Frau und „den gnädigsten Herrn sine Mitkollegin int't Regieren; denn wat Dörchlächten för't ganze Land, was Schultsch för ehr ganzes Hus, un ehre Unnerdahren säden, sei regierte in'n Ganzen noch en gauden Schepel forscher as Dörchlächten sülwst.“ — Doch nicht hartherzig oder eigennützig ist Schultschen, nein, der Grundzug ihres Wesens ist Gutmüthigkeit; aber sie will zu dem Jhrigen kommen. Deshalb geht sie Dörchlächting in jener bekannten, mit wahrhaft köstlichem Humor ausgemalten Scene dreist zu Leibe. Zwar ärgert sie sich über ihr rasches Temperament, indem sie von sich selber sagt: „Mi löppt ümmer gif de Lus äwer

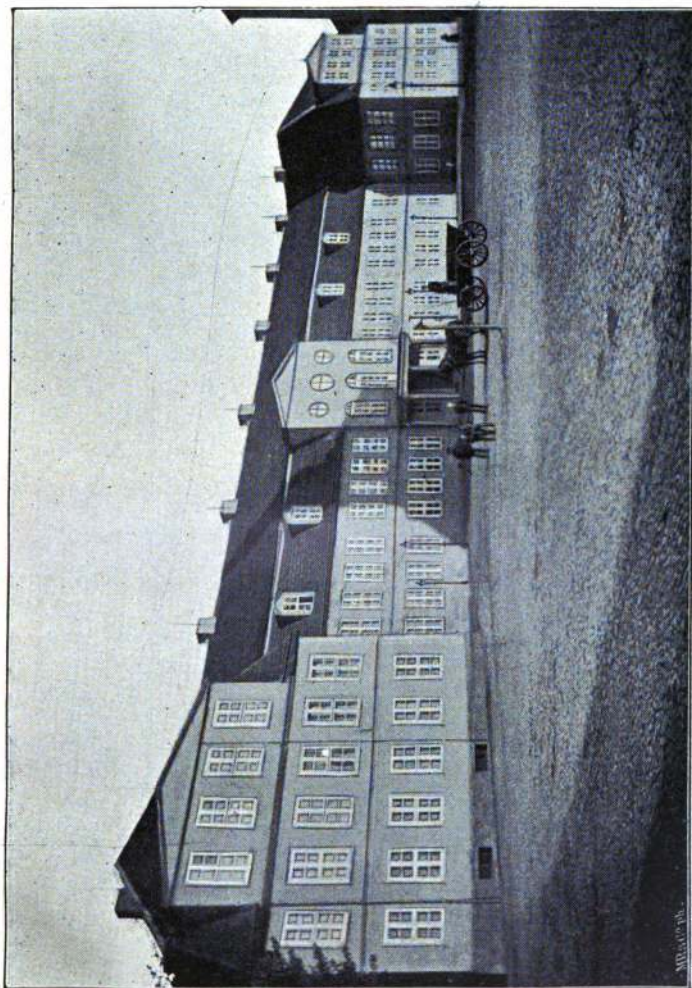
de Leuer, un Krifchan (ihr Mann) seggt: Du kannst hundert Jahr
olt warden, Du wardst doch nich anners, seggt hei.“

Nicht ohne besonderen Grund hat Reuter jußt Bäcker Schultschen
mit Döschläuchting in Beziehung gebracht. Es galt ja, die kaum zu
beschreibenden Geldverlegenheiten am Hofe anschaulicher zu machen. Und
kaum kann man sich etwas Komischeres denken, als daß die resolute
Bäckersfrau ihrem Landesherrn kurzweg den Credit aufkündigt, so daß
am nächsten Morgen Serenissimus keinen Zwieback zum Frühstück hat.

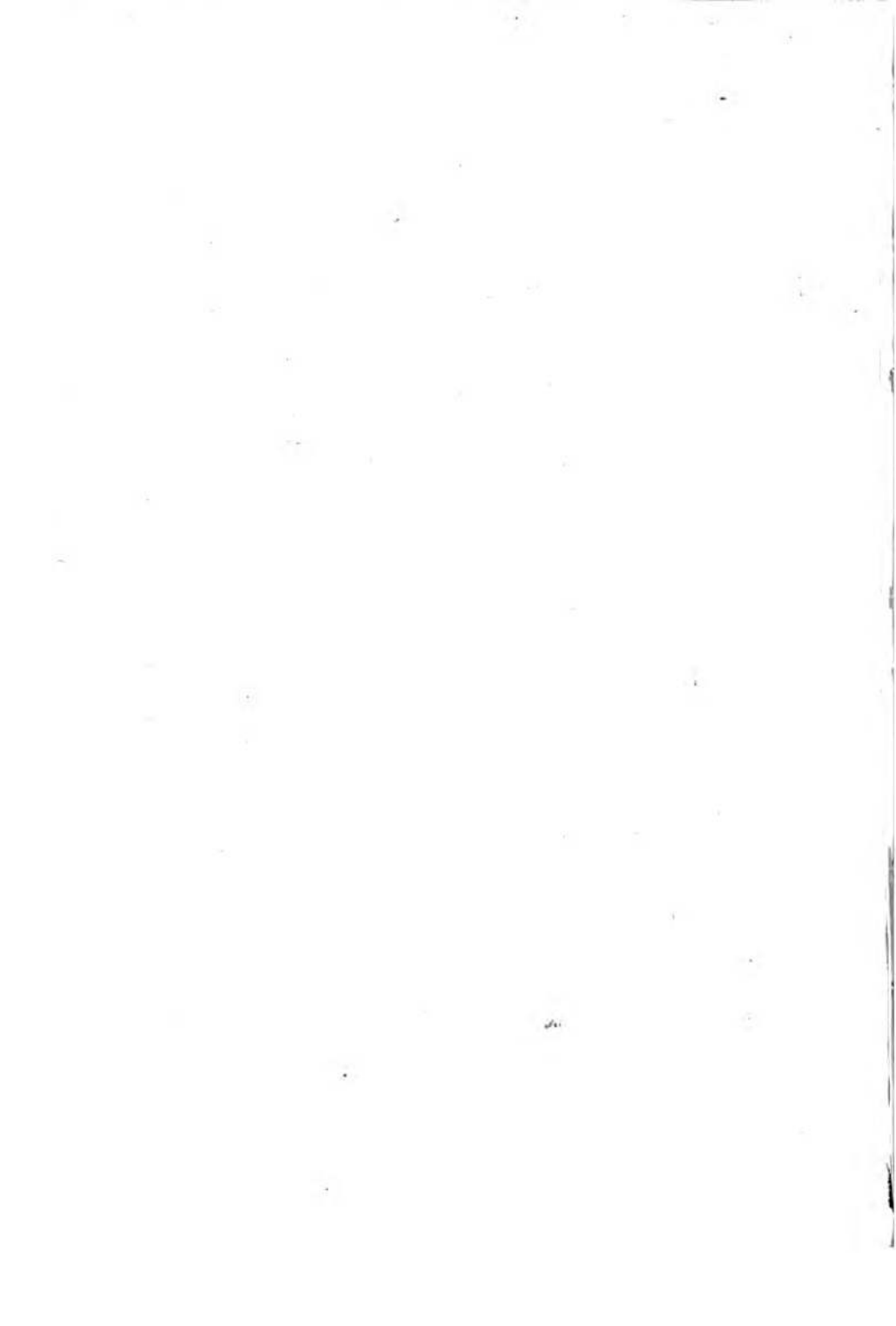
Die Erinnerungen an Bäcker Schultsch lassen sich in Folgendem
zusammenfassen:

Als Herzog Adolf Friedrich IV. seinen Hof nach Neubrandenburg
verlegte, hatte die 1738 geborene Frau Bäcker Schulz ein Alter von
vierzig, und als er starb, von sechsundfünfzig Jahren; sie tritt also in
der Dichtung viel älter auf. Nach der Vermuthung eines ihrer Nach-
kommen war sie eine Tochter des Wötkchers Holz und somit eine
Schwester von Dürten Holz, der Haushälterin des Conrektors, von der
im Uebrigen angenommen werden muß, daß sie in all ihrer reizenden
Urwüchsigkeit eine frei geschaffene Gestalt des Dichters ist, ebenso wie
ihre Schwester Stine. — Die Bäcker Schultsch war mittelgroß und
ihrem nahrhaften Berufe angemessen sehr völlig; das längliche und
schmucke Gesicht strotzte von Gesundheit. Ihren Eigenschaften nach
ist sie vom Dichter zutreffend geschildert worden; ihr Sohn legt außer-
dem Nachdruck auf ihr lebhaftes Temperament, ihr rasches und schlag-
fertiges Wort und daß sie sich nicht „vorbeilügen ließ“. Bei alledem
galt sie als eine äußerst gutmüthige, herzliche, treffliche und achtbare
Frau, und ihrer Besonnenheit, ihrem klugen Urtheil und ihrer rast-
losen Thätigkeit ist es zuzuschreiben, daß bei wohlgeordnetem Haus-
wesen das Geschäft zu großer Blüthe gelangte.

Gegen ihre Entschlossenheit und Selbstständigkeit kam ihr Mann
Christian nicht auf, obschon er kein sogenannter Schwächling war.
Jedenfalls hatte seine Zurückhaltung das Gute, daß Beide in Frieden
und Eintracht lebten und Mißhelligkeiten, wie sie bei gleich starken
Charakteren unausbleiblich zu sein pflegen, nicht aufkamen. Er war
eine untersezte und breitschulterige Gestalt mit einem bräunigen, d. h.
frischrothen Gesicht; eine zum Phlegma hinneigende Natur, die keine
Aufregung liebte und jeder Verdrießlichkeit schon von weitem aus dem
Wege ging. Nur in einem Stück kam seine Frau gegen ihn nicht auf,
sobald es sich nämlich um ein Werk der Liebe handelte. Wohl gab auch
sie gern und willig; er jedoch theilte mit vollen Händen aus, ohne



Das Berggastliche Palais in Neudrandenburg.
Gebaut 1774 von Adolf Friedrich IV. („Derschläuchting.“)



sich dabei von berechnenden Erwägungen leiten zu lassen. Unter dem ihm zur Gewohnheit gewordenen Pantoffelregiment fühlte er sich übrigens recht wohl; denn es verschaffte ihm bequeme Tage, auch hatte er sich genugsam davon überzeugt, daß die Anordnungen seiner Frau den Nagel auf den Kopf trafen und den Wohlstand sicherten.

So ist es auch völlig historisch, daß Schulz die Backwaaren für den Hof lieferte und der Herzog den Credit sorglos und ungebührlich in Anspruch nahm, bis Frau Schulz auftrumpfte und dem Landesherren unter energischen Vorstellungen den Vorg aufkündigte.

Sie überlebte ihren einige siebenzig Jahre alt gewordenen Mann und starb 1810 bei ihrer in Neubrandenburg verheiratheten Tochter Wilhelmine. Zuvor hatte der aus der Fremde herbeigerufene Sohn Heinrich — nur diese beiden Kinder waren da — die Bäckerei mit sonstigem Gewese am Markte, gegenüber dem Palais des Herzogs, übernommen. Einige Jahre später verzog Heinrich nach dem gegen zwei Meilen südlich gelegenen Stargard, wo er sich eine Reihe Häuser erwarb, in welchen er Bäckerei, Conditorei, Gastwirthschaft, Brauerei, Brennerei und ein kaufmännisches Geschäft betrieb; für seine Landwirthschaft hielt er sich neun Pferde.

Kammerpächter Wendhals.

Auch der Kammerpächter Wendhals ist eine Figur, die Reuter direkt der Wirklichkeit entnommen hat. In ihm lernen wir einen Geldprozen kennen, der mit seinem unverschämten Gebahren Allen zuwider ist. Wie er in Neubrandenburg einreitet, hört er ausrufen, daß auf die Auffindung des nach Broda zu verschwundenen geistesverwirrten Schusterjohnes fünf Thaler Belohnung ausgesetzt sind, und sofort ist bei ihm beschlossen, die Fangprämie Anderen vor der Nase wegzuverdienen. Inzwischen hat sich Dörläuchtings Läufer Halsband auf die Suche gemacht, doch nicht der fünf Thaler, sondern des guten Wertes wegen. Er findet den Vermißten nicht und läuft sich darauf auf dem Brachacker ordentlich aus, als Wendhals mit seinen herbeigerufenen Leuten erscheint und ihn in der Meinung, den Rechten entdeckt zu haben, festnehmen und nach der Stadt schleppen läßt. Hier wird der Dichtuer zu seinem Merg_ inne, was für einen dummen Streich er gemacht.

Reuter führt selber in der Erzählung auf den eigentlichen Namen dieser Figur, indem er versteckt, aber verständlich genug bemerkt: „An Hans Wendhals, de dunntaunalen Dörchlächten sin Kammerpächter up dat Broda'sche Amt was — ja nich tau verweßeln mit Hans Wendtlandten, de dor up Stunns Kammerpächter is!“ Diesen Namen haben auch Friß Peters und Andere bezeugt. Wendtland war bis ungefähr 1840 Pächter des Kammergutes Broda, das eine Viertelstunde von Neubrandenburg liegt. Man kannte ihn als einen widerwärtigen, dummschlauen und in seinen Gewohnheiten derben Menschen, und auf diese Eigenheiten ließ auch sein Aeußeres schließen. Bei mittelhohem Wuchs und ziemlicher Völligkeit war er von plumpen Bewegungen, Alles war an ihm rauh und eckig. Der Ausdruck des frischrothen, glattrasirten Gesichts war ebenfalls kein einnehmender. Reuter läßt ihn einen Zeitgenossen Dörchlächtings sein, weil er es für nöthig fand, in der Dichtung eine Person auftreten zu lassen, die bei großer Wohlhabenheit sich zu gemeinem Eigennuß erniedrigt. Mit Wendtland ist denn auch die auf ihn zugeschnittene Handlung in Dörchlächtings Zeiten zurückverlegt worden; dabei muß aber bemerkt werden, daß sie sich in Wirklichkeit nicht in geschilderter Weise zugetragen hat und auch nicht, wie es sich von selbst versteht, im Zusammenhange mit jenem herzoglichen Läufer. Wohl aber hat sich thatsächlich eine ähnliche Begebenheit zugetragen, in der Wendhals die ihm vom Dichter zugetheilte Rolle wirklich gespielt hat.

Wendtland starb nicht lange nach 1840 im Alter von einigen fünfzig Jahren.

VII. Läusehen un Rimels.

Daß unter den heiteren Figuren auch der Läusehen und Rimels sich zahlreiche befinden, die wirklich gelebt haben oder deren charakteristische Merkmale bestimmten Personen entlehnt sind, die Reuter kannte, ist ebenso sicher, als daß manche drollige Begebenheit in den Läusehen un Rimels sich ganz oder ähnlich so zugetragen hat, wie der Dichter sie erzählt. Eine große Anzahl der Läusehen jedoch — wir können wohl sagen die Mehrzahl — enthält Schnurren und Scherze, die aus älteren Anekdotensammlungen und Schwandichtungen stammen, oder aber, und das sind mit die besten, längst von Mund zu Mund

liefen und in den „Läuschen“ zum ersten Mal in eine Form gefaßt wurden, die ihnen vortrefflich stand und in der sie als alte liebe Bekannte freudig begrüßt wurden. Mancher Scherz ist erst durch die Form, die der Dichter ihm gegeben, lebendig geworden.

Der Verfasser ist, in gewissenhafter Durchführung der Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, bemüht gewesen, auch den Figuren der Läuschen un Nimels nachzugehen, ohne jedoch wesentlichen Erfolg damit gehabt zu haben. Zweifellos zutreffende Nachweise erreichte er nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen, und Andeutungen und Vermuthungen konnten ihm nicht genügen. Er verläßt deshalb den bisher geübten Brauch, die Figuren einzeln dem Leser vorzuführen, und behandelt die Läuschen und Nimels, wie Reuter vielleicht gesagt haben würde, „in 'n pol'schen Bagen“. — Noch ein anderer, wie er meint, ausschlaggebender Grund veranlaßt ihn dazu. Die Gestalten der größeren Reuter'schen Erzählungen werden dem Leser vertraut; er verfolgt sie in ihren Leiden und Freuden, er gewinnt sie lieb, manche wächst ihm ans Herz. — Da mag es ihm denn willkommen sein, zu vernehmen, wer dieser oder jener gewesen und was aus ihm geworden ist, auch über den Rahmen der Erzählungen des Dichters hinaus. Ganz anders bei den kleinen Begebenheiten, in welchen sie mitwirken, nur die Träger der Pointen. Der Scherz selbst interessirt den Leser, nicht die Figur, welcher der Dichter ihn in den Mund gelegt hat, oder die handelnd oder leidend ihn zur Explosion bringt. Jeder Leser lacht von ganzem Herzen über den köstlichen Spaß in „de Wedd“; aber ob der Bäcker Swenn wirklich gelebt hat, wann er geboren und wie alt er geworden ist, oder wie er mit wahren Namen geheißt hat, das interessirt den Leser nicht. Im Gegentheil, Bäcker Swenn ist Bäcker Swenn — „hier geht hei hen, dor geht hei hen“ — der kann gar nicht anders heißen; wer möchte darnach überhaupt fragen? — Und so steht's mit den Läuschen und Nimels überhaupt. Bei wenigen nur steigt dem Leser der Wunsch auf, zu wissen, ob diese oder jene Figur wirklich gelebt hat, wer oder was sie gewesen ist, oder ob diese oder jene Begebenheit auf Wahrheit beruht. So mag man sich vielleicht fragen, ob z. B. die Geschichte „De gollene Hiring“ sich wirklich zugetragen hat. Hier kann nun allerdings der Verfasser berichten, daß dies der Fall ist. Dieser ergötzliche Concurrrenzkampf der beiden Gastwirththe hat sich fast genau so abgespielt, wie Reuter ihn erzählt; nur daß die beiden Helden in Lübz nicht Müll und Büll, sondern Moll und Volk-

mann hießen; der eine war der Wirth „Zur Börse“, der andere herrschte in „Stadt Hamburg“. — Vollständig auf Wahrheit beruht z. B. ferner die kleine Geschichte „Schön Dank“, in welcher der mit richtigem Namen bezeichnete Gelbgießer Hans Kühl sich von dem nichts ahnenden Kaufmann Heuck (bei Neuter Bäuf) eine Säge borgte, um ihm die Deichsel von dem Wagen abzusägen, den er nachlässigerweise auf der Straße hatte stehen lassen, so daß Kühl im Dunkeln dagegen lief. Der Spaß hat sich bald nach 1820 in Friedland (Mecklenburg-Strelitz) zugetragen.

Einer der drolligsten Schwänke „Wo is dat Fūr“ ist gleichfalls nach einer wahren Begebenheit erzählt, die sich um 1845 in der „Stadt Hamburg“ (noch jetzt das erste Hotel daselbst) in Wismar abspielte. Es entsteht Feuerlärm und auf die Frage des Reisenden Peter Krohn, wo das Feuer sei, ruft ihm der Nachtwächter zum Fenster hinauf: „Dat brennt bi Ihnen!“ Nun alarmirt Krohn das ganze Haus, alle Gäste stürzen aus den Betten auf Treppen und Corridor hinaus, der Wirth eilt hinzu und es wird eine Heidenwirthschaft; in allen Winkeln sucht man den Brand, bis sich endlich herausstellt, daß es allerdings brennt, aber beim Kaufmann Jhn vor'm Altwismarthor. Natürlich hätte die Auskunft des Nachtwächters Jeden zu der Annahme veranlaßt, es brenne im Hause; es brauchte nicht gerade Peter Krohn zu sein, der übrigens als allbekanntter Reisender der Lübecker Weinfirma Maßmann und Rissen ein gern gesehener Gast und allseits beliebter Mann war. Aber just dem Peter Krohn ist die Geschichte passirt. Drollig ist die von Neuter erfundene Pointe, in der er den Hotelwirth Böckel vorwurfsvoll zu Peter Krohn sagen läßt, er hätte sich doch gleich denken können, daß das Feuer nicht im Hause sei; denn in diesem Fall hätte doch der Nachtwächter nicht gerufen: „Es brennt bei Ihnen“, sondern: „Es brennt bei Sie.“ — Und da hatte er Recht, denn auf Plattdeutsch würde es ganz richtig geheißen haben: „Dat brennt bi Sei.“ Es mag hier erwähnt werden, daß das launige Wortspiel Neuter's in diesem Läusehen „Un ut en Böckel ward en Buck“ ebenfalls eine realistische Grundlage hat. Der Gastwirth Böckel, der Sohn eines Wismarschen Ackerbürgers, war früher ebenfalls Weinreisender für eine Hamburger Firma gewesen, hatte später das Hotel „Stadt Hamburg“ in Wismar erworben und es 1848 an seinen Nachfolger Joh. Vock wieder verkauft, in dessen Besitz es bis vor etwa 12 Jahren verblieb. Und so wurde aus dem Böckel ein Vock. Böckel gründete nach dem Verkauf des Hotels eine

Weinhandlung, die er zu ansehnlicher Blüthe brachte und die im Besitz der Enkel noch heute weiter blüht.

Auch die drastische Geschichte, „De swarten Pocken“, die den zweiten Band der Läusehen un Rimels eröffnet, beruht auf Wirklichkeit; sie ist in Anclam etwa 1855 passirt, woran indessen nur die Bemerkung erinnert, daß der benebelte „Cichurgus Kalw“ den Kirchturm nicht von einer Klystierspritze hätte unterscheiden können. In der That soll der Thurm in Anclam eine gewisse Aehnlichkeit mit diesem nützlichen Instrument zeigen. Der Patient war in Wirklichkeit der frühere Ziegeleibesitzer Halter aus Rosenhagen. Wegen eines franken Fingers mußte er einen Arzt holen lassen, wollte sich jedoch vor Ankunft desselben rasiren lassen. Der Barbier saß, übrigens ein ordentlicher nüchterner Mann, den Reuter in den Cichurgus Kalw verwandelt, schmierte in dem halbdunkeln Zimmer dem Patienten das Gesicht mit Stiefelwachs ein, die dessen Frau ihm irrthümlicherweise statt der Seifenkrufe hingestellt hatte. Der später dazu gekommene Dr. Fischer erklärte dann die dunklen Spuren im Gesicht des Kranken für schwarze Pocken, worauf sofort die Polizei den Ausbruch der Seuche constatirte und das Haus mit einer Warnungstafel versah. Der Vorfall erregte viele Heiterkeit und ist mehrfach in humoristischen Versen behandelt worden. Auch der Dr. Berling, der durch seine plattdeutschen Gedichte wohl weniger bekannt geworden ist, als durch die von Reuter an ihnen geübte humoristische Kritik, hat den Vorfall bearbeitet. Reuter erfuhr von ihm durch einen lustigen Scheerenschleifer, Wenzel mit Namen, der mit seinem Rade über Land zu karren pflegte und somit auch nach Siedebollentin kam, wo Reuter sich bei seinem Freunde Peters aufhielt.

Von einzelnen Personen, die Reuter in mehreren seiner Werke auftreten läßt, sei des lustigen Thierarztes Borchert gedacht, der in den „Memoiren eines alten Fliegenschimmels“ vorkommt, und der bereits in dem Abschnitt über Pomuchelskopp genannt wurde. Was Reuter von ihm in den Läusehen „De Pird' kur“ erzählt, entspricht durchaus der Wirklichkeit. Der Scherz begab sich um 1840 auf dem Gute Bielitz bei Waren und wurde viel belacht. Borchert, damals etwa 40 Jahre alt, war weit und breit bekannt und ob seines schlagfertigen, von Witz und Laune übersprudelnden Wesens überall beliebt. — Weniger in weiteren Kreisen bekannt, war der von Reuter in dem Läusehen „De Zulheit“ unter dem Namen „Kork Penzlin“ verewigte Wirtschaftler Emil Malchin. Der Mensch war wirklich so faul, wie

Reuter ihn schildert; da man ihn mit dieser, seiner hervorragenden Eigenschaft nirgends lange fest hielt, zog er es vor, sich bei Verwandten „durchzufressen“, bis er schließlich als kleiner Rentner in Rostock sitzen blieb und 1886 im Krankenhause starb. Eine originelle Figur muß sein Vetter Heinrich Busch, der Pächter des Kammergutes Fahrenhaupt bei Schwaan gewesen sein, der, eine wahre Hünnegestalt mit schwarzem Vollbart und blitzenden dunklen Augen, bei seinen Freunden und Bekannten unter dem Namen „Heinrich der Löwe“ bekannt war und seinem faulen Vetter Emil die tollsten Streiche spielte. Einen derselben erzählt Reuter in dem bekannten Läusehen. Was Reuter aber nicht gewußt hat, ist, daß Busch, in der Erwartung, der dicke Emil würde durch das Fenster zu entfliehen suchen, eine große Bütte voll Wasser vor demselben hatte aufstellen lassen; daß Emil nicht hineinplumpste, verdankte er nur seiner Körperfülle, mit der er im Fensterrahmen hängen blieb. Hätte Reuter von dem Kübel gewußt, so würde er zweifellos in seinem Läusehen das Fenster erweitert haben und der faule Vetter wäre nicht um sein Bad gekommen.

Und so ließe sich bei manchem andern der Reuter'schen Läusehen un Nimels auf bestimmte Personen und Begebenheiten hinweisen; die obigen Beispiele aber, die den Vorzug haben, auf durchaus zuverlässigen Mittheilungen zu beruhen, mögen genügen. Daß bei vielen seiner Schwänke Reuter gewisse Personen im Auge gehabt, geht übrigens aus der launigen Vorrede zu dem ersten Theil der Läusehen un Nimels hervor. Da meint er in Hinsicht auf die Aufnahme seines Buches, er sitze, wie der Perser sage, auf dem Sopha der Geduld und rauche die Pfeife der Erwartung. Nur das Eine wäre ihm unangenehm, wenn es nämlich dem Bauern Jochen Pösel plötzlich in den Sinn käme, mit seinem Kreuzdorn drohend vor ihn hinzutreten und Rechen-schaft dafür zu erlangen, was er in seinem Buch über ihn geschrieben. „Herr, wat hewwen Sei mit mi un min Fru tau dauhn?“ — Und diese Befürchtung war nicht unbegründet. Ist doch Reuter eines Tages nur knapp an den Prügeln vorbeigekommen, die ihm ein erzürnter Läusehen-Held zugebracht hatte.

Der Scherz „Grugelige Geschichte“ (Nr. 45 im II. Band) ist an sich recht harmlos und seine Wirkung liegt nur in den drolligen Redensarten, die der Held desselben im Munde führt. Diese allerdings kennzeichneten ihren Mann mit unfehlbarer Sicherheit. Der Zimmermeister und Bauunternehmer Venduhn in Malchin hatte es denn auch sogleich weg, wer mit jenem „oll Herr Penkuhn“ gemeint

sei, und spie Feuer und Flammen, obwohl er sich im Grunde zugestehen mußte, daß der Dichter just nichts Unwahres über ihn berichtet habe. Aber dennoch, sein Zorn war groß. „Wat? Will de Kirl sid in sin' Bäuker äwer mi lustig maken? Nu süh mal, süh! Äwer id ward em bitahlen! Verstehst Du mir? Verstehst Du? Wie? Id ward em dat verdütschen, Etcetra pp. un in dergleichen Sachen!“ — Am nächsten Morgen in aller Frühe fuhr er nach Neubrandenburg mit der festen Absicht, den frevelhaften Dichter gründlich zu „verhauen.“

Er kehrte im Gasthof „Zur goldenen Kugel“ ein, wo zu dieser Stunde noch Niemand zugegen war. Beim Wirth Fritz Reichert bestellte er sich ein frugales Frühstück und eine Flasche Wein, um sich, wie er erklärte, „aufzustärken zu einer gewissen Arbeit.“

„Zu was für einer Arbeit?“ forschte Reichert, dem das Gebahren des Fremden gleich auffällig war.

„Kurz und gut! Sie haben hier in Neubrandenburg einen Hallunken, versteh'n Sie mir? Versteh'n Sie? Wie? De Kirl schriwvt Bäuker, Etcetra, pp. un in dergleichen Sachen! Un der hat nu da sein Vergnügent an, daß er ehrliche Leute in seine Bücher lächerlich machen will! Wie? — Nu süh mal, süh! Und mir hat er auch lächerlich gemacht und wegen dem bün ich hier! Versteh'n Sie mir? Versteh'n Sie? Wie? Äwer de Deubel fall em halen! Id ward em mit den Krüzdurn dor in de Eck up'n Puckel kwittiren, dat hei sin Lewlang an mi denken fall! Wie? — Un nu seggen Sei mi bloß, wo de Kirl wohnt. In'n Viertelstunn' möt de Sak awmakt sin.“

„Wer sünd Sei denn, wenn id fragen därf?“

„Venduhn is mein Name. Zimmermeister Venduhn aus Malchin.“

Reichert verließ die Stube und überlegte. Fritz Reuter war ein guter Freund von ihm und da galt es, für ihn einzustehen und vor dem Wütherich da drinnen zu schützen. Vorderhand mußte er wenigstens gewarnt werden, weshalb er ihm sagen ließ, er möge sofort kommen, aber nicht von der Straße her, sondern von hinten durch den Garten. Reuter war alsbald zur Stelle und erfuhr auf der Hausflur von der ihm zgedachten Strafe.

„Leg, heil leg is dat,“ meinte er und krazte sich bedenklich hinter den Ohren. Als er aber vernahm, daß er dem Zimmermeister noch eine unbekannte Persönlichkeit war, kam Zuversicht über ihn und kurz entschlossen trat er in die Gaststube, forderte ein Glas Wein und ließ sich an einem Tisch in der Nähe des Fremden nieder.

„'n Morgen!“ sagte er plattdeutsch zu Benduhn.

„'n Morgen ok!“ antwortete dieser. Nach einer Weile fuhr er fort. „Seggen Sei mal, min leiw Mann, Sei sünd doch hier be-
kannt? Versteh'n Sie mir? Versteh'n Sie? Wie?“

„Ja woll, dat süll ick doch woll glöwen.“

„Na, denn seggen Sei mi, Sei kennen woll villicht en gewissen
Fritz Reuter?“

„Natürlich! Wer süll den nich kennen! Dei wahnt von hier
grad ut, un denn linksch üm de Eck, un denn rechtsch üm de Eck, un
denn wedder en lütt Stück grad' ut, un denn gahn Sei verdwas und
denn fragen Sei sück man wieder.“

„Hm, Hm.“

„Hewwen Sei Geschäften mit em? Wullen Sei wat von em?“

Benduhn schüttete dem Gast, der ihm Vertrauen einflößte, sein
Herz aus, schob heftig den kaum geleerten Teller zurück, schenkte sich
von Neuem das Glas voll und schloß, indem er kräftig mit der Faust
auf den Tisch schlug: „Un de Kirl, de sall sin Schacht kriegen, dat
hei de Engel in'n Himmel fläuten hört, Etcetra pp. un in dergleichen
Sachen! Versteh'n Sie mir? Versteh'n Sie? Wie?“

„Ja, natürlich,“ rief Fritz, „dat würd ick grad so maaken!
So 'n Kirl, de sück gegen den preußischen König verschwuren hadd, de
Zohrenlang up Festung seten hett und de dat in sin'n Öller noch tau
nix wieder bröcht hett, as Bäcker tau smeeren un ordentliche Lüd
tau 'n Narren tau hollen! — So'n Minsch — —“

„Sei sünd min Mann!“, rief Benduhn. „Wahrhaftig, Sei sünd
min Mann! Versteh'n Sie mir? Versteh'n Sie? Wie? Namen
'S 'ran' an minen Tisch; ick lat noch 'ne Buddel kamen!“

„Ja, wenn Sei man nich Ehr Tid versümen.“

„D, den krieg ick woll nahsten! Un denn äwer düchtig! Ver-
steh'n Sie mir? Versteh'n Sie? Wie?“

Nach zwei Flaschen kam die dritte heran, dann die vierte und
fünfte. Der aufmerksame Wirth sorgte dafür, daß neu Ankommende
dem Tisch der Weiden fern blieben und Niemand Reuter mit Namen
anrief.

Benduhn aber fand an seinem trinkfesten, aufgeweckten Nachbarn,
der die lustigsten Schnurren erzählte und ein gar prächtiger Kerl zu
sein schien, immer mehr Wohlgefallen. Von dem Zweck seines Kommens
ward schon lange nicht mehr gesprochen. Sie waren gar fröhlich und
gemüthlich miteinander und bei einer neuen Flasche — „dat sall nu

äwer of de leßt sin; versteh'n Sie mir? Versteh'n Sie? Wie?" — zog Benduhn seinen Genossen ans Herz, küßte ihn mitten ins Gesicht und trank Brüderschaft mit ihm.

„Nu, süh mal, süh,“ rief er, als dieser feierliche Moment vorüber, „nu süh mal, süh! Nu heww ick mit Di Bräuderschaft maht, un ick weit, hal mi de Deubel, noch gornich mal, woans Du heiten deihst.“

„„Ja, wenn Du mi dat man tau-glöwen deihst, wenn ick Di 't segg. Ja, wat meinst, wer ick bün? Ick bün kein Arner, as de Satanskirl, den Du verschachten willst, — Fritz Reuter!““

Benduhn fuhr vom Stuhl in die Höhe, das heißt, er versuchte, in die Höhe zu fahren, fiel entsetzt wieder zurück und starrte seinen Kameraden mit offenem Munde an: „Nu süh mal, süh,“ sagte er ganz schwach. Dann aber kam er doch mit einem energischen Ruck auf die Beine: „Herrgott, ne!“ rief er, „wo is dat minschenmäglich! Du büßt Fritz Reuter? — So'n prächtigen Minschen is Fritz Reuter?! Nu süh mal, süh! Un Di wull ick dörschachten, Etcetra pp. un in dergleichen Sachen?! — Ne, Brauder, ick segg nix nich! De Knast, de kann ihrer in sin' Eck versulen; up dinen Buckel kümmt hei nich! Verstehst Du mir? Verstehst Du? Wie?“ — Und wieder schloß er Reuter in seine Arme und in vollster Freundschaft Arm in Arm schoben sich beide zu Thür hinaus.

Reuter war überaus vergnügt nach Hause gegangen und streckte sich mit einem behaglichen „Nu süh mal, süh“ zum Nachmittags-schläfschen aufs Sopha.

Benduhn aber hatte außer seinem Stock noch etwas Anderes in Neubrandenburg gelassen, das waren seine originellen Redensarten „Etcetra pp. und in dergleichen Sachen,“ und oft hieß es später bei Reichert, wenn etwas Wunderbares zur Sprache kam: „Nu süh mal, süh! — Versteh'n Sie mir? Versteh'n Sie? Wie?“

Mit dieser „grugelichen Geschicht“ sei nun das Kapitel über Gäuschen un Nimels und zugleich das Buch geschlossen.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.



Princeton University Library



32101 072906223

